

Vom Lebensweg



Bergsträßer Anzeigebblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

Wensheimer Tagblatt

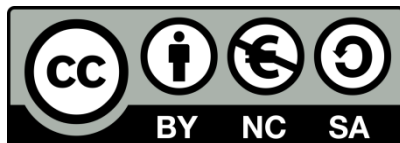
Artikelserie im
Bergsträßer Anzeigebblatt 1921-1922
von Joseph Stoll

Vom Lebensweg

Artikelserie im Bergsträßer Anzeigebblatt 1921-1922 von
JOSEPH STOLL

digitalisiert und herausgegeben von

Frank-Egon Stoll-Berberich



Hohenleimbach 2026

www.joseph-stoll.de

Version 1.0

Inhalt

Vorwort	5
Der Fluch der Lettern: Von Gutenbergs Erbe, der Zersetzung der Kultur und dem Turmbau aus Papiergeld	6
Der Fluch des Mammon: Von der Ehrlichkeit des Tauschhandels zum Ruin durch Papiergeld	9
Eine lächelnde Lebensphilosophie: Vom Wesen des wahren Humors und seiner Abgrenzung zur bloßen Komik	15
Humor als politisches Heilmittel: Brückenbau statt Parteihader und Klassenkampf.....	19
Die Anatomie des Charakters: Von der Bedeutung der vier Temperamente und dem Wesen des Sanguinikers	21
Das Los der Unvermählten: Eine Ehrenrettung für alte Jungfern und alte Junggesellen.....	26
Das Verblässen des guten Geschmacks: Von der Oberflächlichkeit der Moderne, Sittenverfall im Kino und mangelnder Würde	32
Die Rückkehr zur Natur: Vom Verfall des modernen Menschen zur Hoffnung auf eine deutsche Auferstehung	35
Der unvergängliche Lenz: Gottes Natur als Zuflucht vor den Stürmen der Zeit	39
Vom Keim zum Bürger – Natur und Erziehung im Einklang	41
Fünf Lebenswege und ihr unausweichliches Ende	43
Die Illusion der „guten alten Zeit“: Zwischen gegenwärtiger Klage und historischer Verklärung	45
Vom Sinn und Unsinn des Lesens – Ein Leitfaden für eine geistesbildende Lektüre	48
Zwischen Vereinsmeierei und Herdentrieb: Der goldene Mittelweg des Zusammenlebens.....	50
Das Rätsel des Zufalls: Vom Lenker der Weltgeschichte zur unentdeckten Naturkraft	53
Der zerstörte Sonntagsfrieden: Wenn die Großstadt das Grüne sucht	55
Heimatliebe auf vier Rädern: Eine nostalgische Reise durch Odenwald und Neckartal	58
Die Grundpfeiler unserer Entwicklung: Das spannungsreiche Verhältnis von Kultur und Fortschritt	63
Im Fieberwahn der Nachkriegszeit: Vom Niedergang der Kultur und dem Aufstieg der falschen Propheten	66
Die unbezwingliche Macht des Gesanges und die Bewahrung des deutschen Volksliedes.....	72
Das psychologische Rätsel von Heidelberg: Der Krieg und die dunklen Facetten der menschlichen Natur	74
Ein Hoch auf den uneigennütigen Retter: Die Feuerwehr als Symbol für Gemeinschaftsgeist und Humor	76
Hundstagsphilosophie: Wie die Sommerhitze die Menschheit und die Weltpolitik steuert	78
Aus der Not zur Stärke: Leibesübungen und Eintracht als Fundamente der nationalen Wiedergeburt	80
Vom Wert der Leibesübungen: Der Sport als Erzieher und die Überwindung seiner Auswüchse.....	82
Die Metamorphose der weißen Weste: Eine Parabel über Läuterung, gesellschaftliche Schichten und den Wandel der Zeit.....	84
Der schleichende Verlust der Identität: Ein Plädoyer für den Erhalt der Odenwälder Volkstracht	87
Der politische Mord – Eine historische und moralische Verurteilung	89
Das Leben als Jahrmarktsrummel: Eine satirische Allegorie auf Politik und Gesellschaft	92
Das Geheimnis der Wünschelrute: Eine geheimnisvolle Begegnung im Ersten Weltkrieg	95
Fortsetzung: Das Geheimnis der Wünschelrute: Eine geheimnisvolle Begegnung im Ersten Weltkrieg	98
Die Psychologie des Schocks: Menschliche Fehlwahrnehmungen nach der Oppauer Katastrophe	100
Ein wehmütiger Rückblick auf die Rheingauer Fröhlichkeit in Zeiten der Inflation	102
Besinnung auf dem Gottesacker: Vom wahren Glück und der Vergänglichkeit	105
Die psychologischen und wirtschaftlichen Folgen des Währungsverfalls im Nachkriegsdeutschland	107

Die Demaskierung am Stammtisch: Eine weinselige Chronik menschlicher Schwächen im Jahr 1921	110
Der moralische und künstlerische Verfall des modernen Tanzes im Vergleich zu seinen historischen Wurzeln	113
Der verpatzte Nikolausabend und die Tücken des „Neuen“	116
Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Rolle von Haus- und Grundbesitzervereinen im Wandel der Zeit	118
Die verlorene Wahrheit des Weihnachtsfestes: Ein Weckruf zur Besinnung inmitten globaler Heuchelei.....	120
Kulturkritischer Neujahrs-Mahnruf an die deutsche Jugend: Eine Mahnung zu Recht, Fortschritt und Freiheit	121
Die Allmacht der Mode: Von wechselnden Krankheiten, Heilmethoden und Todesarten	125
Künstliche Entstellung im Namen der Mode: Der verzerrende Schönheitsbegriff der Zivilisation.....	126
Der Kulturschmuck der Moderne im Spiegel des „Wilden“	128
Autorität versus Diktatur in der Erziehung	131
Scheinbarer Luxus und verborgene Armut im Nachkriegsdeutschland	133
Die Mechanisierung des Gefühls – Eine Kritik an Wilhelm Ostwalds Farbsystem	135
Replik auf die Kritik eines Hofheimer Landwirts zur steuerlichen und wirtschaftlichen Situation der Bauernschaft	138
Die Ironie der Tugendmedaille: Eine Mainzer Fastnachts-Anekdote.....	141
Nach dem Karneval der Geschichte: Deutschlands moralischer und wirtschaftlicher Aschermittwoch	148
Frühlingserwachen und die göttliche Offenbarung der Natur	149
Der gerettete Suchtkranke und die Vergänglichkeit des Lebensweges	150
Der Streit der Bilder: Wahre Kunst versus moderner Schwindel	153
Ein Appell an die Nächstenliebe: Der Wert des persönlichen Besuchs in Pflege- und Heilanstalten	156
Über den empathischen Umgang mit psychisch Kranken und die mangelnde Anerkennung des Pflegepersonals	158
Die globale Kulturgeschichte des Tabaks: Vom rituellen Kraut der Ureinwohner zum weltweiten Genuss- und Suchtmittel.....	161
Die universelle Sprache des Stiftes: Warum das Zeichnen mehr als nur ein Schulfach ist	163

Vorwort

Die Artikelserie „Vom Lebensweg“ stellt die erste umfangreichere Arbeit Joseph Stolls dar. Die Beiträge erschienen meist im wöchentlichen Rhythmus und beschäftigten sich mit aktuellen Themen des Alltags. Das Spektrum umfasste Politik, Glaubensfragen, Modetrends, Alltagssituationen und den Vergleich von Früher und Heute. Meist tritt dabei Joseph Stolls Hang zur Glorifizierung der „guten alten Zeit“ zutage. Die verwirrende und unsichere Zeit nach dem Ersten Weltkrieg – geprägt von Inflation und fast schon revolutionären Veränderungen der Gesellschaft und des Alltagslebens – prägt die Artikel Joseph Stolls und spiegelt die Ängste der damaligen Zeit wider. Trotz der mittlerweile über 100 Jahre, die seit der Veröffentlichung des ersten Artikels vergangen sind, weisen manche Artikel eine verblüffende Aktualität auf, sodass man sie auch heute – mit sanften sprachlichen Anpassungen – durchaus publizieren und nachvollziehen kann.

Die Artikel wurden mithilfe von KI (Google Gemini) eingelesen und auf Erkennungsfehler sowie Unstimmigkeiten überprüft. Grundsätzlich wurden die Texte im Original beibehalten. Wörter, die aufgrund ihrer alten Rechtschreibung oder durch Fehler schwer verständlich oder sinnentstellend waren, wurden geändert. Zur besseren Orientierung wurden für die jeweiligen Beiträge Überschriften erstellt, die es im Original so nicht gab. Unverändert blieben hingegen Begriffe, die nach heutigen Maßstäben politisch inkorrekt oder beleidigend sind. Der Herausgeber distanziert sich dabei ausdrücklich von jeglichen politisch inkorrekten Ausdrücken, Beleidigungen sowie den historischen politischen Ansichten des Autors.

Die Veröffentlichung dieser Geschichten in ihrer ursprünglichen Form dient ausschließlich dem Zweck, das Werk authentisch und komplett darzustellen, um eine historische Einordnung und Analyse zu ermöglichen. Durch die Präsentation des Werkes in seinem ursprünglichen Kontext soll es zudem erleichtert werden, die historischen Zusammenhänge und Entstehungsbedingungen der Texte besser zu verstehen.

Trotz zeitintensiver Recherche ist nicht auszuschließen, dass weitere als die hier aufgeführten 65 Artikel existieren. So fehlen beispielsweise die Artikel 23 und 59, da diese möglicherweise nicht samstags, sondern in der Wochenmitte erschienen und daher bei der Digitalisierung nicht erfasst wurden. Während die Artikel 1 bis 29 von noch vorhandenen Originalen im Archiv des *Bergsträßer Anzeigers* (der Nachfolgezeitung des *Bergsträßer Anzeigblatts*) abfotografiert wurden, konnten die Artikel 30 bis 65 über Mikrofilm im Stadtarchiv Bensheim digitalisiert werden.

Frank-Egon Stoll-Berberich, 2026

Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.) von Sempervivus.

Kapitel 1 – Samstag, den 22. Januar 1921

Der Fluch der Lettern: Von Gutenbergs Erbe, der Zersetzung der Kultur und dem Turmbau aus Papiergeld

Wer vor dem Kriege Gelegenheit hatte, auch nur einen kleinen Einblick zu tun in das fast unergründliche Meer der Erzeugnisse des Buchdrucks – und dabei will ich ganz absehen von den zahllosen übrigen, z.T. sehr komplizierten und kostspieligen Reproduktionsverfahren, die sich ohnehin der Kenntnis der Allgemeinheit, selbst der sogenannten gebildeten Kreise entzieht – der muß schließlich zu der Überzeugung gekommen sein, daß auch hier wie auf so vielen anderen Gebieten eine gewaltige Überproduktion zu verzeichnen war. Man hatte den Eindruck, einer großen geistigen Überschwemmung und nur der Umstand, daß wir in dem Zeitalter des Papiers geboren, aufgewachsen und erzogen waren, ließ uns der Flut der literarischen Produkte mit einem gewissen Gleichmut entgegensehen, die sich vom reinstem Wasser in allen Nuancen bis herab zur übelriechendsten Jauche über uns und unsere Zeitgenossen ergoß.

Als der gute, biedere Gutenberg seine ersten beweglichen Lettern schnitzte und damit den nachfolgenden Geschlechtern breite Kulturstraßen und gangbare Wege bis in die entferntesten Winkel des seitherigen geistigen Urwaldes bahnte, da dachte er sicherlich nicht im Entferntesten daran, daß sein Lebenswerk, das er, „zu eines Höheren Ehre“ erschaffen hatte, außer dem Geiste des Lichts, in noch viel größerem Maße auch dem Geiste der Finsternis sich dienstbar erweisen werde. Aber es verging ihm, wie so vielen Trägern eines großen Kulturgedankens. Die Epigonen unterstellten nicht sich dem Gedanken, sondern unterstellten den Gedanken ihren Absichten. Habgier, Herrschsucht, Unduldsamkeit, Neid und Zerstörungsdrang, und wie edlen Triebe der Bestie Mensch alle heißen, schufen aus einem idealen Wollen ein reales, kaltberechnendes Vollbringen, unbekümmert darum, ob sie die Errungenschaften der Kultur dadurch förderten oder untergruben. Das grandiose Ereignis des Weltkrieges, das wie eine Katastrophe über die ganze zivilisierte Menschheit hereinbrach, hat uns so recht deutlich vor Augen geführt, wie traurig es um „wahre Kultur“ bei derselben bestellt war. Selbst die berufensten Vertreter kultureller Gedanken haben versagt. Statt Liebe haben sie Haß, statt Versöhnung Bosheit statt Großmut Rücksichtslosigkeit, statt Friede haben sie Krieg gepredigt in Wort und Schrift. Wie wurden die Völker gegenseitig aufeinander gehetzt, ihre niedrigsten Instinkte aufgepeitscht, ganze Generationen verseucht mit wissentlich falschen Verdächtigungen der Gegenseite. Und um dieses teuflischen Zweckes Willen hat man sich neben dem gesprochenen Worte vorzugweise fast ausschließlich jener Erfindung bedient, die der Kulturbringer Gutenberg dereinst doch nur zum Nutzen und Frommen der Menschheit ausgedacht hatte. Aber der böse Geist, der mit dem Begriff „Gegenteil“ so oft sein böses Spiel treibt, hat auch hier seinen zersetzenden Einfluß ausgeübt.

Das Wort, ein Hauch, dem Geist entsprungen,
Fliegt es behend von Mund zu Mund;
Und Tausend, die von ihm durchdrungen,
die tun es tausend Andren kund,
was selbst sie eben erst vernommen.
So pflanzt fort mit Windeseile
Das Wort den Geist zum Nutz und Frommen
Der Menschheit – und zum Gegenteil.

Der Mensch, doch damit nicht zufrieden,
Daß er imstand, das Wort zu prägen,
Im Drang, dem Geiste zu gebieten,
Sehn wir das Wort in Druck ihn legen.
Da liegt es kalt in Erz gegossen.
Gleich Perlenstäbchen, Zeil an Zeil
Und kündet allen Zeitgenossen
Die Wahrheit – und das Gegenteil.

O Gutenberg, du größter Meister,
Der Flügel du dem Wort gegeben,
Und so die Welt der großen Geister
Erschlossen auch dem Alltagsleben,
Dein Werk, auf das sich alles gründet,
Was dient dem Menschentum zum Heil,
Ihm ist die Jugend eng verbündet
Doch leider auch – das Gegenteil.

Und doch alter Mann, eine Freude würde dir die Nachwelt sicherlich bereitet haben, wenn dein Körper ebenso unsterblich gewesen wäre, wie deine Verdienste um die Menschheit. Sie hat nämlich deiner Erfindung eine solche Vervollkommnung angedeihen lassen und sie in den Dienst so weitverzweigter Gebiete gestellt, wie es der menschliche Geist nur noch zum Zwecke der Ausbeutung des elektrischen Funkens bis dato zu schaffen verstanden hat. Wie dieser das gesprochene Wort mit Windeseile verbreitet über den ganzen Erdball, so vermag man mit Hilfe deiner ausgebauten Erfindung, mit den neuzeitlichen Rotationsmaschinen, wie eine solche jetzt auch in diesem Betriebe zur Aufstellung gelangte und die wohl das Vollkommenste sind, was Menschengestalt und Menschenhand an Präzisionsmaschinen überhaupt geschaffen hat, mit fast unglaublicher Geschwindigkeit das geschriebene Wort in tausenden und abermals tausenden Abzügen in die Welt zu senden.

Diese modernen Rotationsmaschinen stehen zu deinen ersten primitiven Handpressen in dem gleichen Verhältnis, wie ein vollendetes Kunstwerk zu den ersten Malversuchen eines zeichnerischen begabten ABC-Schützen, wie der tiefwurzelnde Nußbaum zu dem Nußkern, den man einst in die Erde gesenkt hat, ohne sich dabei der Hoffnung hinzugeben, daß man dereinst unter dem Schatten des aus ihm hervorsprossenden Baumes seinen Nachmittagskaffee schlürfen könne. Wissenschaft und Kunst, Industrie und Handel, Handwerk und Müßiggang, selbst das leichte Dahintändeln, über den Ernst und die tiefen

Abgründe des täglichen Lebens, sie alle schaffen und streben, ruhen und gedeihen, blühen auf und verwelken im Schatten deiner großen Erfindung. Und nachdem man gar so weit gegangen ist die Druckerpresse nicht nur indirekt durch Anpreisung und Verbreitung der menschlichen Fähigkeiten, durch Förderung des geistigen Strebens durch die Ermöglichung des gegenseitigen Gedankenaustausches Einzelner und ganzer Völker, in den Dienst des seelischen und materiellen Aufblühens der Menschheit zu stellen, sondern sie auch direkt zum Frondienst des materiellen Wohllebens heranzuziehen, indem man nach Bedarf die ihr innewohnende Kraft umsetzt in bedruckte Papierscheine, denen wir mit einer Anmaßung, die künftigen Generationen unglaublich erscheinen wird, den Namen „Geld“ verleihen, da haben sich deiner Erfindung Perspektiven geöffnet, vor denen es dir, gottseliger Meister, schwindeln würde und deiner Freude über den Ausbau deines Werkes wäre doch ein starker Dämpfer aufgesetzt. Aber die Menschheit von heute hat schwache Augen; die tiefsten Tiefen dieser Perspektiven, die in ein undurchdringliches Schwarz gehüllt sind, übersehen sie. Sie berauschen sich an den buntschillernden, glänzenden Seitenkulissen, die mit ihrem gleißmerischen Schein über den trostlosen Hintergrund hinwegtäuschen. Das dicke Ende wird nicht lange auf sich warten lassen. Dieser unbedachten Ausbeutung deiner Erfindung wird ein Ziel gesteckt werden. Denn die bedruckten Fetzen Papier, um die die Menschheit von heute denselben Cancan tanzt wie die dereinstige um das goldene Kalb, dieser Turm von Papiergeld, der mit dem von Babel an Höhe ebenso wetteifern kann wie an Unhaltbarkeit, sie werden, wenn der große Windstoß einsetzt, vor dem es den Einsichtigen des Volkes heute schon graut, wie Spreu hinweggefegt werden und zerflattern wie die Blütenblätter einer verwelkten Rose.

Der liebe Gott hat nur gegeben
Dem Menschen dazu den Verstand,
Daß man in seinem ganzen Streben
Doch wohlerkenne Gottes Hand
Dum hat er einst den Turm zerstöret
Den man zu Babel aufgebaut,
Weil damals schon der Mensch betöret
In sich den Herrgott selbst geschaut.
Heut baut man wie zu Babels Zeiten
Den Turm und tanzt ums goldene Tier
Doch läßt man ungern sich bescheiden,
Daß beides doch nur aus Papier.
Das beides einst im Sturm zerstiebet,
Weil es ein eitler leerer Tant,
Und daß, was heut die Menschheit liebe
Verweht wie leichter Dünensand.
Wie sieht man sich das Volk gebärden!
Spricht das nicht jeder Einsicht Hohn?
Muß ihm ein „Mene Tekel“ werden

— — — — —
War's nicht der Turm von Babylon?

Kapitel 2 – Samstag, den 29. Januar 1921

Der Fluch des Mammon: Von der Ehrlichkeit des Tauschhandels zum Ruin durch Papiergeld

Am Schluss des ersten Kapitels meiner „Betrachtungen“ habe ich kurz die Nichtigkeit unseres heutigen Zahlungsmittels gestreift. Es sei mir heute gestattet, das Geld im Allgemeinen zum Gegenstand einer ausführlicheren kritischen Erörterung zu machen.

Das Geld.

Es strebt der Mensch nach Geld gewaltig
Zumal wenn's gold- und silberhaltig.
Auch Nickel, Kupfer, selbst das Eisen,
Seit Neuestem Porzellan aus Meißen,
Selbst dünnes Aluminiumblech
Scheucht von ihm jede Sorge weg. –
Wenn das Metall ihn dann verläßt,
Dann sucht er seinen Hoffnungsrest
Auf kleine Fetzen von Papier
Zu drucken, und in seiner Gier
Hängt er zu Haus es an im Stillen
Und fördert dadurch – die Bazillen.
Er glaubt, vom Mammon stark geblendet,
Daß nunmehr alle Not beendet.
Doch bringen ihn dieselben Pressen,
Die er in eigenen Interessen
Läßt laufen, einst mit einem Ruck
Selbst in den allergrößten Druck.
Er fühlt zunächst sich sehr gehoben,
Will schieben – und wird selbst geschoben
Das ist der Fluch von seiner Tat,
Daß mit der Zeit nicht kommt der Rat.
Daß nach dem Rat erst kommt die Zeit
Da zur Vernunft er wär' bereit.
Wo aber leider es zu spät. - - -
Jetzt erntet er, was er gesät.
Der Mammon, der sein höchster Gott
Der treibt ihn in den Staatsbankerott
Und deckt sein kaltes Grab im Nu
Mit Ballen Assignaten zu.
So geht er, was denn auch kein Wunder
Der einst im eigenen Gelde unter.

Drum Mensch, setz dir ein höhres Streben,

Als nur dem „Götzen Mammon“ leben!
Bedenk, das Horn des Überflusses.
Ist meist die Wiege des Verdrusses.

Als die alten Karthager zum erstenmale ihre Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen der Westküste Afrikas aufnahmen, da dachte noch kein Mensch an Geld im heutigen Sinne. Sie warfen ihre Anker und legten am Gestade des Meeres abgewogenes Gold nieder, brannten ein weithinsichtbares Feuer an und stachen in See. Tags darauf landeten sie wieder an derselben Stelle und fanden neben ihren Goldbarren Erzeugnisse des Landes, wie sie die Afrikaner nachts zuvor biedergelegt hatten. Erschien ihnen der Wert des Dargebotenen zu gering im Vergleich zu ihrer Gegenleistung, so entfachten sie von Neuem ein Feuer und begaben sich wiederum auf ihre Schiffe. Dieser Vorgang wiederholte sich solange, bis beide Parteien sich in ihren Ansprüchen zufrieden gaben. Ähnlich geht heute noch in Indien bei den Weddas das Handelsgeschäft vor sich. Die umliegenden Stämme schleichen sich des nachts in die Dörfer, hängen aus Wachs geformte Modelle der Gegenstände, die sie gerne besitzen möchten, an die Haustüren der betreffenden Handwerker, und daneben Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit, erlegtes Wild oder auch nur die Felle zur Strecke gebrachter Raubtiere. In einer der darauffolgenden Nächte finden sie die gewünschten Gegenstände an Stelle ihrer Gegengaben.

In beiden Fällen handelt es sich um die primitivsten Formen gegenseitiger Handelsbeziehungen unter Vertretern einer im Vergleiche zu uns modernen Kulturmenschen doch immerhin sehr tiefstehenden Bildungsstufe. Und doch, welch' rührende Naivität, welche Achtung vor dem persönlichen Eigentum, welche Ehrlichkeit der Gesinnung, welch' gegenseitiges Vertrauen gehört dazu, ein solches Geschäftsgebahren zur allgemeinen Volkssitte zu erheben. Wie weit tiefer stehen wir von Kultur und Zivilisation triefenden Modernen doch unter diesen einfachen Naturvölkern, für deren Kultur- beziehungsweise Zivilisationsstufe wir schließlich doch nur ein mitleidiges Lächeln übrig haben. Wenn man bedenkt, daß heute bei uns der geringste Gegenstand nicht mehr sicher ist vor Diebeshand der eigenen Landsleute, so muß man tief beschämt zugeben, daß die äußeren Vorteile, die wir vor diesen Völkern voraushaben, einen inneren Kern umschließen, der morscher ist als bei den Leuten der „Wildnis“ – die Moral.

Eine weitere Stufe wechselseitigen Tauschhandels, die als die vollkommenere des oben beschriebenen zu betrachten ist, war die offene Hingabe, d.h. jetzt standen sich die beiden Beteiligten Auge in Auge gegenüber und feilschten um den Kaufpreis. Man wurde wählerischer mit dem Dargebotenen und bald erkannte man, daß man besser fuhr, wenn man allgemeine Wertmesser für bestimmte Waren aufstellte. Noch waren es Naturprodukte: Vieh, Getreide, Muscheln, Sklaven, oder auch schon selbstverfertigte Gegenstände wie Waffen und eigenartig geformte Metallstäbchen. Aus diesen letzteren entwickelte sich endlich die geprägte Münze, die wir mit dem Worte „Geld“ bezeichnen. Des geprägten Geldes Ursprung ist also wohl in einem aus der Volks- und Völkergemeinschaft herausgewachsenen Bedürfnis zu suchen, aber des Rechtes, dieses Geld anzufertigen, bemächtigten sich sofort diejenigen, die an der Spitze des Volkes standen; Geld zu prägen war Vorrecht der Krone, im demokratisch regierten Staate waren es die Führer der Volksgemeinschaft, im monarchisch regierten Staate der Kaiser. Und das heidnische, sowie

das christliche Mittelalter übernahm skrupellos diesen durch die Tradition geheiligten Gebrauch. Ein alter Spruch Karls des Großen besagte: „Nullo alio loco moneta sit nisi in palatio nostro“ (Nirgends wo anders darf Geld geprägt werden, als in meinem Palaste). Das Volk als solches hatte also keinerlei Anteil an den Vorteilen, die allemal aus der Münzprägung erwachsen, im Gegenteil, bewußt oder unbewußt trug es die mancherlei pekuniären Nachteile, die naturgemäß sich als Folgen der häufigen Umprägungen ergaben. Immer krasser und ungeschminkter machten sich diese Schädigungen am Volkswohlstande bemerkbar. Wenn ein Nachfolger Karls des Großen sage und schreibe an 721 Orten Münzstellen errichtet hatte, die ihm ganz beträchtliche Pachtsummen einbrachten und doch noch die „Berechtigten“ so stattliche Nutzen abwarfen, daß sie bald zu den Reichsten des Volkes zählten, so kann man sich eine kleine Vorstellung davon machen wie sehr das bedrückte Volk bluten mußte, um Beider Säckel zu füllen. Und wenn, um nur ein Beispiel aus der neueren Geschichte zu bringen, Friedrich der Große im Jahre 1760, als er für seine Kriegsziele mehr Geld brauchte als er hatte, falsches Geld prägen ließ, das allerdings anfangs nicht sein, sondern des sächsischen Kurfürsten Bild trug, alle Armeebedürfnisse und Gehälter mit diesem Gelde bezahlte, wenn er ferner dieses nicht sehr saubere Handwerk im Großen betreiben ließ, indem er bald darauf auch minderwertiges preußisches, mecklenburgisches und bernburgisches Geld auf den Markt warf, sämtliche Münzstätten an seine drei Helfershelfer Gumperts, Isaak und Itzig, die sächsische an Ephraim verpachtet und dafür die damalige Zeiten fast unglaubliche Summe von 7 Millionen Talern Jahrespacht erzielte, so muß man wirklich den Galgenhumor des geschädigten Volkes bewundern, der sich, allerdings im Bewußtsein seiner Ohnmacht, nur in dem Spottgedichte Luft machte:

„Von außen schön, von innen schlimm,

Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

Im geordneten, gut fundamentierten modernen Staate wie es solche kurz vor dem Kriege noch gab, gehörte er dagegen zu den Selbstverständlichkeiten, daß der reelle Metallwert einer Münze mit deren Nennwert in einem durch Gesetze geregelten Verhältnis stand. Im allgemeinen hatten alle Kulturstaaten die Goldwährung beziehungsweise die sogenannte „hinkende Währung“, d.h. neben der Goldmünze mußten auch Münzen anderer Metalle wie Silber, Nickel und Kupfer in Zahlung genommen werden. Letztere dienten jedoch nur als Scheidemünzen.

Da sich nun aber bald herausstellte, daß bei der fortschreitenden Ausdehnung, die die gegenseitigen Beziehungen der Völker annahmen, es ein Ding der Unmöglichkeit wurde, alle Zahlungen in klingender Münze zu leisten, so suchte man gar bald in den sogenannten „Geldsurrogaten“ einen Ausweg, das heißt man erfand ein Ersatzmittel für das Metallgeld, die Papierscheine.

Von diesen und dem daraus hervorgegangenen Papiergeld im nächsten Kapitel.

Fortsetzung folgt.

Kapitel 3 – Samstag, den 05. Februar 1921

Fortsetzung von Kapitel 2

Wenn ich heute als Fortsetzung meines vorangegangenen Artikels über das Geld Einiges über die Papierschiene als Zahlungsmittel vorbringen werde, so möchte ich von vorneherein betonen, daß ich es, als außerhalb des Rahmens einer oberflächlichen Plauderei liegend, nicht in der Form tun werde, die Anspruch auf eine gründliche Erschöpfung des Themas erheben will, vielmehr mache ich mir es zur Aufgabe, nur in ganz allgemeiner und daher auch dem ungeschulten Laien verständlicher Art das Wesentlichste aus dieser Materie herauszugreifen. Dabei muß ich zunächst einen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung werfen und dann die Formen vor Augen führen, die sich allmählich aus der Praxis herausgebildet haben. Den Anstoß zu dem entwickelten Geldverkehr, von dem die Geldüberweisung durch Papierscheine und was damit im Zusammenhang steht, die vollkommenste und modernste Form darstellt, gab die Tatsache, daß es sich gar bald, nach dem die gegenseitigen Handelsbeziehungen der Völker einen immer mehr ausgesprochenen internationalen Charakter angenommen hatten und infolgedessen immer neue Geldsorten der verschiedensten Staatsgebilde massenhaft auf den Markt geworfen wurden, klar herausstellte, daß ein Ausgleichsmittel geschaffen werden müsse, das von Fall zu Fall eine entsprechende Umwertung gestattete.

Schon im Altertum blühten die Bank- und Wechselgeschäfte. Betrieben wurden diese Geschäfte in den Tempeln an den sogenannten heiligen Tischen. Die Tempel der Antike waren also die ersten nachweisbaren Bankinstitute der Welt. Unser heutiges Bankwesen jedoch entwickelte sich aus dem Geldwechselgeschäft des Mittelalters.

Zu dieser Zeit bildete sich ein umfangreiches Depositen- und Girogeschäft heraus. Hauptsächlich war es in der Mitte des 12. Jahrhunderts Italien, welches die Geldwechselgeschäfte für die ganz zivilisierte Welt besorgte. Die venetianische Bank und die Sankt Georgsbank in Genua waren die Zentralpunkte des Geldverkehrs. Aber auch eine große Menge kleinerer Unternehmer, vornehmlich Toskaner und Lombarden, befaßten sich mit Wechselgeschäften und Zahlungsüberweisungen. Auf öffentlichen Plätzen schlugen diese Wechsler ihre Tische und Bänke (banca) auf, woher es kommt, daß bis auf den heutigen Tag unsere Geldinstitute Banken genannt werden.

Selten kam es vor, daß die Inhaber dieser Geschäfte das ihnen in reichstem Maße geschenkte Vertrauen mißbrauchten. Trat jedoch dieser Fall einmal ein, dann wurde kurze Volksjustiz geübt, d.h. man zerschlug kurzerhand die betreffende Bank (banco rotto), woher das Wort „Bankrott“ seine geschichtliche Deutung findet. Überhaupt begegnet man, weil eben die Wiege des Geldgeschäftes in Italien stand, in dem Geldverkehrswesen fast ausschließlich Fachausdrücken, die der italienischen Sprache entstammen. Man „giriert“, „dicontiert“ und „lombardiert“, man spricht von „Brutto“, „Netto“, „Tara“ vom „Agio“ von der Tratte und von der Strazze. Doch zurück zu der geschichtlichen Weiterentwicklung des Geldverkehrs. Gar bald war es nicht mehr ausschließlich Italien, das allein den Weltmarkt im Geldverkehr beherrschte, sondern auch an den anderen Punkten Europas, zumal da, wo ein reger Warenumsatz blühte, wurden größere Bankinstitute errichtet. Zu großer Bedeutung brachten es die Banken zu Amsterdam und Hamburg, die 1609 bzw. 1619 begründet

wurden; dann aber die Messeplätze Frankreichs, insbesondere die der Champagne. Von gleichen Einrichtungen in Süddeutschland sind die Häuser Fugger und Welser in Augsburg zu nennen, die eine internationale Bedeutung gewannen. Ihre Inhaber waren zu damaliger Zeit die ungekrönten Könige Deutschlands, die dieselbe Rolle spielten, wie die modernen Trustkönige der neuen Welt auf dem heutigen Geldmarkte.

Als das Publikum diesen Bankinstituten immer mehr Vertrauen entgegenbrachte, konnten einige sogar soweit gehen, daß sie Anweisungen (Noten) auf sich selbst ausgaben, d.h. die Verpflichtung auf sich nahmen, diese Papierscheine bei Sicht sofort in Metallgeld einzuwechseln. Der Staat übte die Aufsicht über diese Institute, indem er rechtsgültige Vorschriften darüber erließ, wieviel Barmittel diese Bankinstitute greifbar vorrätig haben mußten, um jederzeit ihren übernommenen Verpflichtungen gerecht werden zu können. Die erste größere Notenbank dieser Art war die Bank von England, die im Jahre 1694 gegründet wurde. Im Laufe der Jahrhunderte nahmen die Banken an Bedeutung derartig zu, daß sie aus dem Handelsverkehr nicht mehr ausgeschaltet werden konnten, ja, daß sogar heute ohne sie der neuzeitliche Handelsverkehr undenkbar erscheint. Indem sie die Credite zwischen einzelnen Konzernen und ganzer Völker vermitteln, haben sie schließlich direkt politische Bedeutung angenommen und bilden, wie auch der Weltkrieg zeigte, in dem Ringen der Völker um die Weltmachtstellung einen ebenso bedeutenden, wenn nicht schließlich ausschlaggebenden Faktor als die Tüchtigkeit der Bataillone. Nun zu den Papierscheinen selbst, ihren verschiedenen Formen und Arten ihrer Umwertung. Da die meisten meiner Leser täglich im privaten und geschäftlichen Leben sich ihrer bedienen und deshalb eine Belehrung von seiten des Verfassers, der in seiner angeborenen Bescheidenheit sich nur mit solchen Geldsummen abgibt, die, wenn auch heute leider nicht mehr in klingender Münze, so doch in zerknitterten und bazillenstrotzenden unscheinbaren Papierfetzen bar beglichen werden, geradezu als anmaßende Überhebung aufgefaßt werden könnte, so will ich mich kurz fassen und mich nur darauf beschränken, einen Überblick über dieselben zu geben. Der einfachste Papierschein, der Geldwert besitzt, insofern voraussichtlich Deckung vorhanden, ist der Geldschein. Als weitere papierscheine, die aber rechtlich gewisse Bevorzugungen genießen, sind die Wechsel zu nennen. Man unterscheidet 3 Arten von Wechseln, den Solawechsel, der einem einfachen Schuldanerkennntnis gleichkommt, das Wechselaccept mit der Anerkenntnis, die Schuld in bestimmter Zeit zu zahlen, losgelöst vom ursprünglichen Schuldgrund und die Tratte oder der gezogene Wechsel, dem das Accept fehlen und der von dem Gläubiger als bequemer Weg benutzt werden kann, seine Forderungen einzuziehen. Das Bestreben, das bare Geld möglichst aus dem Handelsleben auszuschalten, wofür viele praktische Gründe maßgebend sind, setzte den Check in die Welt, der in England seinen Ursprung hatte. Die Grundbedingung für den Check ist der Credit. In England zahlt der Gentleman alles in Check; nur der Lump zahlt bar, da er keinen Credit besitzt. Somit ist der Unterschied zwischen Wechsel und Check in kurzen Worten folgender: der Wechsel ist eine Anerkenntnis, dem eine Schuld, der Check ein solches, dem ein Guthaben zu Grunde liegt. Die Banknoten, die da eigentlich nichts anderes sind, als Wechsel, die die betreffende Staatsbank auf sich selbst ausstellt, die bei Sicht fällig und jedem Überbringer in bar auszahlbar sind, gehören in diesen Zusammenhang. Die Darlehenskassenscheine, die, nachdem der Geldbestand des Reiches, der zur Deckung der Banknoten diente, aufgezehrt ist, sich von diesen nicht mehr wesentlich unterscheiden, sind Erscheinungen der Notlage des ausgehenden Staates. Zu jeder Zeit der Weltgeschichte haben die Staaten, die zu solchen

Zwangspapiergeldern ihre Zuflucht nehmen mußten, unter dem Fluche dieser eigentlich wertlosen bedruckten Papierfetzen zu leiden gehabt. Das Papiergeld der französischen Revolution war ein abschreckendes Beispiel, wie über Nacht der Nennwert dieser Scheine illusorisch werden kann. Ich verweise dabei auf den Schluß meines einleitenden Gedichtes auf das Geld im vorhergehenden Artikel und möchte den heutigen mit einem beschließen, das nochmals zusammenfassend die Hohlheit der Jetztzeit und die jederzeit eintretende Möglichkeit eines Zusammenbruches der unhaltbaren finanziellen Verhältnisse kennzeichnet.

Die Neuzeit liebt die hohle Phrase
Und nicht die alte Biederkeit.
Man fällt erstaunend in Extase
Vor jedem neuen Modekleid.
Vor jedem Fant will man sich neigen,
Wenn er nur laute reden schwingt.
Und tanzt zu Ehren ihm den Reigen,
So lang sein Geld im Ohre klingt.
Nach Geld strebt heutzutage ja alles,
Gleichwohl es aus Papier nur sei.
Doch kommt einmal der große Dalles,
Dann ist es mit dem Wahn vorbei.
Da öffnen plötzlich sich die Augen
Von denen, die heut taub und blind
Wie werden fluchen sie und fauchen,
Weil sie jetzt die Geprellten sind.
Was sie erstrebt im Übermaße,
Worauf sie alles eingestellt,
Was angebetet sie als Geld –
Grinst jetzt sie an als hohle Phrase.

Das Einzige, was den Beschauer wie früher über den Mangel an gutem Bargeld, so heute über das traurige Bild der allgemeinen Geldlage hinweghelfen kann, ist das Universalheilmittel der betrübten Seele, der Humor, dem vielleicht schon mein nächstes Kapitel gewidmet sein wird, vorausgesetzt, daß mir das Karnevaltreiben, das meist jeden wahren Humores gänzlich entbehrt, nicht allzu humorzerstörender Weise zusetzt.

Kapitel 4 – Samstag, den 12. Februar 1921

Eine lächelnde Lebensphilosophie: Vom Wesen des wahren Humors und seiner Abgrenzung zur bloßen Komik

Wenn ich am Schlusse meines letzten Artikels die Redewendung gebraucht habe, daß ich in der heutigen Nummer dem Humor ein Kapitel widmen werde, wenn nicht das Karnevaltreiben meine Stimmung in allzu humorstörender Weise beeinträchtigen würde, so weiß ich genau, daß ein großer Teil der Leserschaft diese Ausführung als paradox belächelt oder aber diese Ausdrucksweise selbst als einen Fastnachtsscherz angesehen hat. Das finde ich sehr erklärlich, da ich aus Erfahrung weiß, daß der größte Teil der Menschen überhaupt keine Ahnung hat, was der Begriff „Humor“ im „wahren Sinne des Wortes“ in sich birgt. Die einen glauben „humoristisch“ zu sein, wenn die sich einen Schnurrbart, den ihnen die Natur versagt oder das Rasiermesser jeden Samstag Abend sein säuberlich hinweggefegt hat, um die Karnevalszeit durch einen aus Flachs mitteilt einer Klammer unter der Nase befestigen oder aber ihr normales Riechorgan durch ein blaurotes gurken- oder knollenartiges Gebilde verdecken, das, wenn es eine unliebsame Beigabe der Natur wäre, ihr ganzes Leben verbittert hätte. Die anderen glauben, Anspruch auf Humor erheben zu können, wenn sie durch saftige Witze, die vom Podium herab auf das „nährische Publikum“ schleudern, wie der schreckliche Berichterstatterausdruck heißt: „Die Lachmuskeln der Zuhörer in Bewegung setzen“; wieder andere meinen durch banale Rohheiten, wie sie ja bekanntlich der Fastnachtsrummel in großen Städten stets mit sich bringt, einen Bombenwitz gerissen zu haben. Der deutsche Sprachgebrauch, der doch sonst so reich ist an Ausdrücken für die verschiedensten Empfindungen des Innenlebens, zeigt in Bezug auf den Begriff „Humor“ eine bedauerliche Lücke, die die irrige Ansicht der breiten Masse bezüglich dieses Begriffes nur allzusehr fördert. So nennt man fast allgemein den Spaßmacher, der mit seinen meist sehr oberflächlichen Witzen die Tanznummern des Varietees unterbricht, der entweder, aus der Schule eines K. Maxstatt oder eines Papa Geis hervorgegangen in einem, dem Inhalt seines Vortrages angepaßtem Kostüm, seine Liedchen oder Vortragsstücke singt bzw. rezitiert und durch lustige Sprünge und Grimassen unterbricht, oder nach der Schule Otto Reutters arbeitend in schwarzem Frack und weißer Binde die beglaceeten Hände in der Pose des Ueberlegens zusammenlegt, Humoristen, obwohl diese Leute und ihre Produkte mit dem eigentlichen Wesen des Humors sehr oft gar nichts gemein haben. Ihre Darbietungen und geistigen Elaborate gehören vielmehr in das der Komik, weshalb sie, wie es viele von ihnen in der richtigen Erkenntnis ihrer Leistungen auch tun, weit richtiger Komiker genannt werden müßten. Auch viele illustrierte Blätter, die sich oftmals das Beiwort „humoristische“ beilegen, bergen in ihren Spalten oft nur Kalauer und abgetroschene, hi und da auch originelle Witze. Bei den besseren und besten mischt sich unter dieses Fülzel die sogenannte Satire, die wohl dem Humor am nächsten kommt, doch dadurch von demselben grundverschieden ist, daß sie eine Tendenz in sich birgt, deren Fehlen ja gerade einer wahrhaft und reinen humoristischen Darstellungsform den spezifischen Einschlag verleiht. Denn wahrer Humor ist nichts weiteres und will nichts anderes sein, als eine abgeklärte, lächelnde Lebensphilosophie, der eine tiefe Kenntnis des Alltagslebens und ein verständnisvolles Eindringen in das Seelenleben des Einzelnen und der verschiedenen Volksklassen zugrunde liegt. Wahrer Humor ist angeboren, denn er ist eine köstliche Mischung der vier Temperamente; er ist aber ein zartes Pflänzchen, das der Sturm des

Lebens leicht entwurzeln und wegfegen kann, wenn es nicht auf einem Boden sitzt, der fest und solid bearbeitet ist, das will sagen, daß die beste und erste Voraussetzung für einen dauerhaften, oder wie der Volksmund sich ausdrückt „unverwüstlichen“ Humor, die Lebenskunst ist, die nur dadurch erworben wird, daß ihr Träger des Lebens Ernst erkannt hat, jedes Fältchen der menschlichen Seele kennt, den Becher der Freude ebenso, wie den Kelch des Leides hat an sich vorüberziehen lassen, der den Weg, der ihn durchs Leben führte, aufrecht dahingeschritten ist, ungeachtet dessen, ob manchmal eine Saite seines Herzens am Zerspringen war oder ob er ausjubeln wollte in rauschender Lebenslust. Humor ist die innige Harmonie, die den inneren Menschen mit dem äußeren verbindet. Humor ist der zarte Harfenklang, der das Leben seines glücklichen Trägers trotz des hastenden Treibens des Alltags, trotz des Ratterns der Maschinen, trotz der dunklen Wolken am politischen Horizont, trotz der Mißklänge die nur zu häufig im privaten und geschäftlichen Leben die Unzulänglichkeit alles Irdischen zeitigt, wie ein leichtes Zittern durchzieht. Allerdings, nicht jedes Ohr ist fein genug, diesem melodischen Klange zu lauschen. Viele, leider vielleicht die Meisten, überhören ihn und nur Wenigen ist es gegeben, ihre Schritte nach seinem Rhythmus zu lenken. Aber wem es gelingt, der findet als höchsten Lohn die innere Zufriedenheit, die Stille Heiterkeit, die Möglichkeit des Hinwegsetzens über die Nichtigkeit des irdischen Lebens und die Fähigkeit, dem Leben Schönheiten abzuringen, die dem Alltagsmenschen ein Buch mit sieben Siegeln bedeuten; zusammenfassend: Der wahre Humorist findet im Leben, was den meisten seiner Mitmenschen im Kampf um das Dasein, im Streben nach äußeren Ehren und Auszeichnungen, im Ringen nach Macht und Geld, um ihre stets steigenden Bedürfnisse zu befriedigen, verloren gegangen ist.

Nur, wer in Alles eingedrungen,
Was dich, o Menschenherz durchbebt,
Wenn auch sein Herz ihm schier zersprungen,
Doch kühn sein Leben durchgelebt.
Und off'nen Auges, unverdrossen
Voll Gleichmut stets trug sein Geschick,
Und, wenn er über's Ziel geschossen,
Zum rechten Wege fand doch zurück
Wer ebenso beim Freudenbecher
Wie bei dem bittren Leidenstrank
Als stiller, wohlbedachter Becher
Das Glas bis zu der Neige trank;
Und lächelnd dann zurückgegeben
Den leeren Krug - und grüßend ging.
Nur der alleine fand im Leben,
Was Tausenden verloren ging.

Humor ist also nach dem Vorausgegangenen das mit leichtem Lächeln Hinweggehen über die Unbilden des Alltags, wohl zu unterscheiden von dem oberflächlichen Dahingehen über den Ernst des Daseins oder dem frivolen Uebertänzeln der tiefen Abgründe, die zu beiden Seiten des Lebensweges sich auftun. Solche Lebensauffassungen zeitigt der Leichtsinn, der

sich übrigens meist mit einem gewissen Stumpfsinn paart. Ein Mensch von wahren Humor wird nur zu oft von der unverständigen Masse mit dem Leichtsinnigen in einen Topf geworfen. Doch das fällt über kurz oder lang mehr und auf die Beurteiler selbst zurück als auf den falsch Verurteilten, der mit seinem zufriedenen Lächeln auf die Pharisäer und Banauser herabsieht. Denn er steht über dem Gezänke des Alltags u. nicht der kleinbürgerliche Klatsch ist die Quelle, aus der schöpfend er einer Lebensführung die Richtung verleiht, sondern er schöpft aus dem ewigen Born der Natur, da er infolge seiner humorvollen Veranlagung ein Freund aller, auch der unscheinbarsten Lebewesen geworden ist und somit ein stiller Sänger des hohen Liedes an die Schönheiten des Lebens. Es ist kein Zufall daß der „Vater des deutschen Humors“ der ewige Altmeister Wilhelm Busch als Einsiedler und - Sonderling sein Leben beschloß, daß er ein Leben lebte, das außer seiner Kunst den Rosen und Bienen gewidmet war. Wer glaubt sicherlich, daß eine Unterhaltung mit ihm die fröhlichsten Stunden seines Lebens bedeutet hätten. Doch, wie wäre er enttäuscht worden; er hätte einen mürrischen und wortkargen Greis vor sich gesehen, dem er, wenn er überhaupt dazu gekommen wäre, sozusagen jedes Wort hätte ablaufen müssen; wahrscheinlich hätte er aber vorher schon in nicht mißzuverstehender Form den Wink erhalten, dahin zu gehen, woher er gekommen. Denn Meister Busch war ein Verächter der Menschen, weil er sie zu genau kannte. Er floh die Stätten der Lustbarkeit und der lauten Freude, er saß mit ernstem Gesichtsausdruck und ruhig in den Bewegungen tagelang abgeschlossen von der Welt und selbst seiner nächsten Umgebung nur um die Mittagszeit sichtbar, in seinem Arbeitszimmer und doch war es der größte Humorist, den bis jetzt das deutsche Vaterland hervorbrachte. Ich habe gesagt, dass die Urquelle des wahren Humors die Kenntnis und Liebe zur Natur sei. Und in der Tat. Bietet nicht die freie Gottesnatur mehr, wie der bestgemeinteste Zuspruch der Mitmenschen, die Möglichkeit, die Sorgen des tägl. Lebens zu vergessen? Fühlt der Mensch, der die frische Frühlingsluft einatmet nicht eine seelische Erlösung von einem auf ihm lastenden Drucke, den ihm selbst die fröhlichste Gesellschaft nicht benehmen kann. Woher dies? Der Durchschnittsmensch hat sich so sehr von der Natur entfernt, daß er im Gegensatz zu dieser für den tiefen Beobachter unwahr wirken muß auf Schritt und Tritt. Da der Humorist zugleich Philosoph sein muß und deshalb allem, was um ihn herum ist auf den Grund geht, so kommt es, daß mit dem stillen Belächeln des Humoristen oft ein ebenso stilles Verachten des Menschenkenners Hand in Hand geht. Aber der Humor schützt vor Pessimismus. Nicht grollend und schmollend zieht sich der Humorist in seine vier Wände zurück, sich ärgernd über jede Mücke, die an der Wand herumkraucht und, wenn er seinen greifbaren Grund findet, darüber nachgrübelnd über wen er sich jetzt eigentlich ärgern könne, sondern wenn ihn etwas bedrückt, dann nimmt er feine Zuflucht in die weite Natur. Allein auf weiter Flut, weit dem Alltagsgetriebe entrückt, den rauschenden Waid und die wogenden Felder zu seinen Füßen, über sich die ziehenden Wolken und um sich herum die blauen Berge, blickt er auf die Sorgen und Mühsale dort unten herab, mit dem Vollbewußtsein seiner eigenen Persönlichkeit, die Kraft in sich verspürend, den Unbilden des Alltags, woher sie auch kommen mögen, mutig die Stirn bieten zu können, Humor besitzen, heißt also letzten Endes auch frei sein von allen Vorurteilen mit einem mit leidigen Lächeln auf den Lippen, das den Schwierigkeiten des Lebens gilt, mitten im Leben und doch über demselben stehend sein eigenes Leben leben. Den Sorgen ausweichen aber wenn sie unvermeidlich, dieselben mit Gleichmut ertragen, unbekümmert darum, ob es anderen Menschen besser geht oder nicht, das ist die große Lebenskunst, die aus wahren Humor geboren ist. Solche Leute, und deren gibt es leider nur

sehr wenige, soll man nicht verachten und als Leichtsinnige oder eitle Toren hinstellen, sondern man soll sie ehren und danach streben, es ihnen gleich zu tun. Es sind Idealisten, die nicht wie so viele in der heutigen Zeit die dumpfen Volksmassen in ein Nichts führen, um sie dann schmäählich zu verlassen, sondern es sind solche, die ein greifbares Ziel im Auge haben, das von jedem erreicht werden kann, wenn er den guten Willen dazu aufbringt. Sie sind zu beneiden um den goldenen Humor, der es ihnen immer wieder ermöglicht, auf der Oberfläche zu schwimmen, anstatt in der Tiefe zu versinken, wie es so vielen Menschen ohne Humor ergeht, wenn ihnen Frau Sorge einen kleinen Ballast mehr aufbürdet, als sie für gewöhnlich zu tragen gewohnt sind.

Wem das Geschick es hat beschieden,
Daß ihm von seines Lebens Loose
Nur übrig bleiben leere Nieten,
Derweilen in des Nachbars Schoße
Sich häufen Berge Gold im Stillen, -
Die höhrend frech ihn an jetzt lachen,
Und doch versteht, den eignen Willen –
Zu neuem Streben anzufachen,
Wer gleich sich bleibt in allen Lagen,
Die ihm das Schicksal aufgedrungen,
Und würdevoll es kann ertragen,
Dieweil er selbst sich ja bezwungen,
Der sei kein Mensch, den man verachtet
Den nenne Keiner leichthin Tor
Der Mann besitzt, bei Licht betrachtet
Ja grad den echtsten Humor

Kapitel 5 – Samstag, den 19. Februar 1921

Humor als politisches Heilmittel: Brückenbau statt Parteihader und Klassenkampf

Als ich mein letztes Kapitel, das den Humor behandelt, niederschrieb, und darin das Wesen desselben im Allgemeinen und seine Auswirkungen auf das einzelne Individuum im Besonderen schilderte, da kam mir plötzlich der Gedanke, daß das, was für den Einzelnen gilt, auch für eine größere Gemeinschaft gelten müsse, da ja eine Allgemeinheit doch im Grund genommen nichts anderes darstellt, als eine Summe von Einzelwesen. Unwillkürlich kam ich darauf, daß diese Verallgemeinerung, an den Humor angewandt, recht erfreuliche Resultate zeitigen könnte, zumal wenn sie auf ein Gebiet übertragen würde, das ja gerade in der gegenwärtigen Zeit den Einzelnen sowohl wie die Gesamtheit in reichem Maße beschäftigt. Ich meine damit die innerpolitischen Verhältnisse, von denen doch von jeher die Gesicke eines Volkes, als einem wesentlichen Faktor seines Zusammenhalts, abgehungen haben, und von denen für uns in der Lage, in der sich unser liebes Vaterland heute befindet, in hervorragendem Maße die nächste Zukunft und damit das Wohl und Wehe des einzelnen Staatsbürgers abhängen wird. Ich bin mir dabei voll bewußt, daß diejenigen Leser, die mein vorausgegangenes Kapitel über den Humor zu lesen versäumt haben, den Kopf, und wenn es Herren vom grünen Tisch sind, das Haupt darüber schütteln werden, daß ich Humor und Politik in einem Atemzug nenne. Aber ich bin überzeugt, daß diejenigen, die meiner Definition von Humor Beifall gezollt haben, mir auch, in meinen heutigen Ausführungen wohl verstehen werden. Zunächst will ich die Momente des wahren Humors, die mir geeignet erscheinen, auf dem Gebiete des politischen Lebens eine gewisse Rolle spielen zu können, noch einmal kurz rekapitulieren.

Der Humorist übersieht bewußt mit einem gewissen wohlwollenden Lächeln die menschlichen Schwächen der Umstehenden und die Mißlichkeiten des alltäglichen Lebens, Er sucht dem Leben schöne Seiten abzugewinnen, den Sorgen wohl nach Möglichkeit aus dem Wege gehend, aber, wenn sie unvermeidlich sind, mit Würde und Gleichmut ertragend. Ohne Vorurteil tritt er seinem Mitmenschen und ihren Handlungen gegenüber; mit einer gewissen Selbstverständlichkeit sieht er seine eigenen Fehler ein und sieht stets den richtigen Weg wieder, wenn er in seinen Handlungen über das Ziel geschossen hat. Stolz erhaben steht er über allen Pharisäern und Banausen, die über dem Gezänke des Alltags die einschneidenden Ereignisse in der großen Welt übersehen. Im Übrigen nimmt er die Menschen und die Verhältnisse so hin, wie sie in der Tat sind, und verliert sich in keine doktrinären Erörterungen, wie die Menschen sein könnten oder müßten, wenn die Verhältnisse eben andere wären.

Von diesem Gesichtspunkte aus beleuchtet, zeigt unser innenpolitisches Leben so recht deutlich, wie wenige Männer sich darin aktiv betätigen, die den Anspruch auf Humoristen im Sinne einer abgeklärten Lebensweisheit machen können. Vielmehr sind die Meisten Fanatiker und Starrköpfe, die ihre politischen Richtlinien und Ziele nicht den obwaltenden Verhältnissen anpassen, sondern ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Möglichkeiten Ideen nachjagen, die sich nur dann verwirklichen ließen, wenn man die Menschen und Verhältnisse

von Grund aus in absehbarer Zeit ändern könnte. Gewiß schließen oft auch diese Ideen, so unausführbar in der Praxis sie auch erscheinen mögen, theoretisch betrachtet, einen guten Kern in sich; daraus erhellt, daß jede Partei, welche es auch sei, selbst die eingeschlossen, die man unbedingt bekämpfen zu müssen glaubt, ihre guten Seiten und Vorzüge aufzuweisen hat. Und in der Tat, hat nicht Jeder, der einmal den Wahlversammlungen der verschiedenen Parteirichtungen beigewohnt hat, schließlich, wenn er ehrlich war, zugeben müssen, daß er einen Teil des jeweiligen Parteiprogramms, wenn es selbst mit dem seiner eigenen Richtung etwas stark kontrastierte von dem soeben vorgeführten Gesichtspunkt aus beleuchtet, als durchaus nicht mehr so unannehmbar ansehen mußte, als vorher; denn der Redner, der ein solches Programm vertritt, zeigte naturgemäß nur die guten Seiten, die es auch wirklich haben kann, die aber die Redner der gegnerischen Parteien seinen Zuhörern aus wohlweislichen Gründen verschwiegen oder gar in verleumderischer Absicht in den Staub zieht. Statt die Konflikte, die die Parteien, da sie sich aus Vertretern der grundverschiedensten sozialen Lebensstellungen zusammensetzen, auszutragen haben, auf dem Wege der gegenseitigen Verständigung zu mildern, und dadurch den Klassenhaß zu untergraben, sucht man in bewußter Absicht immer neue Reibungsflächen. Die Fehler der Anderen werden ausgeschlachtet, die eigenen dagegen als Vorzüge hingestellt. Es fehlt eben oft der Mut zu dem Eingeständnis, daß man einen falschen Weg eingeschlagen hat und man tappt lieber weiter hinein in das Labyrinth der sich daraus ergebenden Irrungen als daß man auf halbem Wege umkehrt und wieder von vorn anfängt, mit dem Suchen nach dem richtigen Wege. Der Satz: „In der Politik gibt es keine Moral“ spielt leider nur zu oft eine traurige Rolle. Bismarck soll ihn, wie seine Gegner behaupten, zuerst ausgesprochen haben. Aber es ist ebenso wenig bewiesen, daß er der Vater dieses Gedankens ist, wie den Jesuiten nachgewiesen werden kann, daß sie den anderen Satz aufgestellt haben, der leider im politischen Parteikampfe eine ebenso traurige wie häufige Erscheinung geworden ist, nämlich der Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Man scheut selbst vor dem Verbrechen nicht zurück, wenn es gilt, einen gewichtigen politischen Gegner kampfunfähig zu machen. Schnöde Verleumdung ist heute eine alltägliche Erscheinung im politischen Kampfe, der Mord keine Seltenheit mehr.

Wenn nur einmal die geistigen Führer des Volkes erwachen wollten aus dem unseligen Taumel des gegenseitigen Hasses und der aus ihm geborenen planmäßigen Verhetzung der Volksklassen. Wäre es nicht viel richtiger, wenn sie bei der Verfolgung ihrer politischen Ziele an die Stelle ihres Hasses wahre Menschlichkeit und Nächstenliebe, an Stelle ihrer Starrköpfigkeit Vernunft und Einsicht, an Stelle der kalten Unnahbarkeit wohlwollende Erwägung der gegenseitigen Gedanken setzen wollten? Bei einem bisschen guten Willen und natürlichem Humor müßte das eine Leichtigkeit sein. Man kann doch einem jeden ernstesten Politiker, welche Parteirichtung er auch vertritt, und dabei möchte ich nicht in den Fehler verfallen, ohne Weiteres stets die Verfolgung persönlicher Vorteile zu unterschieben, wie das von den verbissensten Gegnern meistens geschieht – das Zutrauen schenken, daß er seinen Parteifreunden wohl an erster Stelle, aber dann auch der Allgemeinheit und damit seinem Vaterlande dienen will; sie alle ziehen an einem Strange, sie alle wollen das Beste im ureigensten Sinne. Wäre es da nicht viel richtiger und gerade bei uns in der heutigen Zeit, da wir umlagert sind von einem Heere von erbitterten Gegnern, die nur darauf warten, bis wir von inneren Parteikämpfen geschwächt, Ihrer Habgier als reife Frucht in den Schoß fallen,

erst recht angebracht, daß wir, anstatt unsere besten Kräfte im Klassenkampfe zu vergeuden, uns vereinigen, und mit Hilfe des natürlichen Humors Brücken schlagen würden von einer zu der anderen Partei. Vielleicht leichter als uns selbst bewußt ist, könnten so diese tiefen Klüfte überwunden werden, die heute noch den Einen von dem Anderen trennen. Oder muß uns erst ein Unglück, das noch größer ist als das schon vorhandene, lehren, biese Brücke zu bauen?

Ich meine, das deutsche Volk, das auf der ganzen Welt den Ruf genießt, das „Volk der Dichter und Denker“ zu sein, dürfte es nicht erst darauf ankommen lassen. Denn als solchem mangelt dem deutschen Volke auch der wahre Humor nicht, das beweist seine unzerstörbare Lebenskraft und sein unverwüstlicher Schaffensdrang, der es ihm bald ermöglichen wird, wenn es Parteihader nicht entzweit, die Nachwirkungen des Krieges schneller zu überwinden als alle übrigen im Weltkriege beteiligten Völker.

Möcht endlich Ihr vom Haß genesen,
Der grundlos unser Volk entzweit,
Trag Jeder bei nach seinem Wesen
Zum Aufbau wahrer Menschlichkeit.
Was heut noch als Idol erscheint,
Wird endlich dann zum Ideal;
Wenn erst die Bruderhand Euch einet,
Wird's auch zur Wirklichkeit einmal,
Wonach doch alle Kräfte streben,
Wofür doch jedes Herz erglöh't,
Für das gekämpft sein ganzes Lebe
Der Mann von echtem Volksgemüt.
Liegt Euch nicht immer in den Haaren,
Was doch dem Feind nur Nutzen bringt.
Nur das allein kann Euch bewahren
Vorm Abgrund, der Euch sonst verschlingt.
Zerklüftet Euch nicht in Parteien,
Und steckt das Schwert des Haders ein.
Laßt unsre Fehler uns verzeihen
Und laßt uns endlich Deutsche sein.

Kapitel 6 – Samstag, den 26. Februar 1921

Die Anatomie des Charakters: Von der Bedeutung der vier Temperamente und dem Wesen des Sanguinikers

Als ich mit einem Bekannten kürzlich meine Ausführungen über den Humor besprach und wir dabei auch auf meine Behauptung, daß der Humor die köstlichste Mischung der vier Temperamente sei, zu sprechen kamen, da wurden wir uns im Laufe des Gespräches darüber einig, daß nach unserer beiderseitigen Erfahrung ein großer Teil selbst des gebildeten

Publikums sich nicht eine ausreichende Rechenschaft darüber geben könne, was eigentlich die Grundzüge seien, die die Temperamente voneinander unterscheiden oder deutlicher gesagt, was man unter Temperamente im Allgemeinen und im Besonderen verstehe. Und doch waren wir uns darüber völlig eins, daß es für jeden Einzelnen von großer Wichtigkeit sei, bei der Beurteilung der ihn umgebenden Menschen und ihrer Handlungen, genau Bescheid darüber zu wissen, von welchem Temperament sie befangen sind und in welcher Gemütsstimmung sie im Augenblick ihrer vollbrachten Handlung sich befanden. Da mit dem Begriffe Temperament sehr oft derselbe Unfug getrieben wird, wie mit dem Ausdrucke „Genie“, nur mit dem Unterschiede, daß „Temperament“ im Volksmunde noch häufiger gebraucht wird als letzteres, so erscheint es mir angebracht, heute etwas näher auf den Begriff einzugehen, den wir im Allgemeinen unter „Temperament“ bezeichnen.

Unter „Temperament“ versteht man den äußeren geistigen Ausdruck einer inneren animalen Veranlagung. Man nimmt heute allgemein vier Temperamente an, die jedoch erfahrungsgemäß nie ganz für sich alleinstehend vorkommen, vielmehr in den manigfachsten gegenseitigen Verbindungen. Es stimmt also nicht ganz, wenn man nur von 4 Temperamenten spricht, vielmehr muß man ebensoviele Temperamente annehmen, als es Menschen gibt, da die verschiedensten Abstufungen und ihre Verbindungen unzählige Einzeltemperamente erzeugen. Trotzdem müssen wir, um uns nicht ins Unendliche zu verlieren, bei unserer heutigen Betrachtung die 4 Haupttemperamente zu Grunde legen und sie einer näheren Betrachtung unterziehen.

Als am häufigsten vorkommend und als Verbindung fast alle übrigen Temperament beherrschend, steht an erster Stelle das sanguinische, das fast jedem Menschen mehr oder weniger seine spezifische Note ausprägt; in seiner Reinkultur der personifizierte Leichtsinn, aber in Verbindung mit anderen Temperamenten ein ausgleichendes Moment des Umgangs, dann das cholerische, das theoretisch betrachtet eine Geisel der Menschheit bedeutet, ferner das melancholische, das ewig sehnsüchtige, das nichts Positives zu leisten vermag und schließlich das phlegmatische, das heutigen Tages eigentlich das Leben am Richtigsten zu nehmen versteht, da seine Lebensführung, von einer gewissen allgemeinen Wurstigkeit bestimmt wird. Wollen wir die vier Temperamente nach den 4 Lebensaltern gliedern, so können wir sagen, daß die Jugend vorzugsweise sanguinisch veranlagt ist, das reifere Alter cholerisch, dann melancholisch und das Greisenalter allmählich phlegmatisch wird. Im Vergleich zu den 4 Jahreszeiten entspricht der Sanguiniker dem Lenze, der Choleriker dem Sommer, der Melancholiker dem Herbst und der Phlegmatiker dem Winter.

Der Sanguiniker ist beweglich und blond, der Choleriker gedrunken und schwarz, der Melancholiker hat schwärmerischen Blick und trägt langes Haupthaar und der Phlegmatiker trägt einen kahlen Schädel zur Schau, stiert wohl gefällig in sein Glas und läßt Gott einen guten Mann sein.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir mit der Kürze, die uns der Platz vorschreibt, nunmehr zu den Temperamenten im Besonderen übergehen und die Momente herausgreifen, die ihre Hauptmerkmale bedeuten.

Als erster sei der Sanguiniker einer näheren Betrachtung unterzogen. Der Sanguiniker neigt zum Genusse; er hat ein freundliches, bewegliches Auge, das nur zu deutlich dafür spricht, daß er der Gegenwart lebt und sich um die Zukunft keine grauen Haare wachsen läßt. Wohl macht er fortwährend Pläne und baut Luftschlösser, aber er bringt nichts zur Ausführung. Er

verspricht alles und hält nichts, seine Reue ist ebenso rasch vergessen wie sein Vorsatz. Er geht den Sorgen aus dem Wege, den unüberwindlichen Mühsalen des Lebens glaubt er zu trotzen oder sie aus seinem Gedankenkreis zu bannen, indem er ihnen ein lautes „Gäh!“ entgegenschleudert. Dabei legt er offenbaren Nichtigkeiten einen großen Wert bei und läßt sich von den obwaltenden Umständen leiten auf Schritt und Tritt. Leicht erregbar hat er aber ein gutes Herz für seine Mitmenschen; ein freundliches Wort vermag mehr bei ihm als die wohlbegründetsten Vernunftsgründe. Er zeigt sich fröhlich, witzig und humorvoll, offen und arglos aber doch gleich beleidigt und aufbrausend, wenn er sich zurückgesetzt oder gekränkt fühlt. Durchaus nicht starrköpfig gibt er in jeder Beziehung nach und ist fügsam, wo er starken Widerstand findet. Er ist gerne gelitten als guter Gesellschafter und lieber Freund, nicht schadenfroh und neidisch, mithin ein biederer Bürger.

Bei schlechter Erziehung in den Entwicklungsjahren und, was noch mehr sagen will, bei einer schlecht durchlebten Kinderstube neigt er zur Charakterlosigkeit, die sogar bis zur Gewissenlosigkeit ausarten kann. Alles in allem gleicht er dem Hunde, der wohl bellt ohne zu beißen und Luther hat ihn sehr richtig charakterisiert, wenn er sagt: „Hüte dich vor den Schleichern, die Rauscher tun dir nichts.“ Das sanguinische Temperament ist wie oben gesagt, das weitverbreitetste und wir können deshalb ruhig sagen, daß es fast keinen Menschen gibt, der feine sanguinische Ader sein eigen nennen könnte. Für sich allein betrachtet, ist es der Nichtsnutz in der Menschheit aber mit einem oder mehreren der übrigen Temperamente vermischt bildet das sanguinische Temperament das Salz, das allein die Atmosphäre genießbar und erträglich macht, in der wir oftmals sind mit unseren Mitmenschen zusammenzuleben. (Fortsetzung folgt.)

Kapitel 7 – Samstag, den 5. März 1921

Fortsetzung von Kapitel 6

Hat der Sanguiniker die großen Vorzüge, daß er gutmütig und menschenfreundlich, verträglich, neidlos, nicht nachträglich und gesellig ist, so sind dem Choleriker, der seinem Temperament nach dem Sanguiniker am nächsten kommt, Tatkraft und Beharrlichkeit, Großzügigkeit und, wenn er Freundschaft schließt, Freundestreue, die bis zur Selbstentsagung gehen kann, nachzurühmen. Aber sein namenloser Stolz und sein selbstsüchtiges Wesen macht ihn nach Außen hin unerbittlich und selbst überhebend. In der Verfolgung seiner Ziele geht er über Leichen und kein Opfer ist ihm zu groß, wenn er seinen Willen durchsetzen oder seine Pläne zur Ausführung bringen will. Ein Mann von großem Willen und großem Wollen, großzügig im Hassen und im Lieben, im Erwerben und im Verlieren, im persönlichen Verkehr und in seiner Berufstätigkeit, zeigt er sich nirgends kleinlich. Gewaltsam und streng seiner Statur nach haßt der Choleriker Alles und Alle, die ihm im Wege und dabei gar über ihm stehen, die Kleinen verachtet er und benutzt sie skrupellos als Werkzeuge bei der Durchführung seiner Pläne. Aber trotz seiner wehrlosen Herrschsucht, die sich bei manchen Cholerikern schon bis zum Größenwahn gesteigert hat, leiht er den Schmeichlern gerne und willig sein Ohr; denn er liebt es, daß man seine Handlungen lobt und für gut findet, wenn nicht gar bewundert; überhaupt will er in allem als maßgebend und als höchste Instanz anerkannt werden. Sein Grundsatz ist: „Die Furcht

hütet den Wald“ und jenes „oderint, dum metuant“ (sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten) entsprang einem durchaus cholerischen Temperamente. Wie jener Nero neigt der Choleriker bei schlechter Veranlagung und Erziehung zur Rohheit und zum gemeinen Verbrechen. Die meisten Strafanstalten sind von Cholerikern gefüllt. Kann er, wie oben gesagt, sich auch dazu aufraffen, für seinen Freund durchs Feuer zu gehen, so führt er seinem Feinde gegenüber den Kampf bis aufs Messer. Da er weder Nachsicht noch Verzeihung kennt, ist er sehr nachträglich hinterlistig und so oft ein ganz gefährlicher Patron. Auch er ist ein „Hitzeblitz“ wie der Sanguiniker, nur mit dem Unterschied, daß das Aufbraußen des Sanguiniker, dem Sprudel des Rheinweins gleicht, der Zorn des Cholerikers dagegen nachhält wie die Wirkungen einer schweren Bombe. Im Allgemeinen fühlt sich übrigens der Choleriker nicht wohl, wenn er nicht mit diesem oder jenem seiner Mitmenschen einen Strauß auszufechten hat. Er ist der Prozeßmichel, wie er im Buche steht. Wenn ich in den einleitenden Worten des vorausgegangenen Artikels in Bezug auf das Äußere des Cholerikers gesagt habe, er sei gedrungenen Körperbaues und schwarzhaarig, so muß ich noch ergänzend hinzufügen, daß diesem Temperamente außer dem schwarzen auch das rote Haar eigen ist. Rotköpfe sind fast durchweg cholerischer Natur und der alte Volksspruch, der natürlich wie alle Regeln Ausnahmen zuläßt, scheint mir sehr aus der Erfahrung zu sprechen: „Route Hoarn un Erleholz woachse uff kaam gure Boddem.“ Ganz schlimm zeigt sich das cholerische Temperament, das doch ganz männlichen Charakter trägt, wenn es die holde Weiblichkeit in seinen Bannkreis zieht. Die aus dieser paradoxen Zusammenstellung hervorgegangenen Individuum sind dann die sogenannten Mannweiber, jene üble Erscheinung, die durch ihr Auftreten, ihr oft unweiblich brutales Benehmen und sonstige Untugenden ihre Mitschwestern in ein schlechtes Licht setzen, da Viele ihre Erfahrungen, die sie mit solchen Cholerikerinnen gemacht haben, auch bei der Beurteilung der übrigen Evastöchter in die Waagschale werfen. Ganz mit Unrecht, denn im Grund genommen ist das weibliche Geschlecht rein sanguinischen, allerdings bei heranschleichendem Alter oftmals auch melancholischen Temperamentes.

Und so wären wir bei den Melancholikern angelangt. Während der Sanguiniker himmelhochjauchzend zu Tode betrübt von einer Stimmung in die andere fällt, kennt der Melancholiker nur eine einzige, die Schwärmerei. Sein Blick, der sich bis zum wässerigen Augenaufschlag erweitern kann, ist nach den Sternen gerichtet. Er ist der Mensch der Sehnsucht, des ungestillten Verlangens, der unerfüllten Hoffnungen. Als solcher liebt er die Einsamkeit und meidet laute und lustige Gesellschaft. Lautes Lachen ist ihm zuwider, jeden Witz findet er banal. In seinen Handlungen ist er ruhig, langsam und bedächtig. Dabei macht er sich das Leben oft unnötigerweise schwer, da er immer zuerst die Schwierigkeiten sieht, die sich ihm bei seinem Tun und Treiben entgegenstellen könnten. Er schöpft nicht aus der Gegenwart, sondern ausschließlich aus der Erinnerung. Wenn er auch vom Gerichtspunkte der bürgerlichen Gemeinschaft aus betrachtet nichts Positives zu leisten, also keine eigentlichen realen Werte zu schaffen vermag, so ist doch oft das melancholische Temperament eine Begleiterscheinung des Genies. Die Mehrzahl künstlerisch veranlagter Menschen sind neben Sanguinikern auch Melancholiker. Da nun das melancholische das Temperament der Sonderlinge ist, findet man unter den Jüngern der Kunst so viele merkwürdige Erscheinungen, die durch ihr Auftreten und sich Geben der Allgemeinheit willkommene Veranlassung geben, sich lustig über solche Menschen zu machen. Eigentlich

ganz mit Unrecht; diese Leute hätten - aber dazu sind sie zu harmlos - allen Grund, auf die übrige Menschheit, die die Allgemeinheit bilden, mit einer gewissen Betrachtung herabzusehen, denn sie leben in Ihrer eigenen Welt, die wenn sie auch auf der Phantasie aufgebaut ist, doch im Grund genommen, oft viel besser als der Grovian der heutigen Zeit ist, in der doch schließlich nur der Heuchler, der Pharisäer, der Schieber und Wucherer die erste Flöte spielt.

In die Kategorie der Melancholiker gehören unter anderem die sentimentalischen Grübler, religiösen Schwärmer und politischen Weltstürmer, die nicht mit der nackten Tatsache rechnen, sondern mit Verhältnissen, die sie in ihrer Fantasterei als vorhanden und wirklich annehmen, Die Melancholie, die in Schwärmerei ausartet, und übrigens dem Okkultismus, der Hellseherei, dem Somnambulismus und wie die Zusammenstellungen von unerforschten Naturkräften und bewußtem oder unbewußtem Schwindel alle heißen, äußerst zugänglich ist, artet nicht selten in Wahnsinn aus; dessen Folgeerscheinung ist oft der Selbstmord, der von allen Temperamenten wohl den Phlegmatiker am fernsten liegt.

Denn ihn, den Phlegmatiker bringt nichts aus der Ruhe. Er ist nicht so leicht und oft aus dem seelischen Gleichgewicht zu bringen wie der Sanguiniker und Choleriker, denn er kann sich weder übermäßig ärgern noch freuen, sich weder für eine Person oder Sache begeistern, noch sie mit allen Mitteln bekämpfen oder mit seinem Hasse verfolgen. Die Hauptsache ist ihm die Ruhe. Dabei ist er meist gutmütig, nimmt nichts übel, kann aber, wenn ihn die Lage dazu treibt, ziemlich derb und grob werden. Dies kommt meist nur dann vor, wenn er nicht ausgeschlafen oder nicht sattgegessen hat, denn Sattsein und Schlafen ist der Hauptinhalt seines Lebens. Allerdings hat er durch seine Ruhe und Gelassenheit den übrigen Temperamenten das voraus, daß er in seinen Handlungen konsequenter bleibt und seine Entschlüsse mit weniger Voreingenommenheit, Leidenschaftlichkeit und Erregung trifft. Die vier Temperamente zusammenfassend möchte ich zum Schlusse einen kleinen Vorgang schildern, der so recht die Grundzüge derselben und ihre Verschiedenheit vor Augen führt. Auf einer Landstraße liegt ein mäßig großer Stein, Zuerst kommt der Sanguiniker des Weges daher. Er pfeift ein Liedchen vor sich hin und nähert sich eiligen Schrittes dem Stein. Ihn wohl sehend, aber ihn nicht besonders beachtend, hüpfte er über denselben hinweg und verschwindet in der Ferne. Da schreitet der Choleriker mit festem Schritt herbei. Beim Erblicken des Steines färbt sich sein Gesicht purpurn, er schimpft über die Unordnung, die heute überall herrscht und über die Zuchtlosigkeit der Jugend, die in ihrem bodenlosen Leichtsinn diesen Stein mitten auf die Straße geworfen habe, nicht überlegend, daß dadurch Mensch und Vieh zu Schaden kommen könne. Während er noch grollend und knotternd fürbaß schreitet, schleicht bedächtig, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, mit zerwühltem Haupthaar und schwärmerischen Augenaufschlag, der Melancholiker daher. Er nimmt erst von dem Stein Notiz, als er darüber stolpert; dann hebt er in sinnend auf, mustert ihn von allen Seiten, stellt fest, daß es diese Gesteinsart in hiesiger Gegend nicht gäbe, daß der nächste derartige Steinbruch ein paar Meilen von hier entfernt liege, und erwägt alle Möglichkeiten, wie gerade dieser Stein wohl hierher gekommen sein möge. Dann legt er ihn wieder bedächtig auf seinen Platz und geht nachdenkend und kopfschüttelnd weiter. Da schlendert das Phlegma daher. Ihm ist es nicht

eilig und alle Augenblicke bleibt es stehen. So kommt es langsam heran aber der Stein beeinflußt es nicht – es umgeht ihn.

Wollte man die vier Temperamente noch kürz charakterisieren, so könnte man die vier Sätze aufstellen:

„Den Sanguiniker bestimmt der Augenblick“

„Der Choleriker bestimmt den Augenblick“

„Der Melancholiker verträumt den Augenblick“

„Der Phlegmatiker versäumt den Augenblick“

Kapitel 8 – Samstag, den 12. März 1921

Das Los der Unvermählten: Eine Ehrenrettung für alte Jungfern und alte Junggesellen

„Als ich noch im Flügelkleide“ meine erste Tanzstunde mitmachte, - übrigens habe ich drei derartige Kurse absolviert, von denen mir außer der „süßen Erinnerung“ nur die traurige Erkenntnis übrig blieb, daß der Schottisch im Allgemeinen zwar der leichteste Tanz sei, daß aber mein Schottisch im Besonderen einem Mittelding gleichkomme zwischen der Grazie eines Nilpferdes und der ersten Hüpfversuchen eines neugeborenen Känguruhs, weshalb ich mich auch gar bald von allen weiteren Tanzversuchen zurückzog, - da traf uns immer ein tadelnder Blick unseres Tanzmeisters, wenn nach dem Erschallen seines Rufes: „Bitte zum Tanz engagieren!“ wir nicht mit wahrer Todesverachtung uns auf die Gegenstände unserer Verehrung stürzten.

Denn was hätte auch einem dieser jungen Dämchen Schlimmeres passieren können, als wenn es, selbst für den Bruchteil einer Minute als „Mauerblümchen“ hätte „schimmeln“ müssen. Und doch kam das zu weilen vor, wenn, der ihr zugehörnde „Tanzstundsherr“ sich gerade ein Butterbrot oder ein Glas Bier leistete, oder ein anderer triftiger Grund seine momentane Abwesenheit dringend erheischte. Schadenfroh richteten sich dann die Blicke der schon tanzenden „Freundinnen“ auf die „Sitzengebliebene“. In diesem tragischsten Momente ihres jugendlichen Daseins bildete, da die einzige Zuflucht aus der Verlegenheit das nervös hervorgezerrte Taschentüchlein, das so lange windfächernd in Bewegung gesetzt wurde, bis einer von uns Tanzstundsherrchen den batistenen¹ Hilferuf richtig verstand und sich der Harrenden erbarmte. Trotz meiner allgemein anerkannten Tanzunfähigkeit galt ich in solchen heilen Situationen als ein gesuchter Tänzer. Da ich zugleich auch einer der zartfühlendsten war, der sofort losstürzte, sobald er eine solche Signalfolge zu Gesicht bekam, so war ich halb äußerst beliebt und so blieb es nicht aus, daß ich als Anerkennung für

¹ **batistenen** bezieht sich auf das zuvor erwähnte Taschentuch, welches aus einem feinfädigen, durchscheinendem, leinwandartigem Gewebe besteht. Entlehnung (1. Hälfte 18. Jh.) von frz. batiste, das vom Namen des flandrischen Herstellers, des Leinwebers Baptiste, der im 13. Jh. in Cambrai gelebt haben soll, hergeleitet wird..

meine aufopfernde Tätigkeit bei dem Schlussbällchen über und über mit Blumen, seidenen Bändern und bunten Orden geschmückt wie ein prämiierter Pfingstochse einherstolzieren durfte.

Ich habe damals nicht geahnt, daß ich diese harmlosen Erlebnisse der ersten Jugendzeit später einmal in der Kreis einer ernsten Betrachtung ziehen würde. Und doch, wenn ich heute im täglichen Leben so meine stillen Beobachtungen mache, so kommen mir immer wieder die alten Tanzstundserinnerungen. Bis ins Einzelne zeigen sich Ähnlichkeiten zwischen dem idealischen Tanzsäälchen von einst, wie es sich dem Kinderauge bot, und der großen buntschillernden Schaubühne des Lebens im Auge des gereisten Mannes. In beiden Fällen auf der einen Seite die heiratsfähige männliche Jugend, der allerseits zur Pflicht gemacht wird „zuzugreifen“ und auf der anderen Seite die heiratsbegehrende Weiblichkeit aller Jahresklassen, die nur darauf wartet, bis der Richtige „anbeißt“. Dann hin und wieder die heißersehnte Aufforderung, den Tanz, wie einst durch den Saal, so jetzt durchs Leben zu wagen, und zu guterletzt die bedauernswerten Sitzengebliebenen; selbst der geschmückte Pfingstochse fehlt nicht in der Ähnlichkeitskette. Schließlich muß er auch hier zum letzten Rettungsanker dienen. Da den „Mauerblümchen“ von einst die „alten Jungfern“ von heute entsprechen, möchte ich aus reinem Hang zur Tradition, wie damals für ihre jüngeren Schwestern, so heute für diese eine Lanze brechen. Ich hole damit eine Ehrenpflicht nach, denn ich habe Euch, alte Jungfern, in meinem Leben doch noch gar zu wenig Beachtung geschenkt, so daß Ihr diesen Ritterdienst ganz ruhig von mir annehmen dürft. Und ich hoffe, daß, wo wie sich ehemals das Vertrauen der „Jüngeren“ auf mich konzentrierte, auch Ihr mir Euer volles Vertrauen schenken möchtet, zumal wenn ich hier ganz offen erkläre, daß ich mich selbst mit den Jahren, Euerem Schicksale ähnelnd, zum alten Junggesellen ausgewachsen habe, Euch also, wenn auch nicht in jeder Beziehung, so doch rein oberflächlich betrachtet, ziemlich gleich komme; kurz: uns verbindet eine gewisse Interessengemeinschaft.

Es ist klar, alte Jungfern und alte Junggesellen gehören zusammen. Ich werde sie deshalb auch in den folgenden Zeilen als Eins behandeln; die sinngemäße Anwendung der Artikel in den einzelnen Fällen dabei dem Leser überlassend. Für die Allgemeinheit sind Beide der Gegenstand höhnischer Bemerkungen und in fast allen Witzblättern eine stehende Rubrik des Lächerlichen und Absonderlichen. Für die zartfühlende Mitwelt bilden sie das Objekt schadenfrohen Bedauerns, versteckten Neides, boshafter Verleumdungen und skrupelloser Ausbeutung. In der heutigen Zeit, in der sich alles organisiert, sollten auch sie einen Reichsbund schließen; einen Reichsbund der Vereinsamen und Verlassenen. Wenn man es im deutschen Vaterlande schon zu einem solchen der Kinderreichen gebracht hat, was spricht dagegen auch einem solchen der „Unverehelichten“ zu gründen. Denn der freiwillige oder unfreiwillige Verzicht auf das Glück der Ehe, das sie in gewissem Maße zu Märtyrern der Liebe macht, indem sie selbstentsagend einem Anderen den Platz räumten, wird nicht entsprechend anerkannt; im Gegenteil er wird mit Undank vergolten in jeder Form. Eine nicht verheiratete Person hat nach Ansicht der meisten Leute scheinbar überhaupt kein Anrecht auf Existenzberechtigung. „Der oder die“, so kann man allen halben hören, kann sich allein immer „durchschlagen“. „Was tut die „alte Schachtel“ ober der „olle Junggesele“ mit seinem Gelde“ spricht man so leicht hin, ohne zu bedenken, daß das heutige Leben für die

„Einsamen“ verhältnismäßig gerade so teuer, in vieler Beziehung noch teuer ist, als für die Verheirateten. Und warum haben denn die meisten von ihnen nicht geheiratet. Nicht deshalb etwa, weil sie sich den Pflichten der Ehe entziehen wollten, wie so viele scheinheilige Schwätzer, die sich übrigens meistens aus den „Hineingefallenen“ rekrutieren, behaupten, sondern weil sie ein größeres Pflichtgefühl halten als so viele andere, die in den Tag hineinheirateten, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, ob sie überhaupt dauernd im Stande seien, einer Familie vorzustehen und für das Nötigste aufkommen zu können oder nicht. Und bei wie vielen fehlte es ganz einfach an der Gelegenheit? Wenn es auch ganz richtig ist, daß die Ehe die Halbierung der Rechte und die Verdoppelung der Pflichten bedeutet, so ist auch nicht zu verkennen, daß mit ihr so vieles wahre Glück und so reicher Sonnenschein verbunden ist, der durch nichts, auch nicht durch die sogenannten „Freiheiten“ der Anvermählten aufgehoben werden kann. Wenn ein Unverheirateter nicht gerade einer der glücklichen Naturen ist, die sich selbst genügt, und seine eigne Welt bilden dann kann nach seiner Facon, so wird er sehr bald verkümmern, er wird das Leben unverträglich finden u. in vielen Fällen, da wo ihm der moralische Halt fehlt, kommt er nach und nach herunter. Oder er langt zu jener Stufe der Sonderlinge an, deren ich schon in meinem Kapitel über die Melancholiker Erwähnung getan habe. Die Gefahren des Junggesellentums sind also große in moralischer Beziehung; groß sind auch die Nachteile im Falle einer Krankheit oder des herannahenden Alters. Wer nimmt sich dann solcher Vereinsamten an? Wenn sie sich nicht mehr selbst vorstehen können, dann sind die Siegenheime, Pfründnerhäuser u. Hospize ihre letzten Zufluchtsstätten. Hat sie die liebe Mitwelt bis dahin nicht schon ganz ausgesaugt, so sehen sie ihre Habe nach dem Tode den „lachenden Erben“ verfallen, meistens Leuten, die sich zu ihren Lebzeiten so gut wie garnicht um sie bekümmert haben. Es ist nichts schlimmer, als ein liebeleeres Leben. Wer es in der Ehe nicht finden konnte, sucht es zu ersetzen auf andere Art: Daß diese Art manchmal einen komischen Einschlag zeigt, ist nicht abzustreiten. Die Katzen und Hunde, denen das liebebedürftige Herz der „alten Jungfer“ entgegenschlägt, sind sprichwörtlich geworden. Der alte Junggeselle hat seine eigenen Passionen und Marotten. Mürrisch und verbittert wird die alte Jungfer, hähmisch, absonderlich und bei entsprechender Veranlagung gefühllos der alte Junggeselle. Geizig sind meistens alle Beide, ebenso mißtrauisch. Sie wärmen sich, gerne an dem Herde eines glücklichen Familienkreises, suchen Anschluß an Freunde bzw. Freundinnen und sind empfänglich für jeden Tratsch, den sie gar zu gerne unter dem größten Siegel der Verschwiegenheit weitergeben. Das Glück der Ehe haben sie nie persönlich kennen gelernt, ebensowenig aber auch das Unglück, das oft eine Begleiterin derselben ist. Deshalb zeigen sie wenig Verständnis für solche Dinge. Sie haben nie in diese Lotterie eingesetzt und kommen deshalb immer mit dem Einsatze heraus. Das ärgert die Anderen und deshalb oft ihre Verachtung und ihr Neid. Denn es geht merkwürdig genug zu im Leben in Punkto Ehe. Der eine grämt sich, daß er die Auserwählte seines Herzens nicht bekommen hat, der andere, daß er darauf hineingefallen ist.

Da fällt mir ein Gedicht ein, das ich einmal in früheren Jahren verbrochen habe und das des Schicksals Tücke in dieser Beziehung so recht vor Augen führt. Es lautet:

„Die alte Geschichte.

Er war verliebt, unsterblich verliebt,
Er nannt' sie sein „treuliebes Mädchen. –
Sie war ja ein Kind, wie es selten eins giebt
Vergöttert im ganzen Städtchen.

Er zog in die Fremde, als Abschied er nahm
Tat er in die Aeuglein ihr schauen. –
Den letzten Zweifel, der über ihn kam,
Benahmen sie rasch ihm, die blauen.

Ein Jährchen verstrich, in die Heimat zurück
Kehrt er voller Hoffen und Sehnen. - -
Unseligste Stunde des Lebens, - sein Glück
Begrub et in bitteren Thränen.

Eines anderen Frau war lange sie schon
Aus Kummer und Gram wollt' er sterben.
Ins Narrenhaus schließlich, welch' bitterer Hohn
Verbrachten ihn fürsorgende Erben.

Dort sitzt er, zufrieden, denn in seinem Arm
Da herzt er und küßt eine – Puppe!
Sein „treuliebes Mädchen“, er hält es warm.
Die übrige Welt ist ihm „schnuppe“.

Und dicht nebenan, welch' traurig Geschick,
Da stöhnet ein reuiger Büsser.
Zerstört hat er dreist dieses Ersteren Glück.
Doch nun ist er Ärmer als dieser.

Denn sie, die sich Beide als „Engel“ gedacht,
Zur „Teufelin“ wurde sie balde - - -
Und hat so auch diesen zum Narren gemacht

Da habt Ihr die Geschichte, die alte!“

Da sieht man es, gegenüber des Geschickes Mächten sind die Vermählten ebenso machtlos wie die Unvermählten. Jeder Stand hat seine Nachteile und Vorteile, seine Bitternisse und Gefahren, aber auch jeder Stand seine Berechtigung. Ich halte es deshalb auch für einen einseitigen Standpunkt, die Junggesellensteuer einführen zu wollen. Zumal bei der großen Wohnungsnot. Mit welchem Rechte will man übrigens eine eventuelle Klugheit versteuern? Wäre es nicht viel einträglicher, die Dummheit zu versteuern im deutschen Vaterlande, die sich in der Häufung von ganz aussichtslosen Ehen kundgibt?

Aber ich falle aus dem Rahmen der heutigen Betrachtung. Ich wollte ja sprechen über die alten Jungfern und Junggesellen. Ihren Leidensweg, ihre Fehler, ihre falsche Beurteilung von seiten der Unbeteiligten habe ich ja schon in großen Zügen beleuchtet. Heutigen Tages ist es wirklich keine Kleinigkeit alleinzustehen — ebensowenig als verheiratet zu sein.

Darum sollten sich beide Teile die Hand zur Versöhnung reichen. Die einen sollten nicht immer ihr Schicksal beklagen, jammern und stöhnen und so ihren Mitmenschen zur Last fallen, die anderen ihre spitzen Bemerkungen und Sticheleien unterlassen, ebenso wie die fortwährend wiederkehrende Ermahnung zu heiraten. Ein jeder muß am besten wissen, was er tut. Die alten Jungfern tragen ohnedies fast nie die Schuld an ihrem Jungferntum, die Junggesellen waren meist durch äußere schwerwiegende Gründe davon abgehalten, in den Hafen der Ehe einzulaufen. Glaube nur, lieber Leser, es gibt viele Unverheiratete, die lieber auch einen eigenen Haushalt ihr eigen nennen möchten, wenn sie dazu imstande wären. Dazu kommt, daß ein gewisses Alter die Sache ganz anders ansieht, wie die leichtfertige Jugend. Die sanguinische Jugend greift zu, sie zieht einen Treffer oder eine Niete, das bedächtige Alter überlegt, überlegt noch einmal und wenn es schließlich „ausüberlegt“ hat, fällt es hinein. Allerdings sagt das Sprichwort: „Jung gefreit hat noch Niemand gereut“, aber ich kenne auch eine Menge entgegengesetzter Fälle. Daß alte Junggesellen ebenso wie alte Jungfern sehr leicht zur Melancholie neigen, habe ich schon gesagt, ich habe es neulich sogar einmal selbst an mir empfunden, als ich meine alten Papiere durchstöberte. Dabei fiel mir ein vergilbtes Blättchen mit gepreßten Blumen in die Hände. Ich las es und mein Gemüt wurde derart sentimental gestimmt, daß ich, was bei heftigen Gemütsbewegungen bei mir immer der Fall ist, des Hochdeutschen nicht mehr mächtig war. Ich mußte deshalb zu meinem angestammten Dialekt greifen, um meine Gedanken festzuhalten. Sie haben sich zu einem Gedichtchen verdichtet, das ich meinen Lesern nicht vorenthalten möchte, da es ein stilles Bekenntnis eines vereinsamten Junggesellenherzens in sich schließt. Es heißt wie folgt:

Anneliese Hinkelsterz.

Uff moin Disch hat heit e Blättche
Mer en Windstoß higeblöse;
Druff hot frieher mol e Mädsche
Uffgebabbt zwaa rote Rose.
Rote Rose, griene Blärrer
Un e blau Vergießmoinnicht,
Drunner mit rer spitze Ferer
Woar gekritzelt e Gedicht.
E Gedicht, des dief empfunne,
Und wu se ehr ganzes Herz
Umgekrempelt hot — un unne
Woar zu lese
Wer's gewese:

Anneliesche Hinkelsterz.

Und ich häb mich lang besunne,
Lang besunne uff de Name,
Bis ich endlich se gefunne
Aus dem Strauß vun junge Dame,
For die frieher ich besesse
Mol e Herz, wie mer so segt,
Die ball druff ich dann vergesse,
Wie mer's in de Jugend mecht.
Un ich häb mich druff besunne,
Daß se mol im weiße Scherz
Ganz allaa am Bahnhof drunne
Is geloffe.
Dort getroffe
Häb ich's Liesche Hinkelsterz.

Nun do häb ich se gesehe
Jeren Daag drei volle Woche,
Do is pletzlich woas geschehe,
Woas der Hack de Stil verboche,
Denn der Vadder vun de Klaane
hot uns zwaa mol uffgebaßt,
Un, wer hett des kenne ahne
Uns mit'm Besem haamgeschaßt.
Korz druff bin in's Bad'sche owe
Ich gekumme in die Lehr
Un ich häb jetzt uffgehowe
Trotz ehrm Schreiwe
Ich sollt bleiwe
Jeren weitere Verkehr.

Seitdem sin so dreißig Jährcher
in die Ewigkeit geflosse.
Heit muß ich moi graue Häärcher
an de Schläfe stutze losse,
Des mer net glei aa kann sehe,
Wie ich oalt geworde bin; -
Uff moim Kopp die Hoarn die stehe
Doch, schun ganz verzwazelt dinn. —
Kennt ich werklich heit noch bringe
Mol e junges Mädcherherz
So zum Bewe, so zum Springe,
So wie frieher,
Mol bei dir
Anneliesche Hinkelsterz?

Naa, des is nor vorbehoalte
Unsrer Jugend wie bekannt.
Wann mer zehlt mol zu den Oalte
Bleibt aam heckstens de Verstand,
Un mer helt vor Wunner woas sich
Weil mer sich gebessert hot,
Doch draa schuld nor, ach wie spassig
Is des Oalter — leirer Gott!
Drum, laut megt ich mit mer Schenme
Richt moin Blick ich hinnerwärts,
Un muß offe hier bekenne
Hett gefreit,
Wie's noch Zeit
Ich des Liesche Hinkelsterz.

Kapitel 9 – Samstag, den 19. März 1921

Das Verblassen des guten Geschmacks: Von der Oberflächlichkeit der Moderne, Sittenverfall im Kino und mangelnder Würde

Wer nicht gerade mit verschlossenen Augen durch das Leben geht, sondern für Alles, was sich um ihn herum abspielt, das nötige Interesse zeigt, der wird fast täglich auf Dinge stoßen, die selbst den größten Optimisten aus seiner behaglichen Ruhe bringen müssen, selbst wenn er zu der großen Masse derer gehört, bei denen Geschmacksbildung und ästhetisches Empfinden nur in ganz verkümmelter Form zu finden ist. Daß diesem weitaus größten Teile des Volkes ein hoher Prozentsatz auch unserer gebildeten Stände angehört, sollte eigentlich sehr zu denken geben, aber mit wenigen Ausnahmen übergeht unsere oberflächliche Zeit diese Tatsache mit einem leichten Achselzucken, das zugleich eine Geringschätzung für den in sich birgt, der nach ihrer Meinung, anstatt seine Zeit praktischer auszunützen, seine geistige Betätigung dadurch vergeudet, daß er solchen Dingen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Dieser Indifferentismus der breiten Masse und noch mehr der ihrer geistigen Führer, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie weit wir gesunken sind gegenüber der hohen Kulturstufe, die untergegangene Völker früherer Jahrtausenden eingenommen haben. Der scheinbar hohe Aufschwung, den die heutige Generation auf allen Gebieten der praktischen und geistigen Wissenschaften gegenüber diesen früheren Kulturvölkern aufzuweisen hat, ist nur eine leichte Firnisdecke, die nicht im Stande ist, die obengekennzeichnete traurige Tatsache dem Blicke des feinen Beobachters zu entziehen. Wohl vielen meiner Leser wird diese Wahrheit schon lange zum Bewußtsein gekommen sein; die heutigen Ausführungen mögen dazu beitragen, indem sie die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf solche Dinge richten, auch die Augen derer zu öffnen und ihr Sehvermögen zu schärfen, die seither über solche Geschmacklosigkeiten aus Gleichgültigkeit und Interessenlosigkeit oder aus mangelndem Verständnis und leichtsinniger Geringschätzung so hinweg gestolpert sind.

Unter den heute zu betrachtenden Geschmacklosigkeiten verstehe ich nicht etwa die Formen, wie sie sich bei dem einzelnen Individuum äußern in seinem äußeren Auftreten, seinem Wirken, seinen gelegentlichen Äußerungen und dergleichen mehr. Denn die mangelhafte Begabung des Einzelnen, zum Beispiel seinen Äußeren durch gut gewählte Kleidung und die natürliche Grazie, solche zu tragen, einen gewissen Schliff zu verleihen, läßt noch lange keine Schlüsse ziehen auf den inneren Wert des Trägers, ebensowenig wie man aus den angeborenen Talenten in dieser Beziehung, wie es sich bei den südlicheren Volksstämmen in oft so reizender und bewundernswerter Form kundgibt, darauf schließen könnte, daß dieselben eine höhere innere Kultur aufzuweisen hätten als die mehr praktisch veranlagten Nordländer. Im sonnigen Süden können die verkommensten Straßentypen selbst in Lumpen schön sein durch das sich Geben und einem gewissen Etwas, das dem Bewohner der kälteren Zone abgeht. Zu den Geschmacklosigkeiten will ich heute auch nicht den modernen Schiebertyp rechnen, der durch auffällige modische Kleidung, durch sein protzenhaftes Auftreten und seichtes Gewäsch, das auf den ersten Blick den Mangel jeglicher inneren und äußeren Bildung verrät, und den selbst die dicksten Edelsteine und schreiendsten Goldblumen nicht verbergen können, denn er ist doch immerhin nur eine vorübergehende Erscheinung; ich meine auch nicht jene gangbaren Ball- und Gesellschaftsgespräche, die wie früher meist den Witterungswechsel, so heutigen Tages das Essen zum Gegenstand langatmiger Erörterungen machen. — Darin scheinen wir übrigens auf den geistigen Verfassungszustand der Naturvölker zurückgekommen zu sein, denn ein Freund von mir, der als Seefahrer vierzehnmal den Äquator durchquerte, hat mir einmal mitgeteilt, daß der Hauptgesprächsstoff bei der Unterhaltung mit wilden Völkern die „Magenfrage“ bilde. — Ich will hier auch nicht auf die Geschmacksverirrungen in der Reklame näher eingehen, die ohnedies durch das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb, soweit sie wenigstens zum Schaden der Konkurrenz führen könnte, einigermaßen beschnitten sind, was aber ihre äußere Form angeht, durch gegenseitige Anregungen sich immerhin noch in den Grenzen des Erträglichen bewegen. Die Rüge und Abstellung von Geschmacklosigkeiten bei Bauten, Denkmälern, das Verhüten von Verschandelungen ganzer Gegenden und dergl. liegt bei dem überall bestellten Denkmalschutz in guten Händen, obwohl ich der Meinung bin, daß dessen wohltuender Einfluß in letzterer Zeit etwas nachgelassen hat. Denn es gab einmal eine Zeit, da wäre es sicherlich nicht möglich gewesen, daß man ungerügt die künstlerisch bemerkenswerte Eingangspforte eines unter dem Denkmalschutz stehenden Gebäudes, wie es beispielsweise der Rodensteiner Hof zu Bensheim darstellt, durch das Anbringen dreier schreiendweißen Emailleschilder um die ganze Einheitlichkeit ihrer Wirkung gebracht hätte; ebensowenig, daß man das reizend idyllische Bildchen, wie es die Mittelbrücke in gleicher Stadt mit ihren alten Statuen und dem sie malerisch umschattenden Baumwuchs darbietet, mit einem Mangel an Schönheitsempfinden, der kaum zu übertreffen ist, durch Aufstellen einer breiten und hohen weithin sichtbaren Orientierungstafel zerstört hätte. Als hätte man für dieselbe weiter „stromabwärts“ keinen gleichwertigen Platz finden können

Auch die Berichte von Vereinsaufführungen und sonstigen Unterhaltungsabenden, die oft alles andere sind, als geschmackvolle Literaturerzeugnisse, will ich nicht in den Kreis der heutigen Betrachtungen ziehen, da sie ohnedies vor noch gar nicht langer Zeit in einem

hiesigen Lokalblatte unter der Ueberschrift „Mehr Zurückhaltung“ in musterhafter und erschöpfender Art gebrandmarkt wurden.

Heute will ich vielmehr meine Leser auf die Geschmacklosigkeiten hinweisen, die nachgerade zum Allgemeingut des Volkes geworden sind. Den größten Platz unter ihnen nimmt die heutige Frauenmode ein. Oder ist es nicht eine Geschmacksverirrung, daß das Durchschnittsmädchen von heute sich skrupellos und schamlos einer Mode unterwirft, die noch vor zehn Jahren die sittliche Entrüstung selbst solcher Beschauer hervorgerufen hätte, die durchaus nicht prüde denkend waren und nicht in jedem Fältchen der holden Weiblichkeit den leibhaftigen Gottesfeind erblickt haben. Es ist ein trauriges Zeichen unserer oberflächlich-raschlebigen Zeit, daß sich die Allgemeinheit so bereitwillig und bald damit abgefunden hat, und selbst die biedersten Elternpaare, die noch in der guten alten Zeit in ganz anderen sittlichen Anschauungen groß geworden sind, es mit wenigen Ausnahmen so ohne weiteres dulden, daß sich ihre heranwachsenden Töchter in solchen Kleidungen der Oeffentlichkeit preisgeben. Wo bleibt da manchmal das so viel gepriesene weibliche Taktgefühl? Aber es ist nicht zu verwundern, daß wir heute auf Schritt und Tritt neben der Verrohung der Sitten und des moralischen Empfindens auch dem Rückgange des guten Geschmackes in jeder Beziehung und der feineren geistigen Regungen begegnen, wenn wir einmal einen Blick werfen in die Stätten der Volksbildung, die in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden hervorgeschossen sind und deren weitgeöffneten Eingangspforten Alles zufließen; ich meine damit die Kinos. Das Kino, das seinem ganzen Wesen nach berufen wäre, eine wahre Volkshochschule zu sein, von der ein lebenspendender Strahl ausgehen könnte auf die in jedem Menschen schlummernden Triebe, die Wahrheit zu erkennen und das Wissen zu erweitern, es ist leider so vielfach zum Gegenteil geworden. Oder sind etwa die sogenannten „Schlager“, die doch im Grunde genommen nichts anderes sind, als in Scene gesetzte Hintertreppenromane, und die vielgerühmten „Aufklärungsfilms“, denen ihre angebliche sittenhebende Tendenz nur als fadenscheiniger Deckmantel dafür dienen muß, durch Auslösung der niedrigsten Triebe der Besucher die Kassen der Unternehmer zu füllen, dazu angetan, das so wie so sittlich und moralisch genug gesunkene Allgemeinempfinden zu einer höheren Gefühlsstufe emporzuheben? — Ich glaube es nicht. Im Gegenteile, durch die Anregung der grassesten Phantasie, durch das restlose Aufdecken der schauerlichsten Tiefen der menschlichen Seele haben diese Darbietungen schon mehr Unheil angerichtet, als eine bei weitem größere Anzahl guter Vorführungen wieder gut machen könnte und deshalb wäre eine gründliche Reform der Kinos eine wichtige Aufgabe für die maßgebenden Faktoren, die bei der Hebung der Volkswohlfahrt ein Wort mitzusprechen haben. Die Zensur allein tut es nicht. Verstaatlichung der Kinos, wie es bei den höheren Bildungsanstalten gang und gäbe ist, wäre am Platze; denn die Kinos nicht in einem Atemzuge zu nennen mit den höheren Schulen und Bildungsstätten, heißt ihre Bedeutung für die geistige Entwicklung der künftigen Generation verkennen. Kann nicht jeder Untersuchungsrichter bestätigen, daß bei der Vernehmung gerade der jugendlichen Verbrecher letzten Endes bei der Tat die Eindrücke mitspielten, die das jugendliche Gemüt im Kino in sich aufgenommen hatte? Und wenn auch das alte Wort „cherchez la femme“ („Suche das Weib“) noch Gültigkeit hat und haben wird, solange die Menschheit besteht, so ist ein neues in unserer Zeit hinzugetreten: „Suche das Kino!“

Unsere illustrierten Zeitungen und Witzblätter bringen in letzterer Zeit auch Geschmacklosigkeiten, die nicht genug zu tadeln sind, da sie so ganz das Maßhalten vermissen lassen, das doch eigentlich einem Volke in Fleisch und Blut übergegangen sein müßte, das, wie es das deutsche tun will, Anspruch erhebt auf feines Gefühl, inneres Erleben und Wahrung seiner Würde in jeder Lage.

Schon seit Jahresfrist werden die „unterernährten Kinder“ unserer Großstädte aus der Quelle eines Liebeswerkes genährt, das von jenseits des Oceans herüberkommt, aus dem uns im Weltkriege feindlich gesinnten Amerika, und das einen Reliefs des wahren Christentums in einer Weise in die Tat umsetzt, wie es bis jetzt keine andere christliche Religionsgemeinschaft in gleicher Großzügigkeit unternommen hat. Ich meine die Quäkerspeisung, die ein unvergängliches Dokument sein wird der wahren und reinsten Nächstenliebe, die selbst nicht vor dem Feinde Halt macht. Dankend hat Deutschland das Anerbieten der Quäker, seine Kinder zu speisen, angenommen, der Quäker, die wir früher, ähnlich wie die Mitglieder der Heilsarmee, mit höhnischer Gebärde abgetan haben. Und zur selben Zeit begehen deutsche Witzblätter die Geschmacklosigkeit, ihren Lesern seichte Witzeleien über die amerikanischen Milchfülle vorzusetzen. Da steht ein Quäker mit einer Kuh, der deutsche Michel hat ein aufgeschlagenes Buch und macht die geistreiche Bemerkung, daß er nunmehr Englisch lernen müsse, um die Kuh verstehen zu können! Wo liegt da der Witz? Der deutsche Michel täte besser daran, in sein eigenes Lexikon zu schauen und darin nachzulesen, was da über „Nächstenliebe“ steht. Wahrlich, er bräuchte sich dann nicht mehr über die Quäker lustig zu machen. Und dann ein paar Seiten weiter: Aufnahmen von gegnerischen Truppen, Amerikaner, Engländer und Franzosen, wie sie Besitz ergreifen von dem und dem Regierungsgebäude, wie sie mit Panzerautos, mit Tanks und fliegenden Fahnen einmarschieren in deutsche Städte des besetzten Gebietes. Haben deutsche illustrierte Blätter keinen anderen Stoff mehr, um ihren Abonnenten eine Unterhaltung zu bieten, als unsere Gegner in allen erdenklichen Heldenposen darzustellen? Die Regierung fordert von den Bewohnern besetzter Gebiete bei dem Einmarsch der Besatzungstruppen möglichste Zurückhaltung, am besten keine Notiz von denselben zu nehmen, aber unsere illustrierten Blätter glauben alles daran setzen zu müssen, daß ja keinem Deutschen eine Begebenheit vorenthalten wird, die ihn an die dereinstige Größe und den jetzigen Zusammenbruch erinnert. Möge Absicht oder keine dahinterstecken, geschmacklos bleibt es. Für heute genug, ein anderes Mal werde ich auf ähnliche Geschmacklosigkeiten zurückkommen.

Kapitel 10 – Samstag, den 26. März 1921

Die Rückkehr zur Natur: Vom Verfall des modernen Menschen zur Hoffnung auf eine deutsche Auferstehung

Diese Woche bin ich in den Odenwald gewandert. In den Odenwald mit seinen herrlichen Wäldern, den weiten Fluren und grünen Tälern mit den schmucken Fachwerkhäuschen und biederer Menschen. Es war ein herrlicher Vorfrühlingstag, und all die reiche Schönheit

dieses gottbegnadeten Fleckchens Erde vergoldete die Frühlingssonne. Und ich bin auf die Berge gestiegen und habe hinabgeschaut in die stillen Täler mit den rieselnden Bächlein, und ich habe den ganzen Frieden auf mein Gemüt einwirken lassen, den die weite Natur um mich atmete. Da war nichts zu merken von all den Dingen, um derentwillen sich da draußen die Welt entzweit, von all dem kleinlichen Hader der Parteien, von den Schrecknissen und Nachwirkungen des Weltkrieges, von dem schwankenden Geldstande und den Modefragen, die nichts mit dem zu tun haben, was die Mutter des wahren Glücks und des inneren Gleichgewichtes allein uns geben kann, mit der ewig gleichbleibenden Natur. Ich habe den Atem des heiligen Geistes der Natur verspürt und mich gefragt, warum eigentlich die Menschen mit ihrem ewigen Gezänke und ihrem blinden Hasten und Treiben den natürlichen Frieden immer so stören müssen. Es liegt scheinbar ein Fluch auf dem Menschengeschlechte, daß es sich selbst zerfleischt mit einem boshaften Vorbedacht und einer raffinierten Grausamkeit, wie keines der Tiere, mit einem Mißbrauch seines Verstandes, den er doch diesem vorauszuhaben behauptet, der geradezu niederträchtig ist. Und dabei läge es doch nur an ihm, überall Liebe zu ernten aus dem unerschöpflichen Borne der Natur, wenn er nur den guten Willen aufbringen wollte, zu ihm zurückzukehren.

Denn es besteht doch ein unleugbarer Zusammenhang zwischen Natur und Mensch; ein heller Sonnenstrahl erhellt und erhebt das innere Gemüt und ruft neue Hoffnungen in ihm wach; ein trüber Regentag wirkt lastend auf Mensch und Tier. Und die Mondphasen lassen ihren Einfluß erkennen auf so manchen sensibel veranlagten Menschen. - -

Ebenso steht es, daß die Menschen älterer Kulturen enger mit der Natur verwachsen waren, als die Modernen; und Manches, was wir heute als Aberglaube verlachen, ist nichts weiter, als verkümmerte Überreste einer dem heutigen Geschlechte verlorengegangene Erkenntnis der in der Natur waltenden Kräfte. Kurz, der moderne Mensch hat sich zu sehr von der Natur entfernt, als daß er noch ihren Geist richtig erfassen könnte. Wohl hat er die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes, die Tiere des Landes, des Wassers und der Luft und die Gesteine der Erdkruste fein säuberlich nach Systemen geordnet; wohl hat er mit überaus geistreich zusammengesetzten Gläsern die Gestirne des Himmels näher gerückt, mit fein durchdachten Maschinen die Erde urbar und alles auf der Erde sich dienstbar gemacht und selbst die Luft erobert. Er hat die äußeren Erscheinungsformen einzelner Naturkräfte auszunutzen verstanden, wie vielleicht keine Generation vor ihm, aber er ist dadurch dem inneren Wesen der treibenden Kräfte in der Natur um keinen Schritt näher gekommen. Nur noch als Kind hat er eine gewisse instinktive Fühlung mit der Natur sich bewahrt. Wie ich so darüber nachdachte, da ist mir die Erinnerung gekommen an die schönen Tage meiner Kindheit. Ich habe mich im Geiste gesehen, wie ich aufjubeln wollte, wenn ich am Wegesrande die ersten Frühlingsboten erblickte und mit welcher seelischen Erregung ich die ersten Veilchen pflückte und zum Sträußlein wand. Es war just um die Osterzeit wie heute. Wir Kinder konnten den Tag nicht abwarten, an dem der Ostehase die bunten Eier legen sollte, die wir dann im grünen Versteck des Gartens suchen wollten. Wie rasch sind die Jahre vergangen und wie Vieles hat sich in dem dazwischen liegenden Zeitraum geändert. Heute stehen wir wieder vor Ostern, aber keine Ostern wie zu meiner Kinderzeit, die die Welt in gläubiger Andacht vereinigt sah. Die Menschen sind in hellem Aufruhr; - es sind andere Menschen geworden, nicht mehr so friedlich, nicht mehr so bescheiden, nicht mehr so

bieder. Selbstdünkel und Machtgelüste, Kummer und Elend, Falschheit und Verrohung und eine tolle Jagd nach irdischen Gütern hat sie um den inneren Frieden gebracht. Und indem sie sich mit dem wohltuenden Einfluß der Natur immer mehr entfremden, kehren sich auch dem Schöpfer des Weltalles den Rücken. Es ist eine traurige Zeit, eine Zeit inneren und äußeren Verfalles. Aber wie dem Winter die Zeit der neuerwachenden Natur und dem Charfreitag der Ostersonntag folgt, so wird hoffentlich auch Dir, modernes, auf Abwegen geratenes Menschengeschlecht, und dir mein tiefgesunkenes Vaterland dermaleinst eine Zeit erblühen, die seine starre Eisdecke durch aufkeimendes Frühlingsgrün ablösen und den Tag der Bitterkeit mit dem Scheine der Ostersonne verklären wird. Denn Du bist zu stark, deutsches Volk – wenn du einiger bist – als daß du die Eisdecke nicht sprengen könntest; du hast dich der Natur noch nicht so entfremdet, dich, als das Volk der Dichter und Denker, noch nicht aller ethischen Begriffe so entäußert, daß es dem Willen des allbarmherzigen Erdenschöpfers gefallen könnte, deinen dauernden Untergang zu wollen. Du befindest dich gegenwärtig nur in einer harten Prüfungszeit. Richte deinen Blick aufwärts und um Dich. Dann wird Dir nach deinem Charfreitag auch wieder einmal ein Ostersonntag erstehen, dann wird Dir nach den Nöten des Winters auch wieder ein neuer Frühling erwachen und wenn die Osterglocken in diesem Jahre läuten im deutschen Lande, um deinen Völkern die Auferstehung zu künden, dann richte deinen Blick voll Gottvertrauen auch auf den Tag, der als Dein Wiederauferstehungstag in die Lande ziehen wird. Er wird kommen und muß kommen, aber nicht heute und morgen; dazu bedarf es noch geraumer Zeit innerer Läuterung, gegenseitiger Aussöhnung und eines seelischen Ausgleiches, den Dir nur die Rückkehr zu Gott und seinem edlen Schöpfungswerke, der Natur, bieten kann.

Es zieht ein leises Beben
Durch Wiese, Wald und Feld;
Nach neuem Aufwärtsstreben
Ist alles eingestellt.
Die leuchtend grünen Fluren,
Wie strotzen sie von Saft,
Verwischt sind alle Spuren,
Die Wintersnot geschafft.
Die ersten Blütendüfte
Verauschen Jung und Alt
Und durch die Frühlingslüfte
Ein helles Glöcklein schallt.
Wohin ich immer lausche,
Da klingt's und singt's im Chor,
Im holden Frühlingsrausche
Strebt alles frisch empor.

Mög' er auch Dich erfassen
Mein liebes Vaterland
Vergiß das alte Hassen
Und schling ein neues Band
Um alle deutschen Brüder,

Die sich im Groll entzweit,
Horch auf! Der Lenz kommt wieder
Nach harter Winterzeit.
Horch auf, die Glocken klingen,
Sie läuten Ostern ein;
Das mag dein Herz durchdringen mit neuem Hoffnungsschein.
Nach rauhen Wintersstürmen
Da alles niederlag,
klingt dir einst von den Thürmen
Dein Auferstehungstag.

Kapitel 11 – Samstag, den 2. April 1921

Der unvergängliche Lenz: Gottes Natur als Zuflucht vor den Stürmen der Zeit

Der Frühling hat seinen Einzug gehalten in die Lande mit einem Aufwand von Pomp und buntem Flitterstaate, wie nur ein Großer dieser Welt gewohnt war, seinen Triumphzug zu gestalten in ein erobertes Land. Die Mächtigen dieser Welt sind von dem modernen Zeitgeiste größtenteils dahingerafft worden wie die Spreu von einem Sturmwinde, und geben so Zeugnis von dem Vergänglichen alles irdischen Glanzes. Aber der Frühling ist trotz der Revolution, trotz dem heißen Streite, der zwischen der alten und neuen Weltanschauung entbrannt ist, trotz dem Darben des durch die zerstörenden Einflüsse des Weltkrieges ausgesaugten Landes und trotz dem lauten Gestöhne der dahinsiechenden Völker unter dem Joche, das sie zum größten Teile durch eigenes Verschulden tragen müssen, auch in diesem Jahre wieder zu neuem Glanze erwacht und hält seinen Einzug in die Lande als Fürst und Herrscher, als Eroberer und Sieger. Denn seine Macht ist nicht die von dieser Welt, sein Glanz gründet sich nicht auf vergänglichen Flitterstand, sondern er leitet seine Kraft her von der Urkraft alles Irdischen, von der allmächtigen Hand des Weltenschöpfers. Und nicht eine willkürliche Gesetzgebung und Rechtsdeutlung berechnender Menschengehirne bilden die Räder seines Triumphwagens, sondern die ungeschriebenen ewigen Gesetze der Natur, die keine spitzfindige Auslegung zulassen. Darum ist auch der Jubel, der ihn bei seinem Einzuge begrüßt, nicht etwa der bewusste Ausdruck einer anerzogenen Gemütsaufwallung, nicht etwa das berechnende Zujubeln augendienerischer Kreaturen, deren heutiges „Hosianna“ schon morgen umschlagen kann in den Ruf: „Kreuziget ihn!“, sondern das zwingende Gebot eines inneren Miterlebens, ein Stück der großen Freude und Liebe, die das Räderwerk der Natur treiben. Wer in diesen Tagen hinausgewandert ist in den blühenden Garten Gottes, wer seine Blütendüfte in sich eingesogen und dem Gezwitscher der Vögel gelauscht hat, wer die Bienlein hat summen und die Grillen hat zirpen hören mit dem feinen Ohre des Naturfreundes, der wird es begriffen haben, was es heißt, wenn ein wahrer Fürst einzieht in sein Reich, er wird das allein wahre Gottesgnadentum erkannt haben und reich beschenkt heimgekehrt sein an inneren Werten. Der Frühling hat seinen Einzug gehalten in die Lande. Dieses Ereignis überwiegt, seiner inneren Bedeutung nach, alle übrigen Ereignisse des Tages. Denn all das, was uns aus unserem Gleichgewicht zu bringen droht, alle die inneren und äußeren Verhältnisse, die dunklen Wolken und das beängstigende Wetterleuchten am politischen Horizonte, es sind nur ganz vorübergehende Erscheinungen, Erscheinungen, die unsere Schritte wohl hemmen, aber den Weltenlauf als solchen in seiner vorgeschriebenen Bahn nicht aufhalten können. Wie aber dann, wenn einmal die Frühlingssonne versagen wollte und die treibenden Kräfte der sich immer wieder neugebärenden Natur? Wir nehmen das feine Ineinandergreifen des unendlich kunstvoll zusammengesetzten Räderwerkes der Natur so als selbstverständlich hin, ohne uns darüber klar zu werden, dass wir hier Zeuge sind eines Vorganges, der den Menscheng Geist ewig ein unerforschliches Mysterium bleiben wird, dass wir auf Schritt und Tritt umgeben sind von unzähligen Wundern, die zu erfassen und zu ergründen keiner der Generationen vor uns geglückt ist und keiner nach uns glücken wird. Denn des Menschen Verstand ist begrenzt; grenzt wie das Wasser des weltumschlingenden Meeres, das wie er wohl überall einzubringen vermag aber doch eingedämmt wird durch die mächtigen Schutzwälle, die ihm die Mutter Erde entgegenstellt. Und wie der Mensch so oft vor lauter Bäume nicht den Wald und tagtäglich das Wichtigste

übersieht, weil er an Unwesentlichem kleben bleibt, so läßt ihn auch hier der Bannkreis seines beschränkten Horizontes nicht los; er ängstigt sich über Dinge, die da kommen, und grübelt über Maßnahmen nach, die ihn davor schützen könnten, die paar Weltenstunden, die er sein irdisches Dasein nennt, durch trübe Erfahrungen und mißliche Auftritte beeinträchtigt zu sehen. Und all das, weil er alles, was um ihn herum vorgeht, durch ein gefärbtes Glas betrachtet, statt frisch und frei in die Welt zu blicken, wie sie die Frühlingssonne bescheint. Welche Herrlichkeiten bietet doch die Natur und zu deren Größten gehört der Lenz. Darum weg mit den Grillen des Alltags, weg mit den Sorgen des Morgen. Glaube nur Mensch, der Gott, der den Gestirnen des Himmels ihre Bahn vorgeschrieben hat, der das Wasser in seine Schranken zwingt, die Erde immer wieder neu belebt und dafür gesorgt hat, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, er wird es auch nicht dazu kommen lassen, daß du untergehst, sofern du nicht durch eigenes Verschulden den Untergang verdienst. Du hast ihn aber verdient, wenn du deine Blicke nur nach dem richtest, was Menschenwerk und das übersiehst, was Gotteswerk ist. Lenke deine Schritte auf einen hohen Berg. Eine prächtige Aussicht weit in das Land hinaus wird sich dir auftun. Die Wiesen und Acker, die Bäume und Sträucher, die dir hier unten so ungeordnet und wild verwachsen erschienen, sie werden von deiner hohen Warte aus den Eindruck machen eines peinlich genau abgesteckten Planes. Wie eine ausgeleerte Spielzeugschachtel, soeben vom Christkindlein beschert, liegen da die alten zerfallenen Hütten der Armen und die schmucken modernen Landhäuser der Reichen und all das im Strahle der Frühlingssonne. Und die dunklen Wolken gleichen von hier oben aus nur kleinen Hammelherden, die der Westwind vor sich hertreibt und das Wetterleuchten vermag keinen größeren Lichtreiz hervorzubringen, eine bewegte Fensterscheibe im Scheine der Abendsonne. Aber denen da unten dünkt alles viel bedeutender, viel größer und schauerlicher viel drückender und beängstigender als dir. Und darum, wenn die Sorgen des Alltags auf dir lasten, dich düstere Wolken ängstigen und trübe Gedanken quälen, und dir die Zukunft schwarz sich zeigt, dann nichts wie dein Ränzlein geschnürt und auf die Berge gestiegen und den Frühling genossen in seiner ganzen Pracht und Schöne. Der Frühling hat seinen Einzug gehalten in die Lande. Folge seinen Spuren und du wirst neubelebt sein! – –

Es war ein Tag, so schwül und wolkenschwer.

Der Sturmwind toste durch die weiten Lande,
Und alle Herzen schauten hoffnungsleer
Dem Kampfe zu, der drohend heiß entbrannte.

Die Blitze flogen grell am Horizont;
Verderbendrohend zuckten blaue Flammen,
Und Alles eilte, was sich retten konnt.
Die Tiere selbst trieb blinde Angst zusammen.

Die Bäume beugten sich wie schlankes Rohr,
Als wollten berstend sie dem Sturm sich fügen;
Und drüben aus dem stillen weiten Moor
Sah ängstlich man die Wasservögel fliegen.

Es war ein Tag, so schwül und wolken schwer.
Ich schau' vom hohen Söller in die Runde
Und lauscht' dem Lärmen, das von unter her
Mir kündete die nahe Unheilstunde.

Der Sturmwind toste durch das weite Land,
Doch nur ein Hauch ließ sich hier oben spüren;
Es brach den Sturm die steile Felsenwand
Und leise nur erzitterten die Türen.

Und bleich nur zuckte dort der ferne Blitz,
Ganz dumpf nur hört ich fernes Donnerschwingen
Grell aus der schwarzen Wolken Zackenritz;
Sah ich mit Macht die Frühlingssonne dringen.

Bald blieb sie Siegerin im harten Streit.
Die Wollen stoben hin im Lenzessturme.
Die Welt lag unter mir im Frühlingskleid.

Ich schaut' ins Land vom hohen Warteturme.

Kapitel 12 – Samstag, den 9. April 1921

Vom Keim zum Bürger – Natur und Erziehung im Einklang

Mein letzter Artikel hat uns hinausgeführt in die erwachende Natur mit all ihren Schönheiten und Herrlichkeiten, strahlend im prächtigen Glanze der Frühlingssonne. Das jungfrische Grün der leuchtenden Auen, auf den Bergen die weiten würzig duftenden Wälder und die sonnigen Hügel mit leichtem Blütenhauche übergossen, hielten unsere Sinne gefesselt. Als erste Frühlingsboten begrüßten uns die Kinder der Natur, die bunten Blumen und zarten Blüten, die zwitschernden Vögel und die summenden Insekten. Aber was wollen sie alle bedeuten gegenüber den edlen Blütenknospen der Menschen, unseren leiblichen Kindern? Wenn mit Recht Frühling und Kindheit genannt werden in einem Atemzuge, um wieviel näher liegt der Vergleich zwischen den Kindern der Natur und denen aus Fleisch und Blut. Beider Gedeihen und Weiterentwicklung gründet sich auf gleich günstige Voraussetzungen bezüglich des Bodens, aus dem sie hervorgesproßt sind, und ihrer äußeren Umgebung, die ihre Entfaltung beeinträchtigt oder fördert. Gleich ähnlich ist die Hoffnung, mit der wir dem Tage entgegensehen, an dem sie reiche Früchte tragen sollen zum Nutzen der Allgemeinheit, in Erfüllung ihrer von dem Schöpfer alles Irdischen gewollten urzeitlich vorgeschriebenen Bestimmung.

Was die Blumen für den Naturfreund, das sind die großen unschuldig in die Welt blickenden Kinderaugen für das menschenfreundliche Herz, und was jene für den Fortbestand des

blühenden Gottesgartens sind, das sind unsere Kinder für die Zukunft des Volkes und für die Fortdauer der Nation. Und die vielerlei Früchte, die die einen zeitigen und dermaleinst die leibliche Nahrung des Volkes zu bilden, sie entsprechen der Erfüllung unserer Hoffnung, die wir auf das heranwachsende Geschlecht setzen, daß es reiche geistige Früchte tragen möge zur Speisung und Förderung wahrer menschlicher Kultur. Gleiche Parallelen lassen sich aufstellen bei der Betrachtung beider Entwicklung. Ist bei der Pflanze der Mutterboden, aus dem sie hervorsproßt, von unendlicher Bedeutung für ihre Weiterentwicklung, und somit für die Aussichten auf einen reichen und gesegneten Ernteertrag, so beeinflussen die Verhältnisse, in denen die Kindheit verlebt wurde, wenige Beispiele ausgenommen, den weiteren Entwicklungsgang des Menschen. Nicht der Reichtum ist es, der eine Kindheit sonnig gestalten kann, aber die Liebe, die sie umgibt, ein schönes Familienleben und eine gute Kinderstube. So gefährlich, wie ein leichter Luftzug dem zarten Pflänzchen werden kann, das in der schwülen Luft des Treibhauses mühsam aufgepeppt wurde, ebenso verderblich kann den jungen Menschenkindern der Sturmwind des Lebens werden, wenn sie mißverständene Affenliebe ängstlich vor all dem bewahrt hat, was da heißt „Mensch sein“. Der Leitsatz sei von vorne herein der, die Kinder nicht für das Leben abzurichten, sondern für dasselbe zu erziehen. Was die Kindheit und das Elternhaus für den zarten Menschenkeim ist, das soll in zwangloser Überleitung die Schule sein für die sich entwickelnde Jugend. „Non scholae sed vitae discimus“ (Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben), müsste geistiges Allgemeingut sein, aber nicht nur im Munde der Erzieher, als weise Mitgabe auf den Lebensweg der Zöglinge, sondern eine im tiefsten Herzen gereifte Erkenntnis der lernenden Jugend selbst. In dieser Hinsicht liegt noch Manches bei uns im Argen. Mit wieviel tausenderlei Dingen wird das jugendliche Gehirn vollgepropft und gemardert, die ganz wertlos und für die geistige Entwicklung und das spätere Leben. Um wieviel gesünder wäre es für das geistige und körperliche Wohl der Jugend, wenn man einen Teil der Zeit, die sie mit gekrümmtem Rückgrate, in engen Schulbänken eingesperrt, nutzlos verbringen muß, dazu benutzen würde, ihr im freien Umherwandeln in Gottes weiter Natur ihre Blicke auf die Wunder zu lenken, die diese auf Schritt und Tritt dem Menschen entgegenhält. Das Buch des Lebens und der Natur ist so groß und umfangreich, und sein Inhalt so vielseitig und lehrreich, daß man sich wahrlich wundern muß, daß trotz des unleugbaren Papiermangels und der ins Unendlich gestiegenen Druckkosten so viele unnötige Bücher den Schulranzen unserer ABC-Schützen füllen. Wollte man doch endlich einmal den Satz: „mens sana in corpore sano“ (ein gesunder Geist in einem gesunden Körper), den man so salbungsvoll und gerne im Munde führt, auch einmal in die Tat umsetzen. Freilich, zum Jugenderzieher muß man geboren sein wie zum Künstler; und das Gemüt des Kindes bleibt leider für so manchen Erzieher ein Buch mit sieben Siegeln. „An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen.“ Möge die neue heißumstrittene Schulreform hauptsächlich auch darauf ihr Augenmerk richten, daß so mancher alte Zopf abgeschnitten werde, der die Schritte unserer kommenden Generation hemmt. Die Alten waren in ihrer Jugenderziehung uns Modernen bei weitem überlegen, und das Wort des Agesilaus, der die Frage: „Was müssen die Kinder lernen?“ dahin beantwortete: „Was sie als Erwachsene tun sollen“, steht im griffigsten Gegensatz zu der tagtäglichen Erfahrung, daß die schulentlassene Jugend vor den an sie herantretenden Fragen des Lebens steht wie der Ochse vor dem Berge, oder in mißverständener Auffassung der so lang ersehnten Freiheit sich gebärdet wie die wilden Tiere. Die Erziehung zu Bürgern und praktischen Menschen wäre viel wichtiger als die zu Halbgebildeten. Und was für die Pflanzen die rauen Märzstürme sind, unter deren schweren Drucke.

Kapitel 13 – Samstag, den 16. April 1921

Fünf Lebenswege und ihr unausweichliches Ende

Die Lebenswege der Menschen sind verschieden, verschieden wie die Geschicke der Völker; denn sie hängen ähnlich wie diese ab von natürlicher Veranlagung und von äußeren Einflüssen, die Zufälligkeit oder Notwendigkeit hervorgerufen haben, sie sind den Gesetzen der Natur unterworfen und leiden unter der Unzulänglichkeit alles Irdischen, die schon so oft die besten Absichten zu nichte gemacht hat. Und in der Tat, wie viele Lebenswege hat schon Unglück, Krankheit und Tod jäh durchkreuzt, und den sorglos darauf Hinwandernden auf Abwege gedrängt, die er ohne das Eingreifen des Schicksals nicht gegangen wäre; dabei sei allerdings auch der Fälle gedacht, in denen auf Abwegen Irrenden die mahnende Hand des Schicksals Halt geboten und sie wieder zurückgeführt hat auf den richtigen Weg, der zum Heile führt. Von den am meisten begangenen Lebenswegen ist als erster zu nennen die große und breite Heerstraße des Alltags; sie ist sein säuberlich gepflastert und mit weißgetünchten Kilometersteinen versehen; fast an jedem Baume, der am Straßenrande steht, hängt eine große Orientierungstafel, aus der man auf den ersten Blick erkennen kann, wie weit man schon gelaufen ist, wo man sich zur Zeit befindet und wie lange man noch zu marschieren hat, um das ersehnte Ziel zu erreichen, das als kleiner leuchtender Punkt am äußersten Ende der Straßenflucht aus der Ferne winkt, ein sorgenloses Dasein am Abende des Lebens, ein stilles Ausruhen in echt spießbürgerlicher Behaglichkeit. Junger Wanderer, ich rate dir, gehe diesen Weg, er ist der sicherste. Freilich stellt er keine besonders großen Anforderungen an deine Gehirntätigkeit, du brauchst dich ja bloß der großen Heerde anzuschließen, die sich darauf hinwälzt. Wenn du ganz sicher gehen willst, dann halte dich nur immer brav in der Nähe einer der zahlreich vertretenen Leithämmel, und es kann dir an nichts fehlen. Wie hübsch kannst du dabei dein Gehirn schonen. Man kann doch nicht wissen, wie du es einmal gebrauchen kannst, wenn dich des Schicksals Tücke von dieser bequemen breiten Straße abdrängt.

Neben dieser lauten, lärmenden Heerstraße des Alltags läuft abseits, dem Weltengetümmel entrückt, der einsame Pfad des Beschaulichen. Er ist nicht ausgetreten und in Staub gehüllt, keine mutwillig abgerissenen und verwelkten Blüten zeugen von sinnloser Zerstörungswut. Aber blühende Blumen und saftstrotzende Bäume und Gesträucher säumen seinen Rand, surrende Insekten, zwitschernde Vögel und buntschillernde Schmetterlinge, spielend mit den wärmespendenden Sonnenstrahlen, beleben ihn. Da kommt einsam und vergnügt ein frohes Menschenkind des Weges daher. Es freut sich an Allem, selbst am Kleinsten und Unbedeutendsten. Jetzt bleibt es stehen und schaut eine Weile dem Fangspiele der Falter zu, hier fesselt ein bescheiden im Verborgenen blühendes Veilchen seine Aufmerksamkeit, dort hemmt ein grasgrünes mit seinen neugierigen Aeuglein keck in die Welt schauendes Eidechselein seinen Schritt. So in stillem Genießen dahinwandelnd entschwindet er unseren Blicken. Was wird das Schicksal mit ihm vorhaben. Wird auch ihm schließlich einmal ein gemütliches Rasten nach des Tages Mühen vergönnt sein?

Oder wird er in seiner beschaulichen Sorglosigkeit sich in dem wogenden Blättermeere verirren; wehe ihm, wenn ihn dann die Dunkelheit überrascht. - -

Doch siehe, auch dort pilgert ein einsamer Wanderer. Er ähnelt dem Vorigen, doch sind seine Minen ernster; Mißmut und Griesgrämigkeit sprechen aus seinen Gesichtszügen. Er führt einen dressierten Affen an der Leine und achtet auf nichts, was um ihn herum vorgeht. Ärgerlich verscheucht er die summenden Bienlein, die bei ihrem Honigfluge sich in seine Nähe verirrt haben. Der Duft der Blüten und die Farbenpracht des Lenzes vermag es nicht, sein Gemüt zu erheitern und den Blick seiner Augen aufleuchten zu lassen. Er ist ein Sonderling und wird es bleiben, sein ganzes Leben hindurch.

Stumm und freudlos geht er seinen Lebensweg dahin, weltfremd und menschenscheu, macht er sich selbst zu einem Außenseiter. Wenn er der breiten Heeresstraße sich nähert und den darauf Hinastenden zu Gesicht kommt, so dient er zum Gespötte des Haufens, darum meidet er dessen Nähe und folgt dem einsamen Seitenwege. Wo wird sein Lebensweg enden? So Manchen seines Schlages hat schon mitten im Wandern die Kraft verlassen, den ihm vorgeschriebenen Pfad bis ans Endziel einzuhalten, er hat sich in die die Büsche verschlagen und kein Zeichen kündigt mehr von seinem irdischen Dasein.

Demgegenüber lasse ich mir den gewundenen Pfad des Lebenskünstlers gefallen. Er ist kein Alltagsmensch und verachtet deshalb die breite Heerstraße. Aber sein Ziel sieht er ebenso deutlich und festumgrenzt vor Augen, als wenn er die bequeme Landstraße ginge. Sie ist ihm nur zu staubig und zu ausgetreten. Er mag sich nicht in das Schlepptau eines Anderen begeben, und um einem Leithammel zu folgen, ist er nicht Hammel genug. Darum pilgert auch er abseits. Er freut sich an dem frischen Grün und an dem bunten Leben und Treiben der Natur, weicht vorsichtig den Steinen und sonstigen Hindernissen aus, die seinen gemächlichen Gang hemmen könnten, kümmert sich nur um das um ihn herum, was ihm wichtig erscheint, damit er sein Ziel nicht aus dem Auge verliere und schlängelt sich so stillvergnügt und zielbewußt durch das Leben. Wenn auch sein Pfad manchenmal an Dornengestrüpp und Abgründen vorbeiführt, sie werden ihm nicht gefährlich werden können, denn eine abgeklärte Lebensauffassung ist ihm Führer.

Verschlungener wie sein Lebensweg sind die Pfade des Abenteurers. Sie führen an romantisch gelegenen Luftschlössern vorbei; vergrabene Schätze, verborgene Paläste und verwunschene Prinzessinnen sind der innere Ansporn, der ihn alle auf seinem Lebenswege sich ihm entgegenstellenden Hemmnisse überwinden läßt. Er achtet nicht darauf, wenn ihm hier der scharfe Dorn einer Heckenrose den Mantel zerreißt, oder ihm dort eine Stechfliege, die er durch sein hastiges Dahineilen reizte, in den Nacken sticht. Nichts kann seinem Abenteuerdrang Einhalt gebieten; Gefahren gibt es nicht für ihn und seine rege Fantasie gaukelt ihm eine Zukunft vor, für die er alles einsetzt. Doch wie bald werden die buntglänzenden Bilder seiner Einbildungskraft an Farbenpracht verlieren, wenn sie sich nur noch im Scheine der Wirklichkeit seinen Augen darbieten. Der Lebensweg des Abenteurers führt entweder in eine trostlose Einöde, oder zu einem Leben, das wohl für Augenblicke dem Reiche seiner Träume entspricht, aber einem Throne gleicht mit tönernen Füßen, für den eine kleine unvorhergesehene Erschütterung genügt, um ihn zusammenbrechen zu lassen in seiner ganzen Pracht.

Verklärt immerhin noch alle diese seither geschilderten Lebenswege der helleuchtende wohltuende Strahl der Sonne, so ist der geheime dunkle Weg des Bösewichtes in tiefste

Nacht gehüllt. Kriechende Schlangen und sonstiges Ungeziefer sind dessen ständige Begleiter; wie diese scheut er das Tageslicht und wandert einem dunklen Ziele entgegen. Mag er es erreichen oder nicht, viel wahre Freude und innere Zufriedenheit wird ihm nicht beschieden sein, denn die Erfahrung lehrt, daß der Satz zu Recht besteht „Jede Schuld rächt sich auf Erden.“

„Alle Wasser laufen in das Meer“, aber nicht alle Lebenswege enden an dem Ziele, das sich die Erdenpilger als höchstes gesteckt haben. Verschuldet oder unverschuldet wurde schon gar Mancher mitten aus seiner Laufbahn herausgerissen und nach einer anderen Richtung hin abgedrängt. Und wenn er nicht den Kompaß des Lebens bei sich führte, jenen sittlichen Halt, den nur wahre Herzens- und Geistesbildung verleihen kann, so ging er unter im braußenden Strudel des Lebens.

„Cita mors ruit“ (Rasch tritt der Tod an den Menschen). Der alte Knochenmann mit der unerbittlichen Sense ist der gestrenge Wegwart aller Lebenspfade. Gebietet er sein rücksichtsloses „Halt“, dann hilft kein Flehen und Bitten mehr. Alle Ziele und Hoffnungen, so greifbar nahe man ihnen auch gekommen sein mag, müssen fallen gelassen werden, und wohl dem, der sie mit dem Bewußtsein aufgeben kann, daß seine Absichten rein waren, und sein zurückgelegter Lebensweg frei geblieben ist von jeglicher Schuld.

Kapitel 14 – Samstag, den 23. April 1921

Die Illusion der „guten alten Zeit“: Zwischen gegenwärtiger Klage und historischer Verklärung

So oft wird jetzt über die entsetzliche Zeit geklagt, in der wir leben. Ganz mit Recht, denn nur wenigen Generationen unseres Volkes war es beschieden, Zeuge eines solchen äußeren und inneren Zerfalles der Nation zu sein, wie gerade wir ihn miterleben müssen. Aber in krassstem Widerspruche zu dieser Klage steht das Verhalten des Einzelnen, sowohl wie des Volksganzen. Wenn man beobachtet, mit welcher Oberflächlichkeit und mit welch' skrupellosem Leichtsinn gerade unsere heutige Zeit über all' diese traurigen Ereignisse hinwegstolpert, wie ihr ganzes Tun und Treiben so gar nicht ein inneres Miterleben des ganzen Elendes und Jammers verrät, von denen wir auf Schritt und Tritt umgeben sind, so wird man über diese unverständliche Abgestumpftheit betrübt den Kopf schütteln müssen und zu dem Schlusse kommen, daß immer noch der Satz zu Recht besteht, der da besagt, „daß jede Nation das Schicksal verdient, das ihr beschieden ist.“

Fast komisch aber mutet einem dabei der immer wiederkehrende Hinweis auf „die gute alte Zeit“ an, von dem jene, mehr auf oberflächliche Gewohnheit beruhenden, als aus des Herzens innerster Überzeugung hervorgegangenen Stoßseufzer über die traurige Gegenwart begleitet sind. Was will denn eigentlich der Begriff „die gute alte Zeit“ besagen? Ich erinnere mich noch wohl, daß schon in meiner frühesten Jugend, damals als ich von der deutschen

Sprache, den Eigentümlichkeiten ihres Stiles und ihrem grammatikalischen Aufbau nur das eine wußte, daß sie 25 Buchstaben zählte, deren Unterscheidungsmerkmale und Reihenfolge mir jedoch derartige Schwierigkeiten bereiteten, daß es für Jedermann ein Leichtes war, mir ein X für ein U vorzumachen, diese „gute alte Zeit“ schon eine gewisse Rolle spielte. „Ja, früher war alles anders“ hieß es da. „Wenn nur einmal die alten Zeiten wiederkehren wollten!“ So bildete sich allmählich in dem leichtempfindlichen jugendlichen Gemüte ein Begriff heraus, der unter der „guten alten Zeit“ eine längst untergangene Welt verstand, eine Welt, in der das Leben nur im hellsten Sonnenschein, sorgen- und mühenlos und verklärt von Glück und restloser Wunscherfüllung dahinlebt wurde von einem Tage in den anderen. Und die süßlichen Bilder und Gedichtchen, in denen geschniegelte Herrchen mit weitem Vatermörder in buntem Biedermeierrocke, das zierliche Spazierstöcklein unter dem Arm, um lieblich lächelnde Dämchen in weiten Reifröcken heruntänzeln, vermittelten dem wißbegierigen Kinde die äußere Form. Aber bald stutzte es bei der immer wiederkehrenden nichtssagenden Unter- und Überschrift „Als Großvater die Großmutter nahm“. Das also war alles, was man über die Zeit, die man damals als „die gute alte“ bezeichnete, zu sagen wußte. Und bald dämmerte dem Jüngling die Erkenntnis, daß es sich auch hier, wie bei so vielem, um nichts weiter handelte, als um einen ganz vagen Begriff, um eine Bezeichnung, unter der man die Unkenntnis zu verbergen suchte, die doch unverkennbar in Bezug auf das Wesen dieser Zeitepoche bestand. Ich gebe ja gerne zu, daß damals, als man noch nicht so an das Hasten und Jagen gewohnt war, wie es die neuere Zeit mit sich brachte, als noch keine schnurgeraden Eisenstränge die Felder durchschnitten, um den Menschen im Fluge von einem Ende der Welt zum anderen zu tragen, als dieser noch nicht so viele Maschinen erfunden hatte, vor denen er sich mehr fürchtete, als vor der ausgleichenden Gerechtigkeit der Naturgesetze und deren überirdischen Gesetzgebers, das Leben ruhiger und, fast möchte ich sagen, idyllischer sich gestaltete, als ein paar Generationen später. Aber deshalb darf man sich nicht einbilden, daß die Menschheit von dazumal um ein Deut besser gewesen wäre, als die gegenwärtige; deswegen war auch das Leben nicht behaglicher und sorgloser, denn die lieben Mitmenschen warfen sich zu jener Zeit dieselben Steine in den Weg wie ihre späteren Enkel und Urenkel. Dieselben Vorzüge und Fehler, dieselben Tugenden und Laster, dieselben Schwächen und dieselbe Charakterstärke regierten und unterlagen, blühten und verdarben vorher wie nachher und gehen nur in verändertem Gewande durch die ganze Menschheitsgeschichte. Nur im Vergleiche einer bestimmten Zeitperiode mit einer anderen läßt sich vielleicht eine Schwankung der persönlichen Inanspruchnahme des einzelnen Individuums erkennen, die aber dem betreffenden Einzelindividuum, eben weil ihm der Gradmesser der vorausgegangenen Zeitperiode fehlt, gar nicht zum Bewußtsein kommt. Und dazu tritt die Erfahrung, daß alles, was es auch sei, sich in der Erinnerung noch einmal so schön ausmalt, als es tatsächlich in der Gegenwart sich darbot, umgekehrt allerdings auch schlimme Ereignisse sich von einer größeren Zeitspanne aus betrachtet, weniger drückend und hart erscheinen. Wer hat das nicht schon an sich selbst erlebt. Aus der Kindheit kamen im Allgemeinen nur die schönen Stunden in die Erinnerung, und der gelegentlichen Züchtigung, bei der es dem jungen Wesen doch toternst war, wird nur noch in lustiger Erzählung gedacht. Wie oft hat schon mancher seine Kindheit zurückgesehnt, die doch angefüllt war von gar bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen. Und auch hier begegnet man im Gespräche mit alten Jugendfreunden so oft dem Ausdrucke von „der guten alten Zeit“. Dabei mag eine gewisse Sentimentalität mitspielen, die ja mit der Rückerinnerung an gemeinsam

verlebte Kindheit und Studienzeit immer verknüpft ist. Ganz unangebracht erscheint mir aber der Hinweis auf „die gute alte Zeit“ im Hinblick auf diejenige vor dem Kriege. Denn wem ist es nicht mehr in der Erinnerung, wie unbändig damals Jedermann über die schlechten Zeitläufte schimpfte! Keiner konnte sich seinerzeit genug tun an Verwünschungen des schlechten Geschäftsganges, mangelnder Einkünfte, säumiger Zahler und der geringen Aussicht auf Besserung. Alles träumte von einem plötzlichen Wunder, das eintreten müsse, um die unhaltbaren Zustände zu beseitigen. Und ins Persönliche übergehend, war es nicht damals ein offenes Geheimnis, daß so und so viele Geschäftsleute und Privatpersonen unmittelbar vor dem drohenden Ruin standen? Da brach unerwartet, aber für Manchen ein rettender Engel, der Krieg aus. Nach den ersten Kriegsjahren gehobener Geschäftstätigkeit trat durch die Kriegsbestimmungen wohl eine gewisse Beschränkung, wenigstens für einzelne Geschäftszweige ein. Es sei zugegeben, daß die letzten Kriegsjahre empfindliche Störungen im Geschäftsleben mit sich brachten und daß der Einzelne sowohl wie die Gesamtheit des Volkes schwere Tage mitzumachen hatten; aber bemerkenswert bleibt die Tatsache, daß mit der allmählichen Entwertung des Geldes eine gewisse Geldflut über das Volk hereinbrach. Weitaus der größte Teil derjenigen, die vor dem Kriege mühsam um ihre Existenz zu kämpfen hatten, standen gar bald auf einer solideren pekuniären Grundlage wie jemals. Diese Erscheinung erstreckt sich bis auf den Einzelnen. Trotz der unermeßlichen Teuerung werden, mit wenigen Ausnahmen, die immer bestehen werden, die Bedürfnisse des Tages mit einer Leichtigkeit gedeckt, die vor dem Kriege undenkbar war. Und wenn man gar beobachtet, daß diese Lebensbedürfnisse nicht nachgelassen haben, sondern vielmehr seit dem Kriege bedeutend gestiegen sind, so ist es oft unbegreiflich, woher die Leute das Geld nehmen, zumal heute, im Gegensatz zu damals, doch fast ausschließlich in bar bezahlt werden muß. Was verschlingt allein die gesteigerte Vergnügungssucht, die Ansprüche an Kleidung und das Beibehalten alt- gewohnter Passionen für grandiose Summen. Wenn man da als stiller Beobachter von einer verborgenen Ecke aus das Volk betrachtet, wie es tobt und schwelgt, so kann man wahrlich nicht verstehen, wie es im Ernste Zeiten zurückwünscht, in denen es nicht im Stande war, nur einen Bruchteil seiner heutigen Ansprüche zu befriedigen selbst unter Berücksichtigung des damals höheren Geldwertes. Und da man aus dem Gebahren der Jetztzeit, selbst mit dem besten Willen, nicht dem Hinweis auf die „gute alte Zeiten“ ein tiefes Empfinden zu Grunde legen kann, so muß man eben diesen Hinweis nur als eine gewisse Heuchelei betrachten, mit der man verdecken will, wie wohl man sich fühlt, um nicht durch dies offene Geständnis den Neid minderbegüterter Kreise zu erregen.

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß dem Gemeinplatze von der „guten alten Zeit“, in welchem Zusammenhange er auch angewandt werden mag, eine beabsichtigte oder unbeabsichtigte Begriffsverwirrung zu Grunde liegt; denn jede Zeit hat ihre Licht- und Schattenseiten und ebensowenig Menschen aus verschiedenen Zeitepochen mit einander verglichen werden können, ebenso unberechtigt ist es, den Zeitgeist vergangener Jahrhunderte mit demselben Maßstabe zu messen wie den der Gegenwart.

Tempora mutantur, nos et mutamur in illis. (Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.)

Kapitel 15 – Samstag, den 30. April 1921

Vom Sinn und Unsinn des Lesens – Ein Leitfadens für eine geistesbildende Lektüre

Wer kann und will es leugnen, daß wir in einer Zeit des Mangels leben; denn ganz abgesehen von den Mängeln der Zeit, mangelt es an Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, an gesundem Menschenverstand, gutem Willen, politischer Reife des Einzelnen, vernünftiger Parteipolitik größerer Zusammenschlüsse und einer zielbewußten Lenkung des Gesamtstaatswesens. Wenn man den geplagten Verlegern glauben will, mangelt es sogar — trotzdem wir uns im papiernen Zeitalter befinden — an dem überall nötigen Papier. Nicht an Papiergeld, denn in diesem werden wir ja voraussichtlich, da immer neue Fluten über uns hereinbrechen, in absehbarer Zeit einen ebenso langsamen wie sicheren Erstickungstod erleiden. Vergegenwärtigen wir uns aber einmal das Papier als solches, das nur „im Jahre des Heils“ 1920 durch die Pressen lief, und bedruckt, in Form von Zeitungen, Zeitschriften, Witzblättern, Jugendschriften, Romane erster, zweiter und von gar keiner Qualität, wissenschaftlichen Werken und Lehrbüchern, Wahl- und Geschäftsplakaten, Verordnungen und Merktafeln herauskam, und denken wir es uns auf einen großen Haufen aufgestapelt, so würde sicherlich ein Berg zusammenkommen, den zu überfliegen einem Luftschiffe nur nach einem neuen Höhenrekord möglich wäre. Sämtliche dabei beteiligten Autoren hielten es bei Abfassung und Herausgabe dieser ihrer Geistesprodukte für geradezu unumgänglich nötig, dem Volke ihre Gedanken auf „diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ zu übermitteln, sollte es nicht eine empfindliche Einbuße erleiden an geistiger Anregung und notwendigem Wissen. Geschähe wirklich ihr Wille, nämlich daß ihren Veröffentlichungen die von ihnen vorausgesetzte allgemeine Beachtung geschenkt würde, so hätte der weitaus größte Teil des Volkes wohl kaum Zeit mehr zu anderer Beschäftigung, und die Brillenmacher gehörten zu den meistbeschäftigten Leuten. Aber Gott sei Dank dürfen wir ruhig sagen, zum Glück und Vorteil des Volkes geschieht dies nicht. Aber trotzdem wird immer noch genug gelesen; übergenug, und leider oft mit einem Mangel an Geschmack und Verständnis bei der Auswahl der Lektüre, der sich geradezu zu einer Gefahr für den geistigen Zustand des Volkes ausgewachsen hat. Betrachte man sich nur einmal das durchreisende Publikum in einem Bahnhofswartesaal der Großstadt. Beobachte man da die Leser und Leserinnen und suche man den Titel ihres Buches oder ihrer Zeitschrift zu erkunden, und man wird zur Genüge erkennen, daß der Inhalt ihrer Lektüre oft in hellstem Widerspruche steht zu dem Eindrucke, den sie ihrer Kleidung und ihrem sonstigen Benehmen nach gerne auf ihre Umgebung machen möchten. Umgekehrt kann man bemerken, daß Leute — meist sind es solche, deren Halbbildung man auf den ersten Blick erkennen kann — Bücher in auffälliger Weise zur Schau tragen, von deren Inhalt sie offensichtlich nicht eine Silbe verstehen, nur um sich interessant zu machen und den Schein zu erwecken, als gehörten sie zu den gebildeten Kreisen. So begegnete ich während des Weltkrieges einem auf einem Büro beschäftigten Maurerpolier, der sich in der deutschen Bücherei Kants „Kritik der reinen Vernunft“ gekauft hatte. Das Bändchen bildete nun tagtäglich seinen Begleiter, bis es endlich so schmutzig und unansehnlich geworden war, daß er eines Tags von einem Tischgenossen aufgefordert wurde, dasselbe vom Tische wegzunehmen, da es ihm den Appetit verderbe. Auf der Bahnfahrt, im Cafe, in der öffentlichen Lesehalle und in der Elektrischen bietet sich massenhaft Gelegenheit zu ähnlichen Erfahrungen wie die oben angedeuteten. Man kann

sich dabei zu gleicher Zeit einen Begriff machen davon, wie stark im Allgemeinen der Drang unserer Zeit zum Lesen ist, und wie wichtig es darum erscheinen muß, das Volk von Jugend auf zu einem zweckmäßigen, wirklichen Vorteil bringenden Lesen zu erziehen.

Im Folgenden seien daher einige Leitsätze aufgestellt, nach denen ein genußreiches und zweckförderndes Lesen gewährleistet wird. Zunächst sei die Frage erörtert, warum soll man lesen. Lesen soll man, um sein Wissen zu bereichern. Die Bereicherung des Wissens ist aber nicht nur eine Vorbedingung für den Wissenschaftler, mittelst deren er in seinem Fache gleichen Schritt zu halten vermag mit den Errungenschaften der Neuzeit, sie ist auch ein notwendiger Bestandteil einer erfolgreichen geschäftlichen Betätigung in allen kaufmännischen Berufen. Nicht zum wenigsten ist sie eine Pflicht jedes Einzelnen, wenn er den Zeitgeist richtig erkennen und allen Anforderungen des Lebens gewachsen sein will. Lesen sollen wir auch, um unser Gemüt zu erheben über den Staub des Alltages und neue Kraft zu schöpfen nach den Mühsalen des täglichen Erwerbslebens. Man soll lesen, um selbst im Stande zu sein, volksbildend auf seine Mitmenschen einwirken zu können, sei es im privaten Gespräche mit Einzelnen oder durch Schrift und Rede, die an größere Volksmassen gerichtet sind. Nicht lesen soll man dagegen, nur um die Zeit totzuschlagen oder sein Gehirn vollzupfropfen mit Dingen, die wertlos sind und in mißverständlicher Form sogar eine direkte Gefahr bilden können für den Lesenden selbst. Ebenso wenig soll man lesen, um bei jeder sich bietenden passenden oder unpassenden Gelegenheit seine eben erst empfangene Weisheit an den Mann bringen zu können, und sich so den Anstrich von Gelehrtheit und Belesenheit zu geben.

Die nächste Frage ist die, wann soll man lesen. Lesen soll man nur dann, wenn man dazu das Bedürfnis hat. Dieses Bedürfnis darf sich aber nicht zu jeder Zeit und an jedem Orte geltend machen. Nicht am Küchenherd oder während der Arbeitszeit der beruflichen Tätigkeit, nicht im Theater und Konzertsaal, nicht bei Tisch und in angeregter Gesellschaftskreise, da es sonst unangebracht und störend empfunden wird. Lesen soll man in stillen Musenstunden, abgeschieden von dem Weltengetümmel und ungestört von allzu lauter Umgebung. Was man lesen soll richtet sich nach den geistigen Bedürfnissen des Einzelnen, nach persönlichen Veranlagungen und besonderen Liebhabereien. Was den Kaufmann interessiert, braucht noch lange nicht das Interesse des Gelehrten zu erwecken, und was für diesen eine wahre Erbauung bedeutet, kann für den Handlungsgehilfen eine schreckliche geistige Tortur sein, ohne daß man ihm darüber einen Vorwurf machen könnte. Aber hüten soll sich besonders die Jugend vor den nervenkitzelnden Schund- und Hintertreppenromanen, die gerade zur heutigen Zeit in Massen auftreten und den weitaus größten Bestandteil der Auslagen im Schaufenster großstädtischer Buchhandlungen zweiter Garnitur bilden. Auch die geschäftsmäßig betriebenen Bücherverleihanstalten wimmeln von solchem minderwertigen Zeuge, und es ist nur schade um das schöne Papier und die Druckerschwärze, die dazu aufgewendet wurde. Heilvoller, als sie von der breiten Masse anerkannt werden, wirken da die von eigens zu diesem Zwecke ins Leben gerufenen Vereinigungen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, nur wirklich gute Bücher unter das lesende Publikum zu bringen. Denn sie geben eine Gewähr dafür, daß die von ihnen verausgabten Bücher im wahren Sinne des Wortes geistesbildend sind. Wann sind aber Bücher geistesbildend? Die Beantwortung dieser Frage hängt innig zusammen mit der Beantwortung einer anderen Frage nämlich der: „Wie soll man lesen?“ Lesen soll man des Inhaltes und der Form wegen. Während sich das

nähere Eingehen auf den ersteren Punkt insofern erübrigt, als es mit der vorausgegangenen Beantwortung der Frage, warum man lesen soll, fast restlos deckt, seien dem Hinweis auf die Beachtung der Form noch einige Worte gewidmet. Insbesondere unsere deutsche Sprache ist so reich an Möglichkeiten ihrer Anwendung, ihres Gebrauchs und ihrer Formgebung, der Stil ihrer Dichter und Meister aber so manigfaltig und anregend, daß es, besonders wenn man sich ein bischen eingelesen hat, ein eigener Genuß ist, in die tieferen Geheimnisse der Muttersprache auf Grund wirklich gediegener Lektüre einzudringen. Von den Klassikern deutscher Dichtkunst bis zu den literarischen Größen der Neuzeit ist freilich ein weiter Weg. Ein weiter Weg, der nicht immer durch lachende Gefilde geht, aber auf diesem Wege stoßen wir andererseits wieder auf Schönheiten, die in so reichem und überwältigendem Maße vielleicht kein anderes Volk auf der Welt mehr aufzuweisen hat. Darum soll sich das deutsche Volk gerade in der heutigen trüben Zeit erbauen und erheben an all dem Schönen, was ihm seine führenden Geisteshelden in ihren Schriften bieten. Tief bedauerlich aber wäre es, wenn es, wie viele andere Völker in jenen literarischen Sumpf geraten würde, der sich überall da auftut, wo die Schranken guten Geschmacks gebrochen sind, wenn es verseucht würde von einer verderbenbringenden Schundliteratur. Die Gefahr besteht und im Zeitalter des Kinos wächst sie um so mehr, als dieses, ganz auf der Grundlage des gewöhnlichsten Hintertreppenromans aufgebaut, diesem die besten Handlangerdienste leistet. Ist es da zu verwundern, daß es eine leider nur zu wirkungsvolle Reklame bildet für Detektivromane, Indianer- und Schauermärchen u. dergl. mehr. Sensation ist heute das Schlagwort; nicht nur im gewöhnlichen Leben, sondern auch auf den Büchermärkte. Darum mögen berufene Kreise darauf achten, daß auf dem Gebiete der Literatur nicht das Gift überhandnehme und neben einer skrupellosen Erleichterung des Geldsäckels Halbwüchsiger und Unreifer auch noch die Seele des Volkes vergiftet werde in Form einer verdorbenen geistigen Nahrung.

Kapitel 16 – Samstag, den 7. Mai 1921

Zwischen Vereinsmeierei und Herdentrieb: Der goldene Mittelweg des Zusammenlebens

Das große unsichtbare Band, das die Menschen untereinander verbindet, ist der Hang, sich zusammenzuschließen. Es wäre aber falsch, zu glauben, daß dieser Hang zur Geselligkeit ein spezifisch menschlicher sei, wie etwa der Gebrauch der artikulierten Sprache; vielmehr finden wir auch unter einer großen Anzahl der verschiedensten Tiergattungen ein geselliges Zusammenleben oder wenigstens ein instinktives Zusammenscharen zu einem bestimmten gemeinsamen Zweck. So treten viele Vogelarten in größeren Gemeinschaften auf, unsere Zugvögel versammeln sich vor ihrer gemeinsamen Abreise an einem bestimmten Orte und die Störche halten sogar vor dem Antritt der Reise auf einer vorher bezeichneten Wiese eine regelrechte Heerschau ab, bei der der junge Nachwuchs eine Prüfung ablegen muß über seine Leistungsfähigkeit in Ausdauer und Flugtechnik. Viele Affenarten, Büffel und wilde Pferde, ebenso Gazellen, Hirsche und Gemen treten in Herden, bzw. Rudeln auf, geführt von einem Leittier, das die Wegrichtung angibt, und dem Alle blindlings folgen. Bei der Rast stellen die meisten dieser Herden direkte Wachtposten auf, die eine herannahende Gefahr durch bestimmte Laute den ihrigen kundgeben. Die großen Fledermäuse der Sundainseln,

die Kalongs, hängen zu Hunderten bewegungslos an den Ästen, um sich dem Schlafe hinzugeben, versäumen es aber nicht, durch abwechselndes Wachen sich vor feindlichen Überrumpelungen zu schützen. Ebenso machen es die Robben der Polargegenden, wenn sie, sich auf den Eisfeldern sonnend, ihr Mittagsschläfchen halten. In dichten Schwärmen, die minutenlang die Sonne verfinstern, überfallen große Heuschreckenarten die Anpflanzungen der südlichen Länder, ähnlich wie zuweilen manche Schmetterlingssorten unsere heimischen Wälder in Scharen heimsuchen. Der geschickteste Architekt unter den Säugetieren, der Biber, errichtet seine kunstvollen Bauten unter Anwendung aller Schikane der Technik in gemeinschaftlicher Arbeit, und das komplizierte Staatswesen der Bienen und die Arbeitsgemeinschaft der Ameise legt eine zielbewußte Geselligkeit an den Tag, die bei verhältnismäßig so niederen Tiergattungen geradezu verblüfft. Mit Leichtigkeit könnte man noch Dutzende solcher Beispiele der Geselligkeit aus dem Tierreiche anführen, ich will mich aber auf die oben erwähnten beschränken, da sie zur Genüge erkennen lassen, daß der Hang zum Zusammenschluß und zur Geselligkeit einem Naturtriebe entspringt, der aus einem anderen zu erklären ist, dem mächtigsten aller Triebe, dem der Selbsterhaltung, der in dieser Form den gegenseitigen Schutz und das Vertreten gemeinsamer Lebensinteressen zur Grundlage hat. Bei dem Menschen dient der Zusammenschluß bewußt oder unbewußt demselben Zwecke. Auf ihn baut sich das Familienleben und das Staatswesen auf, ihm verdanken wir die gemeinschaftlichen Ansiedelungen, die zum Städtebau und zur Bildung von ganzen Völkergemeinschaften geführt hat und schließlich bildet er den Grundstock der heutigen Kultur und Zivilisation. Im geschäftlichen Leben führt das gemeinsame Zusammengehen zu gewerblichen Vereinigungen, die im Mittelalter im Gildewesen sich zur höchsten Blüte entwickelten; und die geschäftlichen Unternehmen gleicher Interessengruppen zeitigen die modernen Handelsgesellschaften.

Im politischen Leben artet der Zusammenschluß der Völker zu Schutz- und Trutzbündnissen aus, die hinwiederum als Voraussetzung und als Endresultat den Krieg in sich schließen, der das kaum geschlungene Band friedlicher Zusammenarbeit auf Jahrhunderte hinaus gewaltsam zerreißt. Im Allgemeinen versteht man aber unter Geselligkeit eine harmlose Vereinigung kleinerer oder größerer Gruppen Gleichgesinnter zur Pflege einer besonderen Liebhaberei oder nur zur angenehmen Ausfüllung der Mußestunden. Ich will es mir schenken, hier eine Übersicht zu geben über die verschiedenen Arten dieser Vereinigungen, die unter den Sammelnamen „Vereine“, „Clubs“, „Gesellschaften“, „Verbindungen“, „Kränzchen“ und „Stammtische“ im deutschen Vaterland bestehen; das steht jedenfalls fest, daß vielleicht kein Volk der Welt seinem Charakter nach so sehr dazu neigt, sich in Sondergruppen zu teilen, wie das Deutsche. Deutschland ist das Land der Vereinsfahnen, der Vereinsnadeln und bunten Mützen, der Couleurbänder und Bierzipfel, der Stammtischglocken und Sammelbüchsen. Leider greift dieser Hang zur Sonderbündelei auch in das politische Leben über und bildet hier den Krebschaden der deutschen Nation. Wenn man in Bezug auf die oben gestreiften gesellschaftlichen Vereinigungen den Satz anwenden kann: „Kein Jüngling ist zu grün und dumm, Er gründet ein Präsidium“, so könnte man im Hinblick auf das Parteiunwesen im deutschen Vaterlande das geflügelte Wort gebrauchen: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen“. Denn es ist geradezu frevelhaft, mit welcher Verbohrtheit bei uns die verschiedensten Parteirichtungen noch an ihrem Sonderprogramm festhalten und sich gegenseitig bekämpfen, während das gemeinschaftliche Dach, unter dem

sie alle doch zu leben gezwungen sind, in Flammen aufgeht. Statt in Einmütigkeit nach dem Grundsatz: „Einigkeit macht stark“ einem großen gemeinsamen Ziele zuzustreben, schickt man sich an, in unzählige, gegeneinander arbeitende Gruppen geteilt, die noch vorhandenen Reste des einst so großen Staatsgebäudes niederzureißen. Das Tier könnte hier wieder den Menschen ein Vorbild sein. Denn sein Zusammenschließen dient immer nur dem Vorteile des Ganzen, während bei den Menschen und insbesondere bei den modernen Deutschen das Parteiwesen schließlich nur zum Untergang jedes Einzelnen führen muß. Während im Allgemeinen die Vorteile, die Vereine in geschäftlicher und geistesbildender Beziehung bieten, nicht unterschätzt werden sollen, — und zum Teile auch ihr erzieherischer Einfluß anerkannt werden muß, indem sie den Gedanken- und Gesichtskreis des Einzelnen erweitern, so sei zum Schlusse als einen der größten Auswüchse des Vereinswesens der sogenannten Vereinsmeierei gedacht. Unter Vereinsmeierei versteht man die Sucht, auf Grund der Mitgliedschaft bei den verschiedensten Vereinen eine gewisse gesellschaftliche Rolle spielen zu wollen. Diese Vereinsmeierei hat schon Manchen an den Abgrund gebracht und trotzdem es eine alte Erfahrung ist, daß die meisten dieser Vereinsmeier am Ende ihrer Tätigkeit statt Anerkennung nur den größten Undank gerade derer ernten, zu deren Vorteil oder Unterhaltung sie ihre besten Kräfte und ihre kostbarste Zeit gewidmet haben, gibt es immer noch Leute genug, die sich, nur um vorübergehend zu glänzen dazu hergeben, den Allerweltsonkel zu spielen. Ebenso falsch ist es, sich prinzipiell jeder Vereinigung fern zu halten und sich von allem geselligen Verkehr abzuschließen, denn auch das rächt sich; man wird weltfremd und verliert die Elastizität des Geistes, die eine Vorbedingung ist, wenn man die heutige Zeit verstehen und es dahin bringen will, in ihr mit einigem Genusse zu leben. Jedenfalls sehen wir, daß auch im geselligen Leben, wie bei fast Allem, das Maßhalten am Platze ist, und daß der am besten fährt, der den goldenen Mittelweg einschlägt, der sich zwischen Einsamkeit und Gesellschaftstrubel hindurchschlängelt. Am meisten aber meide man die Massenansammlungen, welchen Zweck sie auch haben mögen. Denn dort vergißt der Mensch zu leicht seine Abstammung, und es fällt selbst dem größten Menschenfreunde schwer, noch an ihn als die Krone der Schöpfung zu glauben. Trotzdem verdankte ich einmal einer solchen Massenversammlung eine wertvolle Inspiration, die ich, umwogt von dem Beifalls- und Mißfallsgebrüll meiner lieben Mitmenschen, und in der heißduftenden Atmosphäre schier des Atems beraubt, als Schwanengesang ausarbeitete und dann nach doch glücklichem Entrinnen aus der „erhebenden Volkskundgebung“ niederschrieb. Da mein ganzer Menschheitsstandpunkt darin niedergelegt ist, will ich ihn der Mitwelt nicht vorenthalten; er lautet:

Der Mensch als Einzelner betrachtet
Ist der Beachtung würdig wohl;
Es sei denn, daß im Bann er schmachtet
Von Geld, Weib oder Alkohol.
Doch tritt er einmal auf als Herde,
In der ein Schlagwort grell erklingt,
Dann wird er, sinkend tief im Werte
Dreist unberechenbar und st . . . *

* Empfindliche Gemüter können an Stelle
dieses Wortes setzen: riecht nicht genug nach Seife.

Kapitel 17 – Samstag, den 14. Mai 1921

Das Rätsel des Zufalls: Vom Lenker der Weltgeschichte zur unentdeckten Naturkraft

Zufälligkeiten spielen im Leben der Menschen oft eine gar große Rolle. Nicht nur das Privatleben des Einzelnen ist mehr oder weniger reich an solchen, sondern auch in der Weltgeschichte begegnen wir dem Zufalle, und unvorhergesehene Ereignisse haben nicht selten sogar bestimmend eingewirkt auf die Geschicke der Völker. Als das Jahr 1762 für Preußen ein verhängnisvolles zu werden drohte, und der Bruder Friedrichs des Großen in einem Briefe an diesen die Rettung Preußens nur noch für möglich hielt, wenn ein zufälliges Ereignis eintreten würde, konnte ihm Friedrich mitteilen, daß ein solches in dem Tode der Kaiserin von Rußland soeben eingetroffen sei, deren Nachfolger Peter III. war, der als begeisterter Verehrer des großen Friedrich sofort die Feindseligkeiten gegen Preußen einstellen ließ. So war Preußen gerettet und konnte den Grundstein legen zu jener Weltmachtstellung, die es sich im Verlaufe der nächsten zwei Jahrhunderte errang. Einem Zufalle verdanken wir, neben dem eigenartigen Auffinden vieler kleinerer Inselgruppen, die Entdeckung Amerikas, die auf die Weiterentwicklung des gesamten Kontinents von weittragendster Bedeutung war. Denn bekanntlich hatte die Fahrt des Columbus nicht das Auffinden eines neuen Erdteils, sondern die Erforschung eines bequemen Wasserweges nach den fabelhaften Ländern des Ostens, insbesondere nach Indien zum Ziele. Und in der Technik, wie viele einschneidende Erfindungen

sind auf eigentümliche Zufälle zurückzuführen? Es sei nur an die Verwertung des Dampfes als Kraftquelle erinnert, an die Erfindung des Schießpulvers, die Herstellung des Glases u. a. m. Auch das oft erstaunliche zufällige Zusammentreffen von Erfindungen gleicher Art gehört hierher. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß hierbei der Zeitgeist eine gewisse Rolle spielt, der in den Gehirnen einzelner hervorragender Zeitgenossen denselben Gedanken nachhängen und dieselben dann schließlich auch zur Reife kommen läßt. Es sei hier nur erinnert an das gleichzeitige Auftauchen der verschiedenen Arten lenkbarer Luftschiffe und der mannigfachen Typen von Flugmaschinen, die ein Problem lösten, an dem die Menschheit weit länger, als ihre Geschichte zurückreicht, gearbeitet hat, und das erst unseren Tagen vorbehalten war, zu einem greifbaren Resultate zu bringen, nämlich zu der heißersehten Eroberung der Luft.

Haben wir aus dem Vorausgegangenen zur Genüge erkannt, daß sogenannte Zufälle auf allgemeine Interessenfragen der Völker und der verschiedenen Zeitperioden oft von einschneidender Bedeutung waren, so werden wir aus dem Folgenden ersehen, daß sie in besonderem Maße im Leben des einzelnen Individuums oft eine ausschlaggebende Rolle spielen. Und wenn der Volksmund sagt — übrigens eine Fundgrube unleugbarer, wenn auch in ihren inneren Zusammenhängen nicht immer erklärbarer Wahrheiten — „Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Menschen kommen zusammen“, so wird dieses Wort meistens angewandt auf die merkwürdige Art und Weise, wie das Schicksal zwei Menschen zusammenführte und für das Leben verband. Wer hätte dafür nicht Beispiele

genug aus seinen weiteren und näheren Bekanntenkreisen. Und auch sonst, das geheimnisvolle, rätselhafte Eingreifen des Geschickes in die Lebensbahn des Einzelnen, wie oft gleicht es nicht mehr einem rein äußerlichen Zufalle, als vielmehr einer unverkennbaren Vorausbestimmung, der der Einzelne unterworfen ist. Dieser Erkenntnis mag der Glaube an das „Fatum“ entsprungen sein, zu dem sich fast durchweg die Anhänger des Muhamedismus bekennen. Zwar baut sich die Lehre dieser „Fatalisten“ im Grunde genommen auf einer Annahme auf, die ja im eigentlichen Sinne des Wortes jeden Zufall ausschließt, nämlich auf der oben angegebenen Idee der Schicksalsvorbestimmung, in ihrer Lebensführung überlassen sie aber gerade deshalb Alles dem Zufalle, da sie eben in ihm die Erfüllung der Vorbestimmung des Schicksals sehen. Dies nur nebenbei. Auch das eigentümliche Zusammenfallen von bemerkenswerten Ereignissen des Lebens, wie Geburts-, Hochzeits- und Todestagen, ebenso wie die Bedeutung, die oft Zahlen im Leben des Einzelnen gewinnen, gehören in dieses Kapitel. So hat z. B. von jeher die heilige Zahl „Sieben“ eine gewisse Rolle gespielt, und wenn auch in den romanischen Ländern die Zahl „Dreizehn“ von gegenteiliger Bedeutung ist, als bei uns, indem sie hier als Unglückszahl verpönt, ist dort als glückbringend gilt, ist doch sicherlich bemerkenswert, daß gerade dieser Zahl bei allen Kulturstaaen eine gewisse Bedeutung beigemessen wird. Wie, wenn sich hinter so gar Manchem, was wir so gemeinhin als „Zufall“ bezeichnen, doch ein, wenn auch bis jetzt noch nicht ergründetes Etwas verberge?! „Aberglaube“ werden da Viele rufen. Mitnichten, haben sich nicht große Geister aller Zeiten beschäftigt mit dem Problem der Ergründung der inneren Zusammenhänge scheinbar ganz zufällig zusammenfallender Ereignisse? Und hat nicht Kant selbst dem „Zufalle“ einen breiten Raum in seinen philosophischen Betrachtungen eingeräumt? Was versteht man nun eigentlich unter Zufall, bzw. wie könnte man diesen Begriff kurz definieren? Zufall ist ein in seinen Ursachen unerklärbares Zusammentreffen von Ereignissen. An dieser Stelle sei aber gleich auf Erscheinungen des täglichen Lebens hingewiesen, die die meisten als „Zufälligkeiten“ bezeichnen, die aber längst im Gegensatze dazu in ihrem inneren Zusammenhange erkannt sind. Wer hätte noch nicht selbst an sich erlebt, daß kurz darauf, nach dem von einer dritten Person die Rede war, diese plötzlich auftauchte, oder wenn man auf einem Gange durch die Stadt an eine solche dachte, diese plötzlich um die nächste Straßenecke bog? Scherzhaft sagt da der Volksmund: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen“ — und unsere Gegend drückt sich etwas derber aus: „Wann mer de Esel nennt, kummt er gerennt.“ In der Tat handelt es sich hierbei aber gar nicht um Zufälle in unserem Sinne, sondern diese Erscheinungen gehören in das, wenn auch noch nicht restlos erforschte, so doch schon hinlänglich durchleuchtete Gebiet des Magnetismus und was damit im Zusammenhange steht, der Gedankenübertragung und Telepatie. Man erklärt heute diese Erscheinung so, daß von jedem Menschen ein gewisses „Fluidum“ ausgeht, das, indem es den Gedankenkreis des Anderen trifft, die Erinnerung an diesen auslöst. Ich habe selbst einen typischen Akt dieser Art erlebt. Als ich vor 20 Jahren in Darmstadt studierte, begegnete mir tagtäglich ein gewisser Herr, der so pünktlich seinem Wirkungskreise zueilte, daß er bald für mich meine Taschenuhr ersetzte. Traf ich ihn am „langen Ludwig“ so war es sicherlich 10 Minuten nach Acht. Als ich nun nach dem Weltkriege wieder einmal Darmstadt besuchte, da dachte ich ganz urplötzlich — warum weiß ich nicht, denn es war an einem ganz anderen Punkte der Stadt und zu einer ganz anderen Tagesstunde, als ich ihn früher zu sehen gewohnt war — an jenen Herrn. „Was wird er heute machen, wird er inzwischen gestorben sein?“ Während mir diese Gedanken durch das Gehirn schossen, rannte ich an einer Straßenecke an einen Passanten; nach den üblichen

Entschuldigungsstammeln erkannte ich in ihm — den Herrn von damals! — Auch wenn zufällig zwei Menschen dasselbe denken: „Du hast mir das Wort aus dem Munde genommen“ sagt man da, gehört in das Gebiet der Gedankenübertragung. Und gerade deshalb, weil wir hier Erscheinungen, die vergangene Zeiten sicherlich ohne weiteres als Zufälligkeiten hingenommen haben und über sie hinweg zur Tagesordnung gegangen sind, nach der heutigen Erkenntnis der sie zeitigenden Naturkräfte in ihren natürlichen Zusammenhängen zu erkennen imstande sind, ist es meiner Ueberzeugung nach durchaus denkbar, daß einmal spätere Generationen auch solche Erscheinungen, die wir heute noch als „Zufälle“ bezeichnen, in ihren natürlichen Ursachen erkennen werden. Oder hat man im Mittelalter nicht alle Leute, die sich mit Chemie beschäftigten, zu Zauberern gestempelt und sogar dem Feuertode preisgegeben, während man sie heute zu den exakten Wissenschaftlern zählt? Auf unseren Fall angewendet, wäre es deshalb gar nicht verwunderlich, wenn man das, was man heute als Zufälle bezeichnet, später einmal als Glieder einer zusammenhängenden Kette von Ereignissen erkennen und begreifen würde. Natürlich, manches wird immer Zufall bleiben und ein Beispiel dieser Art aus meiner Jugendzeit will ich hier zum Besten geben, zumal es eines gewissen Einschlages in das Humoristische nicht entbehrt. Als ich im Jahre 1902 auf einer Reise nach Antwerpen kam und dort, fremd wie ich war, in dem ersten besten Hotel abstieg, mußte ich wie üblich, meinen Namen in das Fremdenbuch einzeichnen. Der Hausbursche, den ich natürlich für einen Belgier hielt, folgte meinen Schriftzeichen, und kaum hatte ich meinen Namen ausgeschrieben, so frug er mich, ob ich aus B. und mein Vater der Herr X. sei. Ich bejahte, jedoch schnitt er meine folgenden Fragen, „woher ihm diese Wissenschaft käme“ mit dem Bemerken ab, ich möchte ihm den Gefallen tun und nicht weiter in ihn eindringen. Er war mir von der Stunde ab ein treuer Mentor und es tat mir bald leid, daß ich ihm anfänglich mit einem gewissen Mißtrauen begegnet war. Bald genoß er mein unbegrenztes Vertrauen, das so weit ging, daß ich ihm bei meiner Abreise neben einem guten Trinkgelde den Auftrag gab, für mich einige „Erinnerungen an Antwerpen“ zu besorgen und nach B. zu schicken, ebenso die Frankierung einer großen Anzahl Briefschaften und Ansichtskarten auftrag. Auf „Die Erinnerungen an Antwerpen“ warte ich, mit Ausnahme von der, die ich in der Brust trage, heute noch, und die Briefe gehören zu jenen, die sie, nie erreichten. Das Zusammentreffen von mir und dem betreffenden Hausburschen war sicherlich ein rein äußerlicher Zufall, aber logisch war es, daß das Vertrauen, das ich auf jenen Antwerpener Domestiken setzte, in der beschriebenen Weise enttäuscht werden mußte.

Kapitel 18 – Samstag, den 21. Mai 1921

Der zerstörte Sonntagsfrieden: Wenn die Großstadt das Grüne sucht

In meiner Jugend gehörte zu den bevorzugtesten Spielzeugen, die einem der Weihnachtsmann unter den Christbaum legen konnte, das Kaleidoskop, jene geheimnisvolle, von einem Engländer erfundene Röhre, in der sich mittelst zweier Spiegel und einer Anzahl bunter Glasstücke durch Drehen die herrlichsten und fantasieanregendsten Ornamente hervorzaubern ließen. Die Erinnerung an dieses, bei der heutigen Jugend leider fast unbekannte lehrreiche Spielzeug wurde lebhaft in mir wachgerufen, als ich das bunte und

abwechslungsreiche Treiben an unserer Bergstraße während der Pfingstfeiertage an meinen Augen vorbeigleiten ließ.

Den Hintergrund dieses Pfingstkaleidoskopes, in dem ruckartig die einzelnen Bilder wechselten, bildete das saftige Frühlingsgrün der Landschaft, das durchsichtige Blau des reinen Himmels und das strahlende Gold der Sonne.

Erstes Bild: Fröhlich am Bahnhof.

Ein bunter Farbenstrom wälzt sich aus den Bahnhofshallen. Grellfarbige Dirndkleider, grasgrüne und knallrote Schürzen, schwarze Bratenröcke, blaue Leinenkittel, weiße Schillerkragen, all das noch stark nach Seife riechend, und duftend nach künstlich erzeugten Wohlgerüchen. Mitten drin ein postgelbes Auto, auf das alles losstürzt. Allmähliches Auflösen der Massen in einzelne Gruppen. Die Flut ist verlaufen, übrig bleibt, gleichsam als fester Felskern, ein Verein (Henkelkörbchenverein), der sich wie Eisenfeilspänchen über dem Magneten ordnet, und unter erdbebenartigem Geräusch in Bewegung setzt. - - - Schließlich stehe ich allein auf dem leeren Bahnhofsplatz, mir gegenüber ein behäbiger Bürger von Auswärts mit seiner Ehehälfte, der kategorisch erklärt: „Nä, laafe duh ich net, Fraa mer fahre mit em nächschde Zug wieder haam.“

Zweites Bild: Bergaufwärts geht die Fahrt! Die warme Luft durchzittert ein lustiges Wanderliedchen aus dem Zupfgeigenhansel. Eine fantastisch kostümierte Gruppe junger Leute beiderlei Geschlechts. Der fastnachtsmäßige Aufzug beleidigt im Grunde genommen in der heutigen Zeit der Trauer und der Trübsal. Hat das junge Volk denn gar kein Verständnis mehr für die Not des Vaterlandes? Schließlich Aussöhnen mit dem Gedanken, daß doch die ganze heutige Welt ein Narrenhaus ist, und daß diese immer noch die harmlosesten Narren sind. Verklingen der Gitarrentöne in weiter Ferne. — — Ein schwarzes Gewimmel einer schreienden und gröhlenden Masse, die sich ungeordnet dahinwälzt, jeden beiseite stoßend, der in die Quere läuft. — — Ein Teil des befreiten Deutschlands! — — — Ein braver Familienvater. Er schiebt den Kinderwagen, seine Frau in neuen Sonntagsstiefeln humpelt nebenher. — — — Der kleine Beamte im Vollbewußtsein seiner Würde, grüßt nach allen Seiten, kein Gruß entgeht ihm. — Der gutsituierte Handwerksmeister, bedächtig im Schritte, überlegt — bedauert unendlich, daß die Zeit der Metzelsuppen vorüber ist. — Der Großstädter tipp topp, Straßenanzug, bunte Seidenstrümpfe, Lackschuhe, Begleiterin: kurzen Faltenrock, schwarze Florstrümpfe, Stöckelschuhe. Totchik, verstothenes Gähnen. — — — Und all das umhüllt eine dicke Staubwolke; ein Motorrad rattert dazwischen und verschlingt alle übrigen Töne um uns herum.

Drittes Bild: Abseits vom Wege. Eine frischduftende Waldwiese. Die Mittagssonne liegt grell auf Feld und Wald. Eine kleine Touristengruppe lagert zerstreut zwischen Blumen und Grasbüscheln; die meisten liegen auf dem Rücken und lassen sich die Sonne in das Gesicht scheinen. Ein Mückenschwarm umsummt sie. Jetzt brechen sie auf. Ueberreste aller Art, Butterbrot-papiere und Eierschalen, zertrampelte Rasenflächen und abgerissene Zweige und Blumen bezeichnen die Stelle ihrer kurzen Nachmittagsrast. Wie wenig ästhetisches Empfinden für die Natur haben diese Großstadtmenschen, die sich doch sicherlich zu den

Gebildeten rechnen; in ihren Augen ist Gottes weiter Garten scheinbar nur dazu da, aus ihm in einer knappen halben Stunde einen Schweinestall zu machen? — Träge grinst ein halbzerfallenes Schild aus alter Zeit herüber: „Das Betreten der Gehege bei Strafe verboten.“

Viertes Bild: Der Hungrigen Speisung und der Durstigen Tränkung. An dem Eingange einer Gartenwirtschaft staut sich eine schweißtriefende abgerackerte Menge. Verweichte Stehkragen, zerknitterte Vorhemden und Kleider, Harmonikahosen, staubiges Schuhwerk, gerötete Gesichter und gezackte Schlagadern. Die Augen sind aus den Höhlen getreten, verwelktes Grün umschattet die Schläfe. Gläser glirren, — — Rufe nach Bier und Limonade. — Stetes Kommen und Gehen, alles drängt in wüstem Durcheinander. — Dazwischen das langweilige Gedudel einer ausgeleierte Drehorgel und der immerwiederkehrende Ruf des Aushilfskellners: „Achtung meine Herrschaften, Sauce!“ Plötzlich Trompetensignal — Ordnen eines Vereins zum Abmarsch. — — Ein frischer Marsch wie einst zu Deutschlands Blütezeit. — Das zuckt durch die Glieder. Die Dorfjugend johlend voraus, die glizernden Blechinstrumente und nun der Vollbürger mit aufgepflanztem Regenschirm vergeblich Vordermann haltend, denn - - -]: „ja der Wein, Wein, Wein“ In eine Staubwolke gewickelt entschwindet er dem Blicke.

Fünftes Bild: Spät Abends am Bahnhof. Das wüsteste Drängen und Hasten, nervöses Rufen, ein Hin- und Herfluten von ziellosen Massen. Abseits wandelnd engverschlungene Pärchen mit verklärtem Lächeln auf den Wangen. Andere — — mehr Tier als Mensch — — erinnern an den Affenkäfig. Brutales Lachen und Johlen betrunkenen Gesellen. Dort ein Abschiedslied — nicht mehr ganz einwandfrei vorgetragen von dem Gesangsverein „Stimmritze“ aus Krähwinkel. — Laternensignale, „Achtung“, Heranbrausen des Zuges. — — — Lautes Rufen und Schreien, planloses Losstürzen auf die offenen Wagentüren, abgetretene Absätze, verlorene Handtaschen, zerbrochene Regenschirme, — Taschentuchschwenken, Pfeife zur Abfahrt — — ein zweiter Zug fährt ein aus entgegengesetzter Richtung. Endlich Volldampf nach $\frac{3}{4}$ stündiger Verspätung. — — — Nur wenige bleiben zurück, — — darunter ich. — — — In Gedanken versunken begeben mich auf den Heimweg und über mir leuchtet der klare Sternenhimmel. — Wie klein, wie arm und schmutzig sind doch die Menschen — — wie groß, wie erhaben, wie rein bist du, herrliche Natur. Wie überwältigend kannst du wirken auf die Einsamen, wenn sich der Schwarm des Alltags verlaufen hat. — — Ist es wirklich notwendig, dich in Rudeln zu genießen? — — Muß denn die Andacht, die du in empfänglichen Gemütern erzeugst, immer so brutal gestört werden wie heute — von einer gefühlsrohen Masse, die unter dem Vorwande, auch Natur genießen zu wollen, doch nichts anderes sucht, als ein rücksichtsloses Sichgehenlassen und Sichhaustoben, in dem Bewußtsein unbeobachtet und frei von jeder beengenden gesellschaftlichen und gesetzlichen Schranke zu sein.

Was die Natur verunziert, verunglimpft, vergewaltigt, beleidigt — — — — es ist nur der Mensch. — — Wäre doch die „Krone der Schöpfung“ aus edleren Steinen zusammengesetzt.“

Kapitel 19 – Samstag, den 28. Mai 1921

Heimatliebe auf vier Rädern: Eine nostalgische Reise durch Odenwald und Neckartal

Durch die Autobrille sieht sich die Welt ganz anders an, als in den Augen des biedereren Fußgängers, der im Schlangentempo auf dem staubigen Bürgersteig dahinrollt. Die zwei runden Löcher lassen uns das Umunsherum stereoskopartig in abgeschlossenen Einzelbildern erscheinen, die plastischer und, da die störenden Eindrücke der Umgebung ausgeschaltet sind, eindrucksvoller auf uns einwirken, als sie das bloße Auge zu schauen gewohnt ist. Diese Erfahrung habe ich kürzlich wieder einmal an mir gemacht, als ich in Gesellschaft lieber Freunde in einem der modernen Kilometerfresser durch den Odenwald nach dem Neckartal dahinflog. Als der Morgen dämmerte, wurde angekurbelt und fast lautlos glitten wir durch die noch in tiefer Ruhe liegenden Straßen der Stadt. Ein junges Mägdelein im Morgenrocke winkte uns einen Abschiedsgruß zu, sie, die schon unzählige Male an mir vorübergegangen war, ohne daß wir uns gegenseitig Beachtung geschenkt hätten. Aber diesmal waren wir in der ungewohnten Situation und in der entstellenden äußeren Aufmachung Fremde für sie – und Fremden sind Mägdelein bekanntlich viel zugeneigter als Einheimischen. Jetzt hatten wir die breite Landstraße vor uns. Ha, welch wonniges Gefühl, sich den kühlen Morgenwind um die Ohren saugen zu lassen. Es fliegen uns die Bäume entgegen und das Rascheln der Äste, an denen wir vorbeisaußen, formt sich in der rhythmischen Aufeinanderfolge zu einer gar eigenartigen Melodie. Unwillkürlich schließen sich die Augen und man überläßt sich ganz dem Wohlgefühl mit dem der frische Duft des jungen Morgens das Herz erfüllt. In etwa 8 Minuten ist der zur Zeit vorgeschriebene Umweg über Lorsch eingeholt und ehe man sich aus der süßen Träumerei in die Wirklichkeit zurückgefunden hat, fliegt man wieder dahin längs den rebenbekränzten Hügeln der Bergstraße. Frühe Kirchgänger begegnen uns mit abwehrenden Handbewegungen, die wie Beschwörungen aussehen, aber von uns skrupellos als Ovationen aufgenommen und erwidert werden. Doch sollte uns bald ein idyllisches Dorfbildchen zur Überzeugung bringen, daß Autofahrer nicht zu den beliebtesten Erscheinungen an der Bergstraße gerechnet werden: An einer Bachüberführung sitzen auf der eisernen Geländerstange einige Knaben; beim Herannahen des Autos nehmen sie wie auf Kommando die turnerische Haltung des „Knierädchens“ ein, sodaß wir lediglich ihre Aversseite bewundern können und zu gleicher Zeit erschallt der einstimmige Ruf: „Schie – w – er“. - - Wir nähern uns Weinheim; von weitem schon winkt uns die majestätische Wachenburg. Weinheim, Dir ziemt doch die Palme unter der Städten der Bergstraße. Neulich erst, als der junge Frühling kaum erwacht war, habe ich dich im Brautgewand bewundern können und auch heute wieder kann ich mich deinem Zauber nicht entziehen. Doch für diesmal müssen wir dich abseits liegen lassen und biegen ein in das Tal der Weschnitz. Wer kennt es nicht, das Birkenauer Tal mit seinen romantischen Wald- und Felspartien, in dem sich mit den Plätschern und Rauschen des Gebirgsbaches der Saitenklang und der Singsang dahinziehender Wandertruppen vermischt. Birkenau, Mörlenbach und Rimbach wimmelt von Sonntagsausflüglern und bald grüßt uns Fürth, der traute Odenwaldort, der so manche alte Erinnerung an frühere Wanderungen erweckt. Da klingt ein altes Lied in die Luft, das sich zum Preise des Odenwaldes vor langen Jahren meinen niedergeschrieben habe:

Ihr Brüder auf, es gilt zu preisen
Das schöne Fleckchen Heimatland,
In dem noch Treue wohnt und Glaube,
Und Herzen schlagen stammverwandt;
In dem der Handschlag gleich dem Schwure,
Der Freund den Freund erringt im Nu,
Der Edelmann gleich gilt dem Bauern.
O Odenwald, wie schön bist du.

Wenn mich des Alltags trüber Nebel,
Wenn mich der Weltschmerz niederbeugt,
Dann schnür' ich eilig meinen Bündel;
Mein Herz hat mir den Weg gezeigt.
Der Weg, er führt nach deinen Höhen,
Ihr Echo ruft mir jubelnd zu;
Ich atme auf in deinen Armen.
O Odenwald, wie schön bist du.

Und mach' ich einstens, weil's so üblich,
Nachfolgenden Geschlechtern Platz,
Wenn Herz und Liebe im Verklingen,
Der Wein, mein einz'ger Herzensschatz.
Leer ich den Römer, dein gedenkend,
Flüsterst mir die Erinnerung zu:
Wie schön war'n doch die Jugendzeiten,
O Odenwald, wie schön warst du.

Wenn dann im Jenseits wir uns treffen
An der Gerechten Tafelrund,
Da kreist wie heut der Nektarbecher
Und preist der Heimat treuen Bund.
Da klingt's und singt's in alten Liedern,
Und Millionen hören zu
Und stimmen ein in uns'ren Jubel:
O Odenwald, wie schön bist du.

Und die Perle des Odenwaldes, Lindenfels, grüßt zur Linken. Die erste Höhe ist genommen und nun geht es bergabwärts. Weschnitz, so manchem als Erholungsort in gutem Angedenken liegt hinter uns und von hohen Tannenreihen begleitet, gelangen wir zur Wegscheide. Die Talweisen bei Hiltersklingen liegen im blauen Dunste der Morgensonne und die Viehweiden, durch die sich stille Bächlein gurgelnd dahinschlängeln, lassen die angenehme Hoffnung wieder aufkommen, daß sich der Viehstand im deutschen Vaterland doch schneller erholt haben dürfte, als viele Schwarzseher zugeben. Nun geht es rasch der

Marbach zu, in Friedenszeiten, als die saftige Forelle noch für den einfachen Bürger erschwinglich war, so oft das Endziel fröhlicher Radtouren. Der Himbächel-Viadukt mit seinen zehn mächtigen Bogen liegt uns zur Linken und steil geht es bergauf gen Beerfelden. An der Quelle der Mümling, an den fünf zierlichen Brunnlein vorbei, rattert der Wagen und überwindet mit Leichtigkeit den steilen Aufstieg, was die laute Bewunderung der Vorübergehenden herausfordert. Doch gleich hinter Beerfelden setzt ein Cylinder aus und wir könne den Aufenthalt nützlich damit verbringen in einem einsamen Bauerngehöfte Zeuge des wichtigen Momentes zu sein, in dem ein zartes Kälblein zum erstenmale das Licht der Welt erblickt. – Auf langgestrecktem Serpentinweg, der herrliche Ausblicke auf Wald und Flur bietet, nähern wir uns der ersten Haltestation, dem malerisch gelegenen Hirschhorn. Schon lange hatten die roten Sandsteinlagerungen, die zuweilen krotesk die hohen Böschungen unterbrechen, die Nähe des Neckars angekündigt. Nun standen wir in seinem unmittelbaren Bannkreise. Gegenüber dem Hartgestein unserer Heimat, das wuchtig und monumental wirkt wie assyrische Kolosse, muten die Schichtungen des roten Neckarsandsteines in der grellen Sonne wie Trümmerstätten gotischer Dome an. Hoch vom Berge winkt uns das Schloß und die winkeligen bergauf- bergabführenden Straßen atmen den anheimelnden Kleinstadtduft eines typischen alten Neckarstädtchens.

Fortsetzung folgt.

Kapitel 20 – Samstag, den 04. Juni 1921

(Fortsetzung Kapitel 19)

In Hirschhorn halten wir längere Rast. Der Erste, der uns beim Eintreten in das geräumige Wirtslokal entgegentritt, ist natürlich – ein Darmstädter. Darmstädter findet man zur Sommerzeit auf Schritt und Tritt, wohin man sich wenden mag; in ihnen steckt nun einmal ein unwiderstehlicher Wandertrieb was ja allerdings bei der Langweiligkeit ihrer Vaterstadt nicht zu verwundern ist. Auch für einen guten „Halben“ sind sie zu haben, und man muß sagen, der Pfälzer Wein, der uns vorgesetzt wurde, war wirklich eine Gottesgabe. Bald schlägt die Abschiedsstunde und jetzt geht die Fahrt weiter flußabwärts dem Neckarlaufe folgend. Da ruft plötzlich einer meiner Begleiter: „Dort drüben scheint Ferkelmarkt zu sein!“ Wir schaun hinüber – es sind Badende, die bunt durcheinandergewürfelt, Männlein und Weiblein, auf eigene Faust ein Freibad errichtet haben. Solche Freibäder findet man zu dutzenden längs des ganzen Neckarstrandes, und es wäre sicherlich nichts dagegen einzuwenden, wenn die Badenden wenigstens die äußersten Grenzen des Anstandes einhalten wollten. Viele tun das aber leider nicht – ein Zeichen der Zeit. Und so entpuppt sich das anfängliche Versehen schließlich doch als bedauernswerte Tatsache – in der Tat, nichts weiter als ein Ferkelmarkt. In Neckarsteinnach essen wir zu Mittag und eine leichtfüßige Hebe aus dem Sachsenlande unterhält uns köstlich durch ihre Dummheit. Ein bißchen Dummheit kann eine Zierde des Weibes sein, aber wenn die Dosis zu stark ausfällt, geht sie auf die Dauer doch auf die Nerven. Draußen auf der Straße wogt es von vorbeiziehenden Studenten, und während sie zum Gott weiß wie viele Male den heiligen Veith vom Staffelstein um „eine seine Bescherung“ anrufen, knallen hier drinnen die

Pfropfen eines gutgekühlten Ungsteiners. Aber es hält uns nicht lange, wir streben ja dem Hauptziele unserer Reise zu, der alten Musenstadt Heidelberg. Schon liegt uns Neckarsteinach im Rücken, die große eiserne Schwebelücke wird überfahren und Neckargemünd lacht uns entgegen. Vergeblich versucht eine lange Reihe weißgestrichener Waggons griechischer Weine uns zur Einkehr zu bewegen, stolz wie die Spanier fahren wir an der Eingangspforte der griechischen Weinstube von Menzer vorbei. Schon wird die erste Elektrische von Heidelberg her sichtbar, bald folgt Wagen auf Wagen, alle vollgepfropft bis auf den letzten Stehplatz von Sonntagsausflüglern. Ein Sprengwagen spendet sein erquickendes Naß und wirkt vorbildlich. – Das Karlstor taucht auf und wir halten unseren Einzug in Heidelberg. Es ist gerade Messe und alles auf den Beinen. Über dem bunten Menschengewimmel liegt eine drückende Schwüle und hunderte von Kauflustigen und Neugierigen drängen und schieben sich durch die beängstigend engen Gänge, die die Verkaufsbuden freigelassen haben. Wir bummeln durch die Stadt, alte Erinnerungen werden ausgetauscht, auch dem Schloßberge wird ein Besuch abgestattet; auf dem Wege dorthin begegnet man wieder scharenweise Ausländern; vor den Speisewirtschaften drängen sich die Eintretenden, da alle Plätze bis auf den letzten Stuhl besetzt sind, in den Kaffeehäusern ist ebenfalls kein Platz mehr zu finden, Studenten mit bunten Mützen beleben das Straßenbild, das durch die grellfarbigen Fahnen der verschiedenen Korporationen einen feierlichen Anstrich erhält, kurz, es ist wieder das alte Heidelberg, wie es vor dem Kriege so oft zu sehen gewohnt waren. Nach kurzer Einkehr im Perkeo wird endlich an die Heimfahrt gedacht. Wir fahren durch die belebte Hauptstraße; in den großen Schaufenstern spiegelt sich bereits das dunkle Rot der Abendsonne. Da staut sich die Menge. Kopf an Kopf stehen die Neugierigen in stiller Erwartung versunken, die breite Straße, die zum Bahnhof führt, freilassend. Wir müssen anhalten, von Weitem dringen die Klänge einer getragenen Musik an unser Ohr. Nur das Läuten der Straßenbahn unterbricht die andachtsvolle Stille und während das Herannahen des Musikchors immer deutlicher wird, löst sich aus dem Chaos der Thöne das Trio des Chopin'schen Trauermarsches. Jetzt wird auch schon die Spitze des Trauerzuges sichtbar. Es ist die Überführung eines verstorbenen Studenten nach dem Bahnhof. In altgewohnter feierlicher Weise wird sie vollzogen. Der Führer des Konduktes mit langem trauerumflorten Stabe, zwei Charchierte hoch zu Roß, in bunter Pekesche und gesticktem Serevis eröffnen den Zug. Die Menge entblößt das Haupt, gleich hinter der Musikkapelle mit ihren glitzerndem Instrumenten folgt der prunkvolle Leichenwagen, über und über mit mächtigen Kränzen bedeckt; bunte Schleifen in den verschiedenen Farben der Heidelberger Studentenvereinigungen zieren ihn: Und nun entfaltet sich das malerische Bild, das sich in einer Studentenstadt wie Heidelberg so oft wiederholt und doch immer wieder aufs Neue einen eigenen Reiz auf Fremde sowohl wie auf Einheimische ausübt. Ist es doch das Spezifische einer deutschen Musestadt: die bunten Kneipjacken, das silbergestickte Serevis, der blanke Schläger und das Gewog der farbenprächtigen Fahnen. Man darf über die Art, wie der deutsche Student in die Erscheinung tritt, denken wie man will, eines gewissen romantischen Zuges entbehrt sie nicht, und ein Jeder, der selbst einmal jung war und Gelegenheit hatte, dieses bunte Treiben auf sich einwirken zu lassen, ihn wird bei einem Anblick, wie dem oben geschilderten, immer wieder eine gewisse Wehmut beschleichen, zumal in der heutigen Zeit, in der das alte Studentenlied: „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du verschwunden“ mehr bedeutet als nur die Worte besagen. - -

Die letzten Strahlen der Abendsonne ringen mit düsteren Wolken, die wie gewaltige Bäume zum Himmel emporwachsen; wir fahren über die neue Neckarbrücke nach Neuenheim. Unter uns der Neckar ist noch belebter, als heute Nachmittag; hunderte von zierlichen Booten durchschneiden seine Fluten. Jetzt glitzern schon die gigantischen Porphyrfelsen von Dossenheim goldig gelb im Abenddämmerchein. Ein noch unerfahrenes Häslein, vom Lichtschein unseres Autos geblendet, entgeht wie durch ein Wunder dem sicheren Tode; ein schwarzer Pinscher, der in unserem Lichtkegel durch die Schattenwirkung die Größe eines zottigen Bären annimmt, macht sich kläffend aus dem Staube. Die Autobrille wird fester an die Augen gedrückt, die Mütze tiefer in das Gesicht gezogen und in gestrecktem Tempo geht es der Bergstraße entlang der Heimat zu. Die Hitze hat merklich nachgelassen, die Nacht ist hereingebrochen und der Horizont, soweit man ihn überblicken kann, zuckt minutenlang auf in grellem Wetterleuchten. Aber das geniert uns wenig, wir genießen die reichen Schönheiten unserer Heimat. Bergsträßer Land du gehörst doch zu den schönsten Fleckchen Erde im deutschen Vaterlande. Wer dich auf Jahre, auf Wochen oder auch, wie wir, nur auf Stunden verlassen hat, er kehrt doch immer wieder gerne zu dir zurück. Dasselbe Gefühl, das mich ehemals erfüllte, als ich die nachfolgenden Verse niederschrieb, auch jetzt wieder empfinde ich es in seinem ganzen Umfange und in seiner ganzen Bedeutung:

Im Moseltal und an dem Rheine
Hab' ich manch schönen Tag verbracht;
Auch an dem Neckar und dem Main
Hab' ich der Sorge Hohn gelacht.
Doch wenn der Abschied ist gekommen,
Da säumt' ich keinen Augenblick,
Ich habe leicht ihn stets genommen;
Gern kehrt' ich allemal zurück
Zu meiner Heimat, meinem Tal,
Wo Herzen schlagen treu und bieder.
Frohlockend rief ich jedesmal:
„Bergsträßer Land, ich kehre wieder!"

Denn was da draußen sie mir bieten,
Die Heimat heut mir vieles mehr;
Von Mandel- und von Pfirsichblüten
Ein weites, breites Blumenmeer.
Gern leere ich den vollen Becher
Aufs Wohl vom Neckar und vom Main
Und stimm' im Kreise froher Zecher
Ins Lob vom Rhein- und Moselwein;
Doch wer beim unsrigen erwarmt,
Dem sprüht es prickelnd durch die Glieder,
Der schwört, wenn er die Welt umarmt:
„Bergsträßer Land, ich kehre wieder!"

Wenn erst auf rauschendem Gefieder

Der Frühling fliegt von Hang zu Hang,
Und ihn im Tale aus dem Flieder
Begrüßt der Nachtigallen Sang,
Da hebt ein lautes Jubilieren
Im Wald und auf den Fluren an,
Und laubbekränzt mit Musizieren
Zieht froh vorbei der Wandersmann.
Den Bergen schickt er seinen Gruß.
So traulich klingen seine Lieder:
„Wenn ich auch weiter wandern muß,
Bergsträßer Land, bald kehr' ich wieder!“

Und wir waren zurückgekehrt nach dem schönen Bensheim, das in tiefstem Friede dalag.

Kapitel 21 – Samstag, den 9. Juli 1921

Die Grundpfeiler unserer Entwicklung: Das spannungsreiche Verhältnis von Kultur und Fortschritt

„Kultur“ und „Zivilisation“ sind zwei Begriffe die oft, in die täglichen Unterhaltungen, besonders da, wo sie gebildet erscheinen sollen, hineingezogen werden. Und doch bin ich der Ueberzeugung, daß nur die Allerwenigsten imstande sind, diese Begriffe in ihrem vollen Umfange und ihrer eigentlichen Bedeutung zu erfassen, noch viel weniger, die Grenzen, die sie von einander scheiden, richtig zu erkennen und ihre mannigfachen Wechselbeziehungen einigermaßen sich klar zu machen. Daher kommt es, daß, wenn man denjenigen, der eben noch mit diesen Begriffen wie mit etwas selbstverständlichem, um sich geworfen hat, nach ihrem inneren Wesen fragt, derselbe die Antwort schuldig bleibt, und sich durch allerhand seichte Redensarten aus der Verlegenheit herauszuhelfen sucht. Das ist gar nicht zu verwundern, denn einerseits gehört immerhin schon ein klein wenig philosophisches Denkvermögen dazu, der Sache auf den Grund zu gehen, andererseits greifen gerade diese beiden Begriffe derartig mannigfaltig in einander über, daß ihr Unterschied oft nicht so ohne weiteres erkannt werden kann. Hierin sind sie den Nähten eines Schädels vergleichbar, die, rein oberflächlich betrachtet, als mehr oder weniger gerade Linien erscheinen, bei näherem Hinschauen dagegen sich als verwickeltes System willkürlich ineinandergreifender Fäden darbieten. In der Tat war das Thema „Kultur und Zivilisation“ schon oft der Gegenstand philosophischer Erörterungen, die, je langatmiger und erschöpfender sie waren, desto mehr Vorkenntnisse in der gelehrten Ausdrucksform und ihrem logischen Aufbau bei dem Leser voraussetzten, so daß für den Durchschnittsmenschen zu der Schwierigkeit des zu behandelnden Gegenstandes noch die der Sprache hinzutrat. Da mir die Aufgabe zufällt, im Rahmen einer kurzen, für die Allgemeinheit leicht verständlichen Betrachtung, das vorliegende Thema zu behandeln, bei der ich zunächst keinerlei Vorkenntnisse seitens meines Leserkreises voraussetzen darf, so habe ich in Folgendem versucht, beide Begriffe in möglichst einfacher, leichtbegreiflicher Form einer kurzen Erörterung zu unterziehen. Und zwar tue ich es dergestalt, daß ich zunächst eine Definition von beiden Begriffen gebe, dann

ihre gegenseitigen Beziehungen streife und schließlich zur besseren Veranschaulichung an der Hand von praktischen Beispielen für meine Behauptungen den Beleg erbringe.

„Kultur“ ist das Niveau der Ausbildung der körperlichen und geistigen Kräfte der Menschen und die dadurch möglichen Errungenschaften auf allen Gebieten menschlicher Betätigung. Was will das nun heißen?! Um der Sache näher zu kommen, wollen wir zunächst auf des Wortes ursprüngliche Bedeutung zurückgehen. Das Wort „Kultur“ ist abgeleitet von dem lateinischen cultura, das soviel wie „Pflege“ bedeutet. So spricht der Lateiner von agricultura, von Ackerbau, als von der Pflege des Ackers; auch in unserem Sprachgebrauch hat das Wort Kultur Eingang gefunden, wenn wir ein Pflegen und Hegen damit ausdrücken wollen. Wir sprechen von Obstkultur, der Kultur des Weinstockes, der Baumkultur u. s. w. Auch das Wort „Kultus“, das mehr die Pflege der religiösen Betätigung bedeutet, gehört hierher. Kultur in des Wortes eigentlichster Bedeutung ist also die Pflege, d. h. die planvolle

menschliche Betätigung an einem Gegenstande zum Zwecke der Veredelung. Das Niveau ist der Höhegrad, den diese Pflege erreicht hat. Dieser Höhegrad kann zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern ein verschiedener sein, weshalb wir von einer Kultur des Altertums und der Neuzeit reden können, ebenso wie wir den Unterschied machen müssen zwischen einer Kultur beispielsweise der Europäischen und der Mongolischen Rasse.

„Zivilisation“ dagegen hat im eigentlichen Sinne mit der Kultur nichts zu schaffen. Auch dieses Wort wird von dem Lateinischen hergeleitet, von civis, der Bürger; es bedeutet also „zum Bürger, zum nützlichen Mitgliede einer bürgerlichen Gemeinschaft machen.“ Der Begriff Zivilisation birgt also all das in sich, was den Menschen zu einem brauchbaren, den geschriebenen und unbeschriebenen Gesetzen sich fügenden Mitgliede einer geordneten Gemeinschaft macht; sie ist mithin in der Gesamtheit der Fortschritt in Ordnung und Sitte.

Es ist nun äußerst interessant, die gegenseitigen Beziehungen beider näher ins Auge zu fassen. Als allgemeine Sätze seien hierbei aufgestellt:

1. Es ist durchaus nicht gesagt, daß Kultur und Zivilisation stets in einer Richtung wirken, oder sich gar decken müssen. –
2. Beide Begriffe können sich decken, so daß ihre Grenzen fast nicht mehr von einander unterschieden werden können. –
3. Beide können in einer Richtung wirken, also neben einander herlaufen. –
4. Beide können schließlich in ihren Auswirkungen direkt bekämpfen, indem sie in direktem Gegensatz zueinander stehen.

Zum Beleg oben aufgestellter Sätze nun praktische Beispiele:

Daß Kultur und Zivilisation sich nicht ohne weiteres decken müssen, daß also ein Volk oder ein Einzelindividuum, in dem unbestreitbar Kultur steckt, nicht eben darum auch bezüglich der Zivilisation auf gleicher Höhenstufe stehen muß, dafür gibt es in der Weltgeschichte und im täglichen Leben Beweise genug. Ich erinnere nur an das an Zivilisation so tiefstehende finstere Mittelalter. Wo war da die Zucht und Ordnung, wo das Maßhalten in der sittlichen Lebensführung, selbst bei den Ständen, bei denen man als selbstverständlich hätte

voraussehen müssen, daß sie die äußersten Grenzen der Moral und der Ordnung eingehalten hätten. Und doch spricht aus den Baudenkmälern und sonstigen Kunstwerken jener Zeit eine Kulturhöhe, der gegenüber wir, beschämt zugeben müssen, daß wir sie nicht nur im Laufe der Jahrhunderte überflügelt haben, sondern nach menschlichem Ermessen vielleicht erst nach Generationen erreicht haben werden. Und wieviele Einzelindividuen, die die Mitwelt als Sonderlinge verlacht und mißachtet, weil sie eben jenen Grad der Zivilisation entbehren, den wir als unumgänglich notwendig betrachten, um im gesellschaftlichen Leben eine anerkannte Rolle zu spielen, bergen ein Maß von Kultur in sich, das sie weit über die stellt, die sie zur Zielscheibe ihrer Verhöhnungen und ihres Spottes machen.

Ein anderes Beispiel. Wenn ein Staat viel Analphabeten hat, so kann man zunächst nur behaupten, daß in diesem Staatswesen die Zivilisation noch nicht gar zu weit vorgeschritten ist; auf den kulturellen Stand dieses Staates läßt diese Feststellung jedoch keinerlei Schlüsse zu. Wie viele Naturvölker oder solche, deren staatliche Entwicklung durch fremde Bedrücker künstlich oder mit brutaler Gewalt zurückgehalten wurde, weisen, relativ betrachtet, eine viel höhere Kultur auf, als längst anerkannte Kulturstaaten, trotzdem sie mit Recht zu den mehr oder weniger unzivilisierten Völkern gerechnet werden. Man denke nur an die hohe Kultur der Inder, vieler sogenannten wilden Völkerschaften u. a. m.

Nun zur zweiten Behauptung: Kultur und Zivilisation können sich decken. Als Beispiel hierfür möchte ich die Entwicklung der Baukunst als Folge des Bestrebens der Volksstämme, sich sesshaft zu machen, anführen. Ein reines Zeichen fortgeschrittener Zivilisation war es, daß solche Volksgemeinschaften das Bedürfnis empfanden, sich feste Wohnsitze zu bauen, denn ein fester Wohnsitz trägt entschieden zur Hebung eines geordneten Gemeinschaftssinnes bei. Es ist daher eine alte Erfahrung, daß Nomaden weniger zivilisiert sind als solche Völkerschaften, die feste Wohnsitze haben. In der Art der Ausführung dieses Bestrebens, sich ein dauerndes Domizil zu schaffen, ist aber ein weites Feld gegeben zur Betätigung und Weiterentwicklung kultureller Bestrebungen. (Städtebau, Entwicklung der Baustile etc.) Denn je schöner und behaglicher diese Wohnstätten sind, desto lieber wohnt der Mensch darin und desto mehr findet er die dadurch bedingte Ordnung in der Gemeinschaft als liebens- und erstrebenswert. Aus diesem Beispiel sieht man, wie Kultur und Zivilisation geradezu miteinander verwachsen, also in diesem Falle eins sind.

Daß beide, Kultur und Zivilisation in einer Richtung wirken, also parallel neben einander herlaufen können, auch dafür sei zur besseren Veranschaulichung ein Beispiel aus dem täglichen Leben angeführt. Die Tatsache, daß der Staat Schulen einrichtet und das Volk in seiner Gesamtheit das wachsende Bedürfnis hat, diese Schule zu besuchen, und sich in ihnen die nötigen Kenntnisse für das praktische Leben anzueignen, ist ein Beweis, der es beherrschenden Zivilisation. Die Höhe der Leistungen in diesen Schulen dagegen und der dadurch dem Volke übermittelte Bildungsgrad ist eine Tat der Kultur. Da nun die Schulen in kultureller Hinsicht um so mehr zu leisten imstande sind, je mehr sie Allgemeingut des Volkes geworden sind, so ersehen wir aus diesem Beispiele klar, wie Kultur und Zivilisation, wenn sie sich auch nicht gerade decken, so doch in ihren Auswirkungen nach ein und derselben Richtung hinarbeiten können.

Wesentlich anders ist es bei dem letzten Beispiel, das ich zum Beleg meiner vierten Behauptung anführen will; nämlich, daß beide Begriffe in ihrer Erscheinungsform sich sogar in direktem Gegensatze zu einander gegenüberstehen können. Hierbei sei der gerade in der letzten Zeit so oft als Schlagwort gebrauchte Militarismus ins Treffen geführt. Hierbei möchte ich jedoch bemerken, daß ich nur von dem sogenannten „Zweckmilitarismus“ reden will, der aus dem Bedürfnis geboren wurde, eine Einrichtung zu schaffen, die imstande sei, im gegebenen Falle die Kulturerrungenschaften eines Volkes gegen äußere und innere Angriffe zu schützen. Zweifellos ist ein solches Bestreben und eine Einrichtung, wie wir sie z. B. früher im stehenden Heere hatten, eine Tat der Zivilisation. Und doch hat diese Einrichtung, wenn sie, sei es durch das Machtwort eines Einzelnen, oder durch unabweisliche Notwendigkeit, in Kraft treten mußte, von jeher eine große Gefahr gebildet für die Kulturgüter der Menschheit. Der Weltkrieg hat das wieder so recht deutlich vor Augen geführt.

Wieviel geistiges Vermögen, wieviel positives Wissen und Können wurde durch eine verirrte Flintenkugel für immer zu Grabe getragen und der Menschheit für alle Zeiten vorenthalten. Und wieviel glänzende Kulturschöpfungen, an denen sich künftige Generationen hätten erbauen und weiterbilden können, wurden über Nacht in Trümmerhaufen verwandelt und für alle Zukunft vernichtet. Hier sehen wir deutlich, wie fortgeschrittene Zivilisation den Kulturwerken der Menschen direkt gefährlich werden und den Kulturstand auf Jahrhunderte zurückwerfen kann. Aus all dem geht hervor, daß Kultur und Zivilisation zwei Begriffe sind, die, so nahe sie auch im Munde der Allgemeinheit beieinander liegen mögen, doch bei näherem Hinsehen grundverschieden sind; nur bringen sie ihre gegenseitigen Wechselbeziehungen oft so nahe und dann wieder so weit auseinander, daß wir bald geneigt sind, sie als Eins zu betrachten, bald sie als sich bekämpfende Gegner ansprechen wollen. Jedenfalls sind es die Grundpfeiler, auf denen sich jede menschliche Betätigung aufbaut, und der Gradmesser bei der Beurteilung der Völker des Erdkreises.

Kapitel 22 – Samstag, den 18. Juni 1921

Im Fieberwahn der Nachkriegszeit: Vom Niedergang der Kultur und dem Aufstieg der falschen Propheten

Seitdem die Fahrpreise der höheren Wagenklassen auf der Eisenbahn für den gewöhnlichen Sterblichen geradezu unerschwinglich geworden sind, hat sich die vierte Wagenklasse zu einer wahren Fundgrube von Typen der verschiedensten Volksschichten herausgebildet. Da sitzt das reisende Marktweib mit ihren vollgestopften Körben neben der höheren Tochter, die ihre seidenen Florstrümpfe ängstlich vor der Ecke einer ausgelaufenen Fußmannspfeife in Sicherheit bringt, und der würdige Herr Professor im langen wallenden Barte neben dem armen Flüchtling aus dem besetzten Gebiete; der ehrsame Bürger im fadenscheinigen Bratenrocke und vorsintflutlichen Zylinder kauert neben dem geriebenen Gauner im Schiebermantel, das Zigeunerweib mit dem fettriessenden Strähnenhaar neben der Frau

Geheimrat im seidenen Mantelkleide, der kleine Büroangestellte schüchtern neben seinem dickberingtem, selbstgefällig schmunzelnden Fabrikherrn.

Die vierte Wagenklasse ist somit in der Tat zum einzigen Ort im deutschen Vaterlande geworden, wo es trotz so vieler, dahingebender Bestrebungen doch nur ganz allein gelungen ist, alle Klassenunterschiede zu verwischen und die verschiedenen Parteien unter einen Hut zu bringen: denn, das sei im Voraus bemerkt, in der vierten Klasse wird ebenso eifrig politisiert, wie vor dem Kriege auf der Bierbank, nur mit dem Unterschied, weil der Alkohol fehlt – sich die entgegengesetzten Ansichten viel leichter auf einem Mittelwege zusammenfinden, als es damals der Fall war. In der Tat habe ich oft die Beobachtung gemacht, daß, wenn die Gemüter sich noch so sehr erregt hatten, und die Meinungen noch so heftig aufeinandergeprallt waren, beide doch bei dem eintönigen Geratter der Wagenräder, gar bald wieder auf die normale Temperatur zurückfanden. Die meisten dieser Rebellen-seelen werden mit dem Schlußsatze abgebrochen: „Es ist halt so, wir können’s auch nicht ändern“. Dieser „geistreiche“ Ausspruch scheint sich allmählich zu einem Modesprecher auswachsen zu wollen. Ein ähnlicher Schlager war eine Zeitlang auch das Wort: „Allerhand“ dem man in allen möglichen und unmöglichen Anwendungsformen begegnete. Hatte man einen Schwerverbrecher zu 15-jähriger Zuchthaus- und doppelter Todesstrafe verurteilt, so sagte der junge Handlungsgehilfe liederlich, geistreich, wie er war: „das ist allerhand“ und wenn das Fräulein Melly die Seiten eines modernen illustrierten Witzblattes durchblättert, wobei sie um anständig zu erscheinen, wenigstens dreimal erröten mußte, beendete sie ihre Lektüre „bombensicher“ mit dem halbunverständlichen Ausrufe: „Na, das ist doch allerhand.“

Ich will hier, um nicht langweilig zu werden, nicht alle übrigen Ausdrücke aufführen, die weniger geistreich als modern, vorübergehend oder auf längere Zeit zu Moderedensarten geworden waren, wie: „ausgerechnet“, „meine Wenigen“, „das wär gelacht“ u. a. m.; bisweilen begegnet man auch heute noch Ladenhütern aus früheren Zeitepochen, wie „göttlich“, „himmlisch“, „furchtbar“ und „scheußlich“. Letzteres aus süddeutschem Munde ausgesprochen, war schon gar oft fast die Ursache davon, daß ein norddeutsches Gehirn einem Schlaganfall erlag. Nur das harmlose Gesicht des Sprechers wirkte etwas beruhigend, so, daß das gefahrdrohende Ereignis aufgehoben und doch erst schließlich durch den Norddeutschen Doppelkümmer zur Wirklichkeit wurde. Bei „göttlich, himmlisch und süß“, sind es merkwürdigerweise gerade die Damen, die, wie einst die Gänse die Hüterinnen des Kapitols, so hier die Wächterinnen der Tradition geworden sind, sie, die doch fast nur der Mode leben und nur das für nachahmenswert angesehen wird. So nur, war es ja möglich, daß die Mode so rasch und so oft von einem Extrem in das andere fiel und ein Mensch in meinem Alter sich auf soundso viele Modewechsel zurückbesinnen kann.

Wie oft hat sie sich doch im Laufe der letzten dreißig Jahre geändert. Hier ist es gerade wieder die vierte Wagenklasse, die in gedrängter Form ein anschauliches Bild abgibt von Modeschöpfungen der letzten Jahrzehnte. Eine gewisse sentimentale Wandlung befiel mich neulich, als ich ein altes Bauernfrauchen schüchtern in der Ecke sitzen sah, die noch einen Original-Cul de Paris trug. Da dämmerte mir die Erinnerung, wie wir vor vielen, vielen Jahren, ein alter Jugendfreund und ich, es unbegreiflich fanden, daß die alte Tante dieses Freundes es gar nicht für nötig fand, entsetzt von ihrem durchlöchernten Rohrsthule aufzuspringen,

unter dem wir spielend kauerten und die Sitzgelegenheit der alten Dame mit Stecknadeln bearbeiteten. Erst, als wir eine lange Hutnadel als Spieß benutzten, wurde die alte Tante etwas lebendig. – Und neben dem alten Mütterchen mit dem altherwürdigen, durch Erinnerungen aus der Kindheit verklärten Cul de Paris, saß eine modern aufgeputzte Modepuppe, in kurzen Röckchen, seidenen Strümpfen und zierlichen Stöckelschuhen. Und da kam mir der Gedanke: „Siehe zwischen dem Cul de Paris und den seidenen Florstrümpfen liegt deine Jugend begraben. Ach, wie viel hatte sich in der Spanne Zeit, die zwischen beiden liegt, zugetragen: wie viele, einst mir Ratgebende sind längst nicht mehr, von wievielen, das einem damals lieb und teuer war, hat man Abschied nehmen müssen. Wie eine Ironie klang da plötzlich der neueste aller Schlager an mein Ohr, den ein junger Mann gedankenlos vor sich hinpfiff: „Wer wird denn weinen, wenn man auseinander geht.“

Entsetzlich, diese Gassenhauer von heutzutage. Dreimal entsetzlich, wenn sie gerade in eine Gemütsstimmung hineinplagen, die so gar nicht dazu angetan ist, ihren hohen, inneren sittlichen Wert gebührend zu würdigen. Diese modernen Schlager sind ein Kapitel für sich. Es scheint, daß unsere Zeit in dieser Beziehung nur noch für krassen Blödsinn zu haben ist. Je gehaltloser der Inhalt, desto rascher fliegt eine solche musikalische Eintagsfliege von Mund zu Mund. Das ist sehr bedauerlich. Wenn es feststeht, daß das künstlerische Empfinden eines Volkes Schlüsse auf feinen Kulturstand zuläßt, so muß man logisch diesen Satz auch hier gelten lassen und kommt dann zum selten negativen Resultat, als wenn wir ein altes deutsches Sprichwort etwas um „gemodelt“ in die Form fassen: „Sage was du singst und ich will dir sagen: wer du bist.“ Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gähnt uns eine Leere der Volksseele entgegen, die geradezu niederschmetternd und hoffnungsberaubend wirken muß. – Da wurde ich plötzlich aufgerüttelt durch ein Ereignis, das in feinem weiteren Verlaufe sich bemerkenswert genug gestaltete, um hier mitgeteilt zu werden.

Fortsetzung folgt in nächster Nummer.

Kapitel 23 existiert nicht! – Fortsetzung in Kapitel 24

Kapitel 24 – Samstag, den 25. Juni 1921

Fortsetzung Kapitel 22

Im Ausgange meines letzten Kapitels habe ich die Art und Weise gegeißelt, wie es in verflossener Woche die sogenannte gute Gesellschaft für richtig fand, dem indischen Dichter und Philosophen Tagore ihre Verehrung vor Ohren zu führen. Wäre mir beizeiten zu Ohren gekommen, daß, wie es tatsächlich der Fall war, einige Damen der Gesellschaft, für die freilich der Ausdruck „verrückte Frauenzimmer“ besser passen würde, die Farce soweit trieben, daß sie sogar in indischen Gewändern vor dem Throne der Weisheit erschienen, so hätte ich meine Ausdrücke noch etwas drastischer gewählt, um dieses karnevalistische Gebaren gebührend an den Pranger zu stellen. Es ist nur erstaunlich und fast unbegreiflich, wie Leute geben kann, die den Anspruch auf Bildung erheben und zugleich auf eine solche Manie verfallen, ohne dabei zu fühlen, wie sehr sie sich durch solch' bizarres Benehmen der Lächerlichkeit preisgeben. Tagore mag dem auf einen schönen Begriff von der sogenannten

„Intelligenz“ Deutschlands mit nach Indien genommen haben. Er ist ein viel zu feinsinniger und scharfblickender Mann, als daß ihm der geistige Tiefstand unserer sogenannten Gebildeten entgangen sein könnte. Und sein Ausspruch, den er getan haben soll, daß ihm Deutschlands besser gefallen hätte als das der führenden Kreise, sagt wahrlich genug.

Aber wir leben wirklich in einer wunderbaren Zeit, in einer Zeit der Verrücktheit und Verdorbenheit, sodaß uns solche Auswüchse gar nicht mehr weiter wundern dürfen, zumal sie zu alltäglichen Erscheinungen geworden sind. Denn auch bei anderen Gelegenheiten, die weit hinter dem Ereignis eines Gegenüberstehens mit einem Manne von der Qualität Tagores stehen, macht sich diese Sucht nach dem Sensationellen gerade in den letzten Jahren in so auffälliger Form und Häufigkeit geltend, daß wir kopfschüttelnd die Frage aufwerfen müssen, zu was das alles noch führen soll. Ich verweise nur auf die zahlreichen Neuerer und Moraltheoretiker, Wunderdoktoren und somnabulistischen Schwindlern, die wie die Pilze aus dem Boden schießen und rasch eine leichtgläubige Gemeinde um sich scharen.

Es hat mich neulich im Stillen amüsiert, als ich einen solchen Wundermann in einem Frankfurter Kaffee beobachten konnte. Er war mir aus früheren Jahren vor dem Kriege noch ein alter Bekannter. Damals nahm ihn keiner ernst und niemand schenkte ihm Beachtung; wo er hinkam, hatte man für ihn nur Spott und ein mitleidiges Lächeln. Aber nach dem Kriege verlegte sich dieser Mann, dem man übrigens ein gewisses Verständnis für die Psyche der breiten Masse und deren Leichtgläubigkeit nicht absprechen kann, auf die Idee, als neuer Kulturbringer unter das demoralisierte Volk zu treten. Er wählte dabei, wohl berechnend, daß man im Zeitalter der Schieber nur durch eine auffällige flotte Aufmachung imponieren könne, eine Kleidung, die halb modern, halb bizarr gewählt war. Mit einem solchen modernen Priestergewande angetan, bei dem, um das Bibelwort wahr zu machen im Winter auch der Schafspelz nicht fehlte, verkündete er voller Pathos er habe bei sich eine geheimnisvolle Gabe entdeckt; er spreche täglich mit den Geistern der Unterwelt und er verspüre ganz deutlich, wie er immer mehr sich zu etwas Uebersinnlichem hingezogen fühle. Er könne Gedanken lesen, und ihm seien die Gaben des zweiten Gesichts verliehen. Sein Ruf, den er mit dem Volke trieb, ging so weit, daß er eines Tages verbreiten ließ, er werde sich nunmehr, einer für ihn notwendigen inneren Sammlung wegen, in die Einsamkeit zurückziehen, bis er den Tag seines öffentlichen Auftretens als gekommen erachte. Und bald schwirrten die seltsamsten Gerüchte über ihn und sein privates Leben von Mund zu Mund. Ihnen zufolge hatte er seine Frau aus dem Hause gewiesen, nachdem er sich vorher von ihr, weil vielleicht die Trennung eine ewige war, rührend verabschiedet hatte. Dann schmückte er sein Heim mit Unmengen von Rosen, da die Geister solche sehr liebten, ließ die Fenster offen, damit ihnen das Eindringen in seine mattbeleuchtete Remenade erleichtert würde und murmelte andauernd unverständliche Worte. Gar bald wollten einige der allabendlich an seinem geheimnisvoll erleuchteten Fenster vorbeischleichenden Gaffern sogar schon den leibhaftigen Gottseibeius in höchst eigener Flucht, soll es um das Haus herum auffällig geduftet haben, (wahrscheinlich nach Landwirtschaft.) Als nach geraumer Zeit, während der die Tageszeitungen das Geschwätz der Müßiggänger und junger Gänschen das Nötige getan hatte, nun endlich die erste spiritistische Soiree angesagt war, standen schon stundenlange

vorher die Einlaßbegehrenden auf den Gängen und balgten sich, um die Plätze, trotz der enormen Eintrittspreise schon nach dem zweiten Tage vergeben waren. Und das ging fast einen über den anderen Tag, lange Zeit so weiter, bis der faule Zauber dann allmählich etwas abflaute. Wenn auch das Sprichwort sagt: „Die Dummen werden nicht alle“, so schmolz die Zahl der Kameler doch, derart zusammen, sodaß die hohe Saalmiete und die inzwischen eingeführte Billetsteuer das Unternehmen nicht mehr rentabel genug gestaltete. Was tat nun der geriebene Gauner? Er ließ sich tot sagen, und seine Helfershelfer lancierten das Gerücht in die Zeitung, er habe in seiner letzten spiritistischen Sitzung seine Nerven derartig konzentrieren müssen, daß er einem plötzlichen Gehirnschlage erlegen sei. Und schon gab es Augenzeugen genug, die selbst dabei gewesen sein und bemerkt haben wollten, wie er unter den üblichen Teufelsparfümen seinen Geist aufgegeben hätte, den man dann auch deutlich habe entweichen sehen.

Dieser Totgesagte also saß neulich nachmittags neben meinem Tische und ich war Ohrenzeuge, als er auf das Gespött eines Tischnachbars, der sich nach dem Befinden und gegenwärtigen Aufenthalte seiner Seele erkundigte, mit einem sarkastischen Lächeln erklärte, er werde wahrscheinlich demnächst noch einmal sterben müssen, da sein erster Tod noch nicht genügend bekannt geworden sei, um die Frequenz einer neuen Serie von Vorträgen sicher zu stellen.

Fortsetzung folgt.

Kapitel 25 – Samstag, den 2. Juli 1921

Fortsetzung Kapitel 24

Wenn man es also offensichtlich hier mit einem ganz infamen Schwindler und Gauner zu tun hat, der allerdings in meisterhafter Weise aus der Dummheit seiner Mitmenschen Kapital zu schlagen versteht, so ist die gleiche Voraussetzung nicht gegeben bei der Beurteilung jenes anderen, der unlängst durch seine aufdringliche Reklame die Gemüter benachbarter Großstädte in Erregung versetzte und im Nu eine große Schar Verehrer um sich sammelte. Denn dieser Mann war ehemals ein reicher Fabrikant, war in üppigem Wohlleben aufgezogen und hatte die weitgehendsten Beziehungen. Nachdem er kurz nach dem Kriege sein ganzes Vermögen unter die Armen verteilt hatte, zieht er heute in schmutzigem Büßergewand, mit einem verwilderten wallenden Barte und dem Erlöserkreuze auf der Brust von Stadt zu Stadt und verkündet dem für solche Aufmachung empfänglichen Volke mit bombastischen Worten ein neues Heil. „Ich bin die Kraft“ ruft er ihm zu und es gibt deren genug, besonders Damen, die es ihm gerne glauben. Eine Schar Auserwählter folgt ihm auf Schritt und Tritt und küßt den Saum seines schmierigen Gewandes.

Wer sich noch einen einigermaßen gesunden Blick für das Natürliche aus der Zeit der kühlen Berechnung in die des planlosen Suchens nach neuen Ideen herübergerettet hat, wird aus dem ganzen „Sich geben“ dieses modernen Apostels mit Leichtigkeit erkennen, daß er es hier mit einem, vor der Hand allerdings noch ziemlich harmlosen religiösen Schwärmer zu

tun hat, der neben einer idealen Grundidee mit einer starken Dosis Größenwahns behaftet ist.

Auch in einer anderen benachbarten Stadt war während der Revolutionstage ein neuer Heilverkünder aufgetaucht, der viel von sich reden machte und durch die Herausgabe einer Reihe von Broschüren, Flugschriften usw. allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Ohne daß ich ihn zunächst kannte, war es mir nach Durchsicht des ersten Heftchens, in dem er sein Programm darlegte, sofort klar, daß nur ein Irrsinniger der Verfasser dieser Schrift sein könne. Und doch wuchs sein Anhängerkreis von Tag zu Tag und bildete sich alsbald zu einer vollständigen Gemeinde heraus. Vor etwa Jahresfrist hatte ich nun einmal die „hohe Ehre“ diesem neuen Messias vorgestellt zu werden und den aus seinem höchsteigenen Munde quellenden Worten des Heiles zu lauschen. Die Begegnung hatte übrigens für mich insofern einen gewissen humoristischen Einschlag, als ich mir ihn als einen ganz verwilderten Naturmenschen a la gustav nagel seligen Angedenkens vorgestellt hatte, aber fast erschrak, als ein modisch gekleideter Herr mittlerer Jahre in tadellosen Lackhalbschuhen und gestickten seidenen Strümpfen mit allem Zubehör vor mir stand. Ich machte ihm keinen Hehl aus meiner Verwunderung und ließ ihm während des sich zwischen uns entspannenden Gespräches durchblicken, daß er für mich so gar nichts „Prophetisches“ an sich habe. Trotzdem fand er anscheinend an mir Gefallen und bei unserer Verabschiedung stellte er mir seinen baldigen Besuch in Bensheim in Aussicht. Er kam leider nie dazu, ihn auszuführen, denn kurz nach unserer Begegnung saß er da, wo eigentlich alle die hingehörten, die diesen neuen Heilsaposteln zujubeln — im Irrenhaus.

Ich könnte noch manche derartiger Beispiele aus eigener Anschauung anführen, sogen. „Wunderdolter“, „Naturmenschen“ usw., will mich aber auf die obenerwähnten beschränken, da sie die drei Haupttypen dieser neuzeitlichen Weltstürmer darstellen, Schwindler, Schwärmer und Irrer. —

Woher kommt es nun aber, daß gerade die heutige Zeit in so erschreckender Häufigkeit solche Blüten zeitigt? Der Beantwortung dieser Frage sei noch die ergänzende Feststellung vorausgeschickt, daß alle Zeitepochen, die eine einschneidende Umwälzung auf geistigem, politischen und sozialen Gebiete in sich bergen, derartige Begleiterscheinungen mit sich führten. Es sei hierbei nur an die Zeit der französischen Revolution erinnert. In diesen Zeiten, die so Viele um alles das brachten, was ihnen altgewohnt und von frühester Jugend her überliefert und teuer war, sucht das im Dunkeln tastende Volk nach etwas greifbarem, Neuem. Das Streben, einen Ersatz für das Verlorene zu finden, neben der Reizbarkeit, des während der langen Kriegsdauer schon an und für sich auf harte Proben gestellten Nervensystems und den mißverstandenen in das Volk geworfenen neuen Ideen läßt die leichtführbare Masse einem jeden zujubeln, der es versteht, durch bestimmtes Auftreten, überzeugende Rednergabe und auffälliges Gebahren die Blicke der Allgemeinheit auf sich zu lenken. Tritt dazu noch eine bewußte oder unbewußte Massenhypnose, ein Einschlag in das Romantische oder gar Mystische, dann ist der neue Prophet fertig und der Erfolg ihm sicher. Man kann direkt von einer modernen Infektionskrankheit sprechen, die das Volk befallen hat. Und diese Krankheit findet umso mehr einen fruchtbaren Nährboden, als der Volkskörper schon an und für sich genugsam angekränkt ist. Da sich das deutsche Volk nunmehr (bei den übrigen Völkern sieht es übrigens nicht viel besser aus), sich in einer

solchen Krankheitskrise befindet, ist es da zu verwundern, daß solche Erscheinungen zu den Alltäglichkeiten gehören? Aber, wir wollen hoffen, daß auch diese Zeit vorüber gehen wird. Während ich diese Zeilen niederschreibe, nähert sich draußen auf der Landstraße der nicht enden wollende Festzug froher Kinder und junger Menschen, die, in einem Meere von Rosen und Blumen eingehüllt, einer neuen, besseren Zeit entgegenziehen! Möge es doch ihnen einstens beschieden sein, neben dem Erleben eines neuen Erwachens des Volkes aus seiner geistigen Umnachtung auch seine völlige Gesundung in dieser Hinsicht feststellen zu können. Dann wird man, so Gott will, diesen, heute behandelten Unfug ähnlich belächeln, wie man sich, nach eben überstandener Krankheit lustig macht, über Einfälle und Vorstellungen, die man im Fieberwahn gehabt und mit denen man die treubesorgten Angehörigen zur Verzweiflung gebracht hat. — — —

Deutsches Volk, stelle dich nicht kränker, als du wirklich bist, denn bedenke, es hat schon Fälle gegeben, bei denen selbst eine eingebildete Krankheit tatsächlich zum Tode geführt hat.

Kapitel 26 – Samstag, den 9. Juli 1921

Die unbezwingliche Macht des Gesanges und die Bewahrung des deutschen Volksliedes

Die Woche, die zur Neige geht, ist eingerahmt von einem frischen Kranze gesangesfroher Feste. Nachdem im Odenwalde, an der Bergstraße und im Ried in den vorausgegangenen Wochen im engeren und weiteren Rahmen Gesangwettstreite und Sängerfeste stattgefunden haben, feierte man ausgangs voriger und anfangs dieser Woche in Bensheim die 60jährige Jubelfeier des Gesangsvereins „Harmonie“, und am heutigen Tage beginnen die festlichen Veranstaltungen anläßlich der 75jährigen Wiederkehr der Gründung des Gesangsvereins „Liederkranz.“ Mit Freude darf man feststellen, daß kurz nach dem alleszerstörenden Weltkriege wieder die Pflege des deutschen Volksgesanges in den Vordergrund getreten ist. Es gab eine Zeit, in der es schier den Anschein hatte, als wollten die lauten Kriegsfanfaren alle weicher gestimmten Töne niederschmettern und für alle Zukunft aus der menschlichen Gemeinschaft verbannen. Aber sie haben es nicht vermocht, denn die Macht des Gesanges war stärker als der Anprall ihrer Tonwellen.

Das hohe Lied von der unbezwinglichen Macht des Gesanges klingt u. schwingt durch alle Zeiten und reicht zurück bis in die ersten Anfänge der Menschheitsgeschichte. Es ist sicher kein Zufall, daß der Lichtgott Apollo, der belebende Gott, zu gleicher Zeit auch der Gott des Saitenspieles war. Denn wie das Licht der Sonne die Finsternis der Nacht verscheucht, so verjagt Musik und Gesang die düsteren Schatten, die sich über die menschliche Seele gebreitet haben. Und Pan, der in dem Träumerlande Arkadien lebte, erfand die Syrinx oder Hirtenflöte, ohne die das idyllische Hirtenleben des klassischen Altertums undenkbar erscheint. Nachdem sein gelehriger Schüler Daphnis es auf diesem Instrument zur Meisterschaft gebracht hatte, meidet er das Gewühl der Menschen und lebt für sich ein stilles beschauliches Dasein. Denn die Musik und der Gesang verlangt nicht immer ein geselliges Zusammenspiel, beide verfehlen auch ihre Wirkung nicht in der tiefsten Einsamkeit. Und wenn die Sage erzählt, daß Amphion bei der Ummauerung von Thebä durch

sein Lyraspiel und seinen Gesang Felsblöcke bewegt habe, und daß sich die Steine nach den Klängen seines Spieles von selbst zu Mauern gefügt hätten, so will das nichts mehr sagen, als daß in der Musik die größte Macht liegt. Sie richtet Mauern auf und unter ihren Klängen stürzen Mauern zusammen, sie beseitigt jeden Widerstand. Und wenn sich ihr Felsstücke fügen müssen, um wie viel mehr die Herzen der Menschen, seien sie noch so kalt, und hart wie Marmelstein. Ja, selbst göttliche Wesen werden durch Töne gerührt und der Macht seines Saitenspieles hätte Orpheus beinahe die Rückkehr seiner heißgeliebten Eurydike verdankt, wenn er nicht — zu verliebt gewesen wäre. Und was die Mythen der Urväter von der Macht des Gesanges zu berichten wissen, das spinnt die geschichtliche Ueberlieferung weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert bis in die neueste Zeit hinein. Es führe zu weit, wollte ich hier darlegen, in welchem Maße der Gesang in den verschiedenen Jahrhunderten einen Einfluß gewann auf das kulturelle Leben der Zeitgenossen. Sicher ist es und Jedermann bekannt, daß die Träger dieses Gesanges hervorragende Stellungen einnahmen, die es ihnen ermöglichten, auf die höchsten Machthaber und den Niedrigsten des Volkes einzuwirken wie kaum ein anderer Sterblicher. Gerade das Mittelalter ist reich an solchen Legenden und um die Zeit der Minnesänger windet sich ein lieblicher Kranz deutscher Poesie. Aus diesem Kranze erwuchs ein zartes Blümelein, das immer weiter sich ausbreitete und seine Wurzeln schlug in das deutsche Volksgemüt. Es ist das Volkslied, das deutsche Lied, auf das wir mit Recht stolz sein dürfen, kann sich doch kein Volk der Welt eines Schatzes solcher Vollkommenheit rühmen. Von Rosen ist es ein Kränzelein, das sich in zierlichem Rankenwerke um das deutsche Herz schlingt. Und das empfängliche deutsche Herz berauscht sich an dem Dufte dieser Rosen, der Dornen ungeachtet, wenn sie ihm auch manche bittere Träne entlocken. Denn gerade dem deutschen Liede eigentümlich ist die wunderbare Verschmelzung von Freud und Leid, von Lust und Schmerz, von Jubel und Trauer.

Das deutsche Volkslied in seiner Vielgestaltigkeit zu pflegen ist in heutiger Zeit, in der die Spinnstube, das Stelldichein unter der Dorflinde und das Wandern nach dem Brunnen vor dem Tore außer Gebrauch gekommen ist, in erster Linie Aufgabe der Gesangsvereine. Die deutschen Gesangsvereine übernehmen damit gerade in unseren Tagen eine wichtige kulturelle Aufgabe. Denn in diesen alten Volksliedern liegt letzten Endes deutsches Empfinden, deutsche Sitte, deutscher Geist. In unserem Zeitalter der Verflachung droht diesen heiligen Volksgütern die Gefahr, unterzugehen im Strome des Materialismus. Dieser drohenden Sturmwelle steht das deutsche Volkslied als mächtiges Bollwerk entgegen. Dieses Bollwerk widerstandsfähig zu erhalten und immer weiter auszubauen, darin besteht die verdienstvolle Arbeit deutscher Gesangspflege. Möge es darum den Gesangsvereinen beschieden sein, das heilige Vermächtnis, das wir von unseren Alvorderen ererbt haben, den künftigen Generationen zu bewahren und es aus der jetzigen Zeit des Verfalles in eine bessere Zukunft hinüberzueretten. Dann haben sie die Kulturaufgabe treu erfüllt, die ihnen die Vorsehung zugewiesen.

In diesem Sinne ist es erfreulich, daß es auch in unserer engeren Heimat so viele Leute gibt, die trotz des Tages Mühen und Lasten, trotz des materiell veranlagten Schiebergeistes unserer Zeit, trotz der Anfeindungen solcher, die keine Lieder haben, noch Zeit übrig finden,

sich der Pflege des deutschen Liedes zu widmen. Die Sympatie aller Edelgesinnten möge ihnen ein kleines Entgelt sein für die Mühe und Aufopferungsfreudigkeit, die sie im Dienste deutscher Kultur an den Tag legen.

Kapitel 27 – Samstag, den 16. Juli 1921

Das psychologische Rätsel von Heidelberg: Der Krieg und die dunklen Facetten der menschlichen Natur

Das Rätsel des Heidelberger Doppelmordes geht nunmehr seiner völligen Lösung entgegen; aber nur in seiner äußeren Form, indem der vermutliche Täter dingfest gemacht ist, und die näheren Umstände der grauenhaften Tat in ihrer chronologischen Reihenfolge festgelegt werden konnten an Hand der am Tatorte und am Fundorte der beiden Opfer angestellten Ermittlungen. Uebrig bleibt noch die Lösung des großen psychologischen Rätsels, das die Wechselbeziehungen zwischen Täter und Tat in sich birgt, und es ist zweifelhaft, ob je dieser Schleier, der das Rätsel unlösbar zu machen scheint, gelüftet werden wird. Immerhin drängen sich einem beim Lesen der schrecklichen Einzelheiten alle möglichen Fragen und Erwägungen entgegen, deren Behandlung, wenn sie zur Lösung des Rätsels selbst auch nicht beitragen können, doch durchaus nicht so unwichtig erscheint, als es vielleicht oberflächlich betrachtet hingestellt werden könnte. Denn die Unkenntnis von so vielem, was in den tiefsten Falten der menschlichen Seele verborgen ist, der Mangel an einer gewissen psychologischen Schulung ist eines der größten Schmerzenskinder der modernen Kultur. Deshalb wäre es wohl wünschenswert, wenn sich ein Jeder bei ähnlichen Vorfällen wie der angeführte weniger bei den rein äußerlichen Tatsachen aufhalten, als sich vielmehr der Mühe unterziehen wollte, ein wenig darüber nachzudenken, welche Momente den Täter zur Tat bewogen haben möchten.

Bei der Erörterung der ersten Frage, die sich wohl jeder schon gestellt hat, und die dahin lautet: Wie kann es Menschen geben — und es gab solche zu allen Zeiten der Weltgeschichte — die so zur Bestie herabgesunken sind, daß sie mit voller Ueberlegung wehrlose Opfer wahllos dahinschlachten ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, welch' unaussprechbares Unglück sie mit ihrem Verbrechen auch auf die Familie ihres Mordopfers heraufbeschwören, möchte ich als obersten Grundsatz den vorausstellen, den der berühmte Kriminaloge Staatsanwalt Wulffen an irgend einer Stelle seines epochemachenden Werkes „Der Sexualverbrecher“ ausspricht: Grausamkeit ist an sich ein Grundzug der menschlichen Natur.“ Dieser Hang zur Grausamkeit wird nur eingedämmt durch die herrschenden Grundgesetze der Zivilisation und Moral. Weniger zivilisierte Völker, selbst mit hoher Kulturstufe sind noch immer Träger einer ungezügelter Grausamkeit. Ich will des Raumes wegen diesen Gedanken nicht weiter ausspinnen, da er selbst wieder Stoff böte für mehrere in sich geschlossene Artikel. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß wir diese im menschlichen Charakter bedingte Grausamkeit in bemerkenswertem Maße bei dem Kinde vorfinden, das ja in seiner Entwicklung im Kleinen ein getreues Abbild der Entwicklung des Menschengeschlechtes im Großen abgibt. Mit einer wahren Wollust, die oft nur derbe Schläge zügeln können, weidet sich das Kind an den Schmerzen des gequälten Tieres — nicht

aus Unerfahrenheit, wie so viele annehmen möchten, sondern aus einem gewissen tierischen Drange heraus, dem wehrlosen Opfer Schmerzen zuzufügen.

Wenn also grausame Taten zu allen Zeiten die Welt erschüttert haben, weil sie, wie eben nachgewiesen wurde, einem Grundzuge der menschlichen Natur entsprangen, so ist es doch sehr auffällig, daß sich solche gewaltsame Eingriffe in das Leben des Nächsten gerade in letzter Zeit in so erschreckender Weise häufen. Daran ist aber die heutige menschliche Gesellschaft selbst schuld. Denn wenn sich unsere Kulturstaaten dazu herbeilassen konnten, dem Kriege das Wort zu reden, der doch im Grunde genommen nichts weiter ist, als ein konzessioniertes Morden en gros, und wenn noch Prämien dafür ausgesetzt wurden für den, der möglichst viele unschuldige Mitmenschen um die Ecke gebracht hatte, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie jetzt ernten, was sie selbst gesäht haben. Das Morden wurde ja zur Gewohnheit und das Leben des Nächsten wurde so für viele feil für ein Stück Butterbrot. Es ist unverständlich, daß moralisch Hochstehende so gar nichts dabei finden, wenn so echte Bravourstückchen aus dem Kriege zum Besten gegeben werden; und doch sind sie meist nichts weiter als das, was wir in friedlichen Zeiten Meuchelmord nennen. In der Tat wurde als Folge des Krieges neben der Beseitigung so vieler weltlicher Majestäten auch die Majestät des Todes, vor der doch vorher jeder halbwegs Gebildete die gebührende Achtung empfand, seines achtungsgebietenden Nymbus entkleidet. Dieser schädliche Einfluß des Krieges auf das menschliche Gemüt mag sich auch bei dem Heidelberger Doppelmorde geltend gemacht haben.

Freilich wird sich sofort auch die Wissenschaft in Bewegung setzen, um auf dem Geisteszustande des Mörders, seiner momentanen Gemütsstimmung und einer eventuellen erblichen Belastung ein kunstvolles Gebäude zu konstruieren, auf dem schließlich der Mordbube wie ein krönender Adler auf einem hohen Piedestale thront und auf den bieder Alltagsmenschen höhnisch grinsend herabschaut. (Siehe Fall Hölz.) Ich halte diese Nachforschungen, wenn nicht schwerwiegende offenkundige Momente dafür sprechen, durchaus für unangebracht, denn schließlich befindet sich ja jeder Verbrecher bei der Verübung seiner Tat in einem gewissen abnormen Zustande. Schon die Angst, daß das Verbrechen vorzeitig entdeckt werden könne, mag ihn in eine solche Erregung versetzen, daß man jederzeit von einem gewissen Affekte, wenn nicht gar von einer momentanen Unfähigkeit, seine Sinne in bestimmte Bahnen zu lenken, reden kann. Daß dieser aufgeregte Zustand auch nach der Tat noch anhält, dafür zeugt die Tatsache, daß die meisten Verbrecher sich kurz nach dem begangenen Verbrechen den wüstesten Zerstreuungen hingeben und einem eigenartigen Instinkte folgend, den Ort der verbrecherischen Handlung wieder aufsuchen. Die Humanitätsdudelei, die aus dem Suchen nach entlastenden Motiven spricht, halte ich heute um so weniger für angebracht und geradezu für lächerlich, als die Kulturstaaten der ganzen Welt sechs volle Jahre hierdurch nichts von Humanität zu wissen schienen und jede menschliche Regung dieser Art während des Krieges nachgerade als Feigheit gebrandmarkt oder gar als Hochverrat pp. unter Strafe gestellt wurde. — Ich möchte bei der Beurteilung aller Verbrechen, die begangen werden, zu der Ansicht neigen, daß man zur Ergründung der Tat zunächst Nachforschungen darüber anstellen müsse, in welchen Bahnen sich das sexuelle Leben des Täters bewegt; denn so großen Trugschlüssen man auch ausgesetzt ist, wenn man aus der Betätigung eines Menschen im privaten und öffentlichen Leben Schlüsse ziehen wolle auf seine sexuelle Veranlagung, so kann man recht wohl auf Grund der Kenntnis dieser s. in Tun und Treiben in der bürgerlichen Gemeinschaft

besser verstehen und würdigen. Das alte französische Sprichwort: „cherchez la femme“ (Suche das Weib) entspringt einer alten Lebensweisheit. Die Liebe, die den charakterfesten Menschen zu einer „Persönlichkeit“ heranbilden kann, treibt den sittlich weniger gefestigten, besonders wenn er einer durchgreifenden inneren Bildung entbehrt, nur zu leicht und oft auf die Laufbahn des Verbrechers. Und hier scheint mir der Punkt gegeben, an dem man zuerst den Schleier aufheben soll, der über dem Heidelberger Mord in seiner psychologischen Bewertung immer noch ausgebreitet ist. Dem Täter haben seine sämtlichen früheren Vorgesetzten das beste Leumundszeugnis ausgestellt, er war bekannt als ein ruhiger braver Mensch, dem keiner eine solche gemeine Handlung zugetraut hätte. Und dieser Mensch verlegt sich nun plötzlich auf den typischen Straßenraub und wird zu einem regelrechten Wegelagerer. Die großen Schulden, die er vor der Tat gemacht hatte, und die er anscheinend mit dem erbeuteten Gelde begleichen wollte, standen in keinem Verhältnis zu seiner sonstigen Lebensführung. Freilich soll er in letzter Zeit großen Wert auf sein Auftreten hinsichtlich der Kleidung gelegt haben. Dem Spiele und dem Alkohol war er abhold. Was liegt näher als die Annahme, daß er in die Netze einer gewissenlosen Frauensperson geraten war, die seine vielleicht angeborene Gutmütigkeit auszunutzen suchte und immer mehr aus dem willensschwachen jungen Mann herauspreßte. Die Befürchtung, daß er die Geliebte verlieren könnte, wenn er nicht mehr im Stande sei, die verlangten Aufwendungen zu machen, mögen in ihm den Entschluß gereift haben, sich die nötigen Gelder zu verschaffen, sei es woher sie auch kämen. Sein abgeschlossenes Wesen, das er seinen Kameraden gegenüber an den Tag legte, zeigt ebenfalls für eine heimliche Liebe. Offenbar war es eine jener Doppelnaturen, die neben einem weichen Gemüte der geliebten Person gegenüber eine brutale Willensäußerung in sich barg, wenn es galt, das Ziel zu erreichen, zu dem ihn eine ungezügelter Neigung hintrieb.

Jedenfalls ist der Heidelberger Mord von psychologischen Gesichtspunkten aus betrachtet ein Rätsel, das noch der Auflösung harret und der Mühe wert erscheint, daß sich weitere Kreise mit seinen inneren Zusammenhängen befassen.

Kapitel 28 – Samstag, den 23. Juli 1921

Ein Hoch auf den uneigennützigen Retter: Die Feuerwehr als Symbol für Gemeinschaftsgeist und Humor

Als ich dieser Tage die umfangreichen Vorbereitungen zu dem 23. Landesfeuerwehrtag, der sich in wenigen Stunden innerhalb der Mauern von Bensheim abspielen wird, in Augenschein nahm, da stiegen alte Erinnerungen aus der frühesten Kindheit in mir auf. Ich sah mich mit einer Ungeduld, die nur die Jugend kennt, den Schutzgeist meiner ersten Kindertage, die alte Cläre am Schürzenzipfel hinter mir herziehend, auf den Rathausplatz eilen, wo damals die Männer im blanken Messinghelm für gewöhnlich ihre Uebungen abhielten. Heute noch verspüre ich den tiefen Eindruck, den das dumpfe Rollen der auffahrenden Spritzen, die kurzen Kommandorufe, das schrille Pfeifen und die monotonen Trompetensignale auf das leicht empfängliche Kinderherz machte. Und bald stieg die Aufmerksamkeit auf das Höchste, als die hohe Leiter von kräftigen Stangen unterstützt, den kühnsten Steiger auf ihren obersten Sprossen trug. Die Spannung löste sich auf in lauten Jubel, wenn weit im Bogen ein dünner Wasserstrahl auf die regnungslose Zuschauermenge

herabprasselte und sie in aufschreienden Haufen auseinandertrieb. Es sind seither mehr als dreißig Jahre vergangen. Die damaligen Geräte sind längst als veraltet durch neue moderne ersetzt. Aber geblieben ist Gott sei Dank der alte Geist, der es den damaligen Männern von Spritze und Schlauch ermöglichte, trotz ihrer relativ primitiven Hilfsmittel erfolgreich den Kampf mit dem gefürchteten „Elemente“ aufzunehmen. Denn hätte sich dieser alte Geist, dem der Leitsatz entsprang: Gott zur Ehr, dem Nächsten zur „Wehr“, wie so vieles Andere auch dem „Moderneren“ angepaßt, so läge wahrlich gar Manches im Argen. Es ist gerade der Feuerwehr hoch anzurechnen, daß sie den Sinn für gemeinsames Eintreten und uneigennütziges Handeln im Interesse des Nächsten in unser Zeitalter der Selbstsucht und des kühlberechnenden Eigennutzes herübergerettet hat.

So edel und ernst also der Beruf des Feuerwehrmanns an und für sich ist, wenn es gilt, in Stunden der höchsten Not seine hehre Pflicht zu erfüllen, gegenüber dem Nächsten, so unleugbar ist es, daß das Auftreten des Feuerwehrmanns als Einzelercheinung, wenn keinerlei Gefahr droht, einer gewissen grotesken Pose nicht entbehrt. Daraus erklärt es sich, daß er, wie kaum ein Vertreter eines anderen werktätigen Berufes zu einer stehenden Figur in den Witzblättern aller Nationen geworden ist. Er gab von jeher die Zielscheibe ab, für manch' witzige Bemerkung und gutgemeinte Stichelei von Seiten der näheren Bekannten und einer wohlgesinnten Bürgerschaft. Denn, so paradox es klingen mag, sein Beruf reizt zu manchen Wortspielen und bietet Anknüpfungspunkte genug zu spassigen Vergleichen. Oder hat nicht Jeder schon ihm vorgeworfen, daß er gerne „einen Brand löscht“, was ja allerdings um so weniger zu verwundern ist, als das „Schläuchen“ mit seinem Hauptausrüstungsstück in enger sprachverwandtschaftlicher Beziehung steht. Und wenn er dem Anderen „auf das Dach steigt“, ähnelt er da nicht der gestrengen Obrigkeit, die strikte darauf hält, daß ihre Verordnungen peinlich befolgt werden. Daß der Feuerwehrmann stets „bei der Spritze“ ist, gereicht ihm ebenso zur Ehre, wie der Vergleich mit einer guten Köchin, die nicht sehen kann, wenn etwas anbrennt. Es wäre allerdings töricht, ihn in eine Parallele zu stellen mit einem unerfahrenen Kinde, weil er „das Feuer nicht scheut“, vielmehr gebührt ihm derselbe Rang wie dem Idealisten, der für den Anderen durch's Feuer geht“. Auch mit dem Arzte hat es das gemein, daß man ihn im Falle der Not wie einen rettenden Engel begrüßt, ihn aber schneller vergißt, als die Gefahr vorüber. Eine Ironie des Schicksals will es, daß er „für das Feuer geboren“ erscheint, aber nur „auf Wasser eingeschworen“ ist. Und wenn er auch „hoch hinaus“ will, wie der Streber, so zeigt er doch nur eine gewisse Seelenverwandtschaft mit dem Laubfrosche, der das Bedürfnis hat, die Leiter hinaufzuklettern, wenn es heiß wird. Man könnte diese schlechten Witze noch durch weitere ergänzen, was zu manchem „Kalauer“ führen würde. So könnte man eine Aehnlichkeit zwischen dem Feuerwehrmann und dem unzufriedenen Kurgaste konstruieren, der, wenn er kaum angekommen, schon abreist: (Feuerwehr!!!) mit der Darlehnskasse, die Einem zu Hilfe kommt, bevor er ganz abgebrannt ist; dem neuen Weine, weil er „spritzig“ ist; der jugendlichen Schönheit: beide „entflammen“, u. a. m. Doch genug hiervon, denn ihm gebühren edlere Vergleichsobjekte. Er ist die Vestalin der Neuzeit, da er, wie einst diese „über das Feuer wacht“; der Biedermann und ängstlich besorgte Bürger, dem der „Boden zwar nie zu heiß wird“, aber doch ausrückt; und das leuchtende Vorbild für jeden rührigen Parteivorstand, der, wenn Not an den Mann geht, es versteht, mit Erfolg seine Leute „zusammenzutrommeln“. Es wäre falsch, ihn mit einer alten Wetterfahne in Vergleich ziehen zu wollen, die sich nur in Bewegung setzt, wenn

es stürmt; im Gegenteile wie ich oben angedeutet habe, übertrifft er jene bei weitem: er ist der ruhende Pol in der Flucht der Erscheinungen.

Deshalb haben wir auch allen Grund, ihm nicht nur in Stunden der Gefahr dankbar zu sein, sondern seiner auch dann freundlich und wohlwollend zu gedenken, wenn keine Gefahr zu befürchten ist, oder das Schicksal uns längere Zeit von einer solchen verschont hat. Deshalb war es nur die Erfüllung einer selbstverständlichen Pflicht, wenn es sich die Bewohner von Bensheim nicht nehmen ließen, den wackeren Feuerwehrleuten einen kleinen Beweis ihrer Anerkennung dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß sie es der Bensheimer „freiwilligen Feuerwehr“ durch Spenden und sonstige Unterstützungen ermöglichten, ihren Kameraden, die aus dem ganzen Hessenlande heut' und morgen hier zusammenströmen, in unserer Stadt einen würdigen Empfang zu bereiten und sie in treuer Gastfreundschaft aufzunehmen. Denn im Hinblick darauf, daß sich diese Leute ohne einen nennenswerten Vorteil in den Dienst der guten Sache stellen, ist diese äußere Anerkennung nur eine kleine Gegenleistung.

Möge auch mancher wohlgemeinte Scherz in diesen Tagen das gesellige Zusammensein würzen, im Herzen aller ohne Ausnahme werden die hohen Töne des Liedes erklingen, des Liedes „vom braven Mann.“

Und in diesem Sinne rufen wir Euch allen die Ihr in wenigen Stunden den Straßen unserer Stadt Euer eigenes Gepräge verleihen werdet, ein herzliches „Willkommen“ zu; Euer Wahlspruch erfülle Haus und Herz:

„Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr!“

Kapitel 29 – Samstag, den 30. Juli 1921

Hundstagsphilosophie: Wie die Sommerhitze die Menschheit und die Weltpolitik steuert

Der 23. Feuerwehrtag ist vorüber, und die echten und fingierten Brände wurden zur Zufriedenheit aller Beteiligten gelöscht. Aber gegen den Hauptbrand, der uns gegenwärtig alle in seinen Bannkreis zwingt, können selbst die vereinigten Feuerwehren Hessens nicht ankommen, nämlich gegen den herrschenden Riesenbrand der Sonne. Man kann hierbei schon von einer außergewöhnlichen Naturerscheinung sprechen, die nichts mehr mit der normalen Sonnenglut gemein hat. Was die Ursache von dieser Wärmeentwicklung ist, wer kann es wissen? Einige Gelehrte führen die außergewöhnliche Temperatur auf Sonnenflecken zurück und belehren uns, daß diese vermehrte Tätigkeit auf der Oberfläche der Sonne alle elf Jahre wiederkehrt, und solche gewaltige Hitzwellen verursacht, wie sie gegenwärtig über uns hinwegfluten. Mag es sein, wie es will, jedenfalls habe ich in meinem Garten dieser Tage eine Erscheinung beobachtet, die ich in normalen Zeiten nicht für möglich gehalten hätte. Einige Äpfel, die vom Baume gefallen waren, wurden auf ihrer, der Sonne ausgesetzten Seite buchstäblich gebraten und mit Wohlbehagen konnte ich das Leibgericht meiner Jugend — gebratene Äpfel vespeisen. Wie groß ist da noch der Abstand, daß einem demnächst die gebratenen Tauben in den Mund fliegen? Da wäre ja das von so vielen heißersehnte Schlaraffenleben in unmittelbare Nähe gerückt und zum Teil zur Wirklichkeit geworden. Wie gesagt, in normalen Zeiten hätte ich eine solche Erzählung für eine „Ente“ gehalten, und wenn ich sie in der Zeit der Hundstage in den Spalten einer

Zeitung gelesen hätte, auf gleiche Stufe gestellt, mit dem Auftauchen der berühmten „Seeschlange“, die übrigens kürzlich wieder an der Küste von Schottland gesehen worden sein soll. Diese Seeschlange, die die Fantasie meiner Jugend beherrschte, war eine Zeit lang eine ungern vermißte Erscheinung der „Hundstagsliteratur“; ebenso, wie während des Weltkrieges, die immer um diese Zeit auftauchenden Gerüchte von sensationellen Erfindungen, die im Stande sein sollten, in kurzer Frist den Krieg einem glücklichen Ende zuzuführen. Ich habe von jeher nichts von solchen vielverheißenden Mutmaßungen gehalten und schiebe auch jene, mir neulich gewordene Zuflüsterung dem Einflusse der Hitze zu, wonach sich die ganze Christenheit der Erde zusammentun wolle, um endlich einmal christliche Nächstenliebe in die Tat umzusetzen. Leider, leider! — muß man einen solchen naheliegenden Gedanken — wenigstens nach der heutigen Verfassung der sogenannten christlichen Kulturstaaten — noch in das Reich der Fabeln verweisen, ebenso wie das Gemunkel, alle Parteien Deutschlands wollten sich zusammenschließen, aller Parteihader solle aufhören und in Deutschland solle nur noch eine Partei am Ruder bleiben — die deutsche. Wahrhaftig, ist es nicht traurig, daß wir auch diesen Gedanken nur als ein Wahngelbde betrachten müssen, das von einem Gehirn ausgeht, das unter der Julisonne gelitten hat? Unsere Gegner soll übrigens nach derselben Quelle die Sonnenglut derartig in Mitleidenschaft gezogen haben, daß sie endlich anfangen, Deutschland gegenüber einen humaneren Ton anzuschlagen, wie seither, da sie erkannt haben sollen, daß die Deutschen auch Menschen seien.

Auch im gewöhnlichen Geschäftsverkehr macht sich der Einfluß der Sonnenhitze bemerkbar. So ist zum Beispiel die Kornerte eine der besten seit Menschengedenken, was zur unmittelbaren Folge hat, daß die Brotpreise in absehbarer Zeit rapid in die Höhe schnellen werden. Wein werden wir gewöhnliche Sterblichen in den nächsten Jahren uns überhaupt nicht mehr leisten können, da wir vor einer der besten und reichsten Weinerträge stehen. Einige Kaffees werden wegen Mangel an Verdienst ihren Betrieb einstellen müssen, da sie gezwungen sind, ein Täßchen aufgewärmter Brühe, in die der Schatten einer der Julisonne ausgesetzten Kaffeebohne gefallen ist, für 1.50 Mark zu verabfolgen. Das Bier wird dicker, da das darin befindliche Wasser bei der herrschenden Temperatur rascher verdunstet. Die Stroh Hüte kommen außer Mode, da das durch die Julihitze ausgetrocknete Haar besonders bei einigen Trägern derselben das Stroh in jeder Beziehung ersetzt. Hitze dehnt bekanntlich die Körper aus, wie man in jedem Physikbuche nachlesen kann. Deswegen begegnet man auch wieder so oft aufgeblasenen Dickbäuchen, deren goldene Prozenketten und schlagringartige Fingerreifen zu Genüge beweisen, daß sie den Weltkrieg gut überstanden haben. Von ihrem Standpunkt aus betrachtet ist es somit auch ganz gut zu verstehen, wenn sie in den Zeitungen Ausschau halten, ob sich ihnen nicht bald wieder an irgend einer Ecke der Erde eine Verdienstmöglichkeit böte, wie sie der Weltkrieg für sie bedeutete. Auf den Balkan bei spielsweise sind die Völker ja wieder einmal auf den Einfluß der Sidehitze hineingefallen und schlagen sich für andere die Köpfe blutig; und wie lange wird es dauern, daß es auch im fernen Osten kracht. In Kalifornien komplimentiert man schon die Japsen aus dem Lande. —

— Es ist eine eigene Philosophie, alle Solche Geschehnisse auf unserer Erde von den Einwirkungen der Sonnenstrahlen abzuleiten, und selbst auf die Gefahr hin, daß Spötter aufstehen, die ihr den Beinamen „Hundstagsphilosophie“ geben mögen, stehe ich der Annahme nicht fern, daß der Einzelmensch als solcher sowohl, als ganze Völker in ihrer

Gemeinschaft und schließlich somit das ganze Menschengeschlecht auf Erden in ihren jeweiligen Stimmungen, Bestrebungen und Handlungen in gewissem Sinne abhängig sind von den Einflüssen der Himmelskörper. Man denke nur an die sogenannten Mondsüchtigen und man wird zugeben müssen, daß die oben angedeutete Annahme nicht ganz eines praktischen Beweises entbehrt. Auch der sogenannte Aberglaube — und nur zu oft entspringt ein Aberglaube einer alten Erfahrung, deren Erklärung mit der Zeit abhanden gekommen ist — das Schicksal des Einzelnen aus dem Stande der Himmelskörper zu deuten, ebenso die Annahme vieler Völker, daß das Erscheinen von Kometen und das Auftreten sonstiger bemerkenswerter Naturereignisse in Zusammenhang zu bringen sei mit kommenden Hungersnöten, Krankheiten und Kriegsbedrängnissen, mag hier erwähnt werden.

Aber genug für heute. Ich will, damit mein heutiger Artikel nicht ebenfalls der Ausdehnungswirkung der Hitze in allzuerheblichem Maße unterliegt, hier kurz abbrechen, obwohl in meiner erhitzten Fantasie noch mancher Gedanke brodelte; ich habe aber beim Ueberblicken der vorliegenden Zeilen zur Genüge erkannt, daß diese Zeilen ohnedies sich dem Einflusse der Hundstage nicht ganz haben entziehen können. Auf Wiedersehen also in kühleren Tagen. — —

Kapitel 30 – Samstag, den 6. August 1921

Aus der Not zur Stärke: Leibesübungen und Eintracht als Fundamente der nationalen Wiedergeburt

Die Kraft eines Volkes beruht auf dem Bewußtsein seiner Stärke. Starke Nationen fördern aber die Eintracht unter den Völkern, während schwache von je her Anlaß gegeben haben zu Zwistigkeiten und politischen Verwicklungen aller Art. (Siehe die Völker des Balkans.) Eine Völkeraussöhnung ist nur dann möglich und somit ein dauernder Weltfriede nur dann einigermaßen aussichtsreich, wenn endlich einmal auf der Welt das Verhältnis zwischen Beherrschern und Beherrschten auf ein Minimum herabgedrückt wird. Der alte Spruch: „Wer die Macht hat, hat auch das Recht“ zeigt sich gerade in unserer Zeit auf Schritt und Tritt in seiner traurigen Wahrheit, und manchem unter uns, der aus mißverstandenen Idealismus ihm keine Geltung mehr beimessen wollte, werden im Verlaufe der letzten Jahre auch in dieser Beziehung allmählich die Augen aufgegangen sein. Wenn man daher dem Erstarken einer Nation das Wort redet, so braucht das nicht der Absicht zu entspringen, einem neuen Kriege zuzutreiben, sondern es dient der Versöhnung der Völker der Regelung und dem Ausgleich des menschlichen Dranges, sich Andere untertan zu machen. Druck erzeugt Gegendruck, ein altes physikalisches Gesetz, das auch im Verhältnis der Völker zueinander Anwendung findet. Unter starkem Anwenden von Druck hat es aber der Mensch verstanden, wertvolle Errungenschaften seines erfinderischen Geistes zu zeitigen. Ebenso erwachsen unter dem politischen Druck der auf einem Volke lastet, solange die Weltgeschichte zurückreicht, geistige Kräfte des Volkes, die in dem Erstehen großer Männer ihre äußere Erscheinung fanden. Deshalb hat ein Volk große Männer stets in größerer Zahl hervorgebracht in Zeiten der Not, als in friedlichen und glücklichen Tagen.

Diese Erkenntnis kam mir so recht wieder zum Bewußtsein, als ich neulich die Vorgeschichte und den Verlauf der deutschen Befreiungskriege an mir vorüberziehen ließ. Welche Fülle von führenden Geistern tritt uns da entgegen. Nicht die Helden des Schwertes will ich nennen, denn sie hat schließlich jeder Krieg, auch der zweckloseste, an die Oberfläche gespülte, sondern die Heroen des Geistes, die mit weitem Blicke zielbewußt ihr Volk auf eine höhere Stufe der Entwicklung in geistiger und körperlicher Beziehung gebracht haben.

Das waren in erster Linie die Dichter der vaterländischen Lieder, die ihren Stammesgenossen die geistigen Waffen in die Hände drückten, mit denen ausgerüstet sie den kommenden Tagen ruhigen Blickes entgegenschauen konnten. Die Freiheitslieder, die ein Ernst Moritz Arndt, ein Theodor Körner u.a.m. den deutschen Stämmen schenkten, waren nichts weiter, als die Wegweiser auf dem Wege zur Freiheit.

Und Hand in Hand mit der geistigen und seelischen Vorbereitung des nach Freiheit lechzenden Volkes ging die Pflege der körperlichen Ausbildung. Sie war ja die Vorbedingung zum Gesunden der Volkseele, denn ein gesunder Geist wohnt nur in einem gesunden Körper. Und hier hat sich der alte Turnvater Jahn für alle Zeiten das große Verdienst erworben, diese hohe Bedeutung der körperlichen Ausbildung seines Volkes für seine Gesundheit und weitere Entwicklung zur richtigen Zeit erkannt und tatkräftig in die Hand genommen zu haben. Mit der Gründung deutscher Turnverbände schuf er ein Werk, das einen Hauptfaktor bildete zu dem ungewohnten raschen Aufschwung, den in der folgenden Zeitperiode das gesamte Deutschtum nahm. In diesen Turnverbänden gab es kein Standesunterschied, kein Rechen um politische oder religiöse Anschauungen des Einzelnen, sondern ein einigendes Band schlang sich um Alle, das ehrliche Streben, den Wiederaufbau des Volkes vorzubereiten durch die Stählung und Kräftigung des eigenen Körpers. Und nachdem mit elementarer Gewalt sich die heißersehnte Freiheit Bahn gebrochen hatte, da waren es wiederum die Turnverbände, die als treue Hüter des kaum errungenen Kleinods ihre heilige Pflicht erfüllten. In den darauffolgenden Zeiten der Reaktion waren sie das schützende Bollwerk, das sich der Flut reaktionärer Umtriebe entgegenstemmte. Von da ab waren die deutschen Turnvereinigungen die berufenen Vertreter des nationalen Gedankens.

Heute ist über Deutschland wiederrum eine Zeit der tiefsten Erniedrigung hereingebrochen. Der unheilvolle Weltkrieg hat das Gegenteil von dem gebracht, was ein großer Teil des Volkes sich von ihm versprach. Während die ersten Kriegstage einen unerwartet raschen Zusammenschluß aller Kreise sahen, zerklüftete sich das Volk wieder in einzelne Parteien, als sich das Kriegsbild zu seinen Ungunsten änderte. Und jetzt bietet unser Vaterland ein trauriges Chaos parteilicher Gegensätze und persönlicher Zwistigkeiten. Da ist es die heilige Aufgabe aller Vereine, besonders derer, die deutsche Art und deutsches Lied und nicht zuletzt die körperliche Ausbildung des Volkes pflegen, dieser verhängnisvollen Zersetzung des Volkskörpers entgegenzuarbeiten. Nicht aber in dem Sinne, daß man die Pflege des Liedes und der Leibesübung zu politischen Zwecken, welche Richtung die auch verfolgen mögen, auszuschlachten sucht; sie sollen vielmehr den gemeinsamen Strang geben, an dem wir alle ziehen. Ihn statt dessen aufzunesteln und in einzelne Bindfaden zu zerlegen, hieße seine Kraft und Wirkung vernichten.

In diesem Sinne ist es Pflicht und Aufgabe eines Jeden. Vereinigungen dieser Art, die nur der gemeinsamen Sache wegen ihr Bestes hergeben, in jeder Weise seine Unterstützung

angedeihen zu lassen. Ein solcher Verein feiert Morgen sein 40jähriges Stiftungsfest, nämlich der dortige Turnverein. Er hat sich während dieser Zeitspanne große Verdienste erworben um die körperliche Entwicklung der Jugend. Möge er in den seitherigen Bahnen weiterarbeiten eingedenk der edlen Bestrebungen seiner Gründer und aller deutschen Brudervereine, denn aus dem Kleinen entspringt das Große, und aus dem Einzelnen das Ganze.

Kapitel 31 – Samstag, den 13. August 1921

Vom Wert der Leibesübungen: Der Sport als Erzieher und die Überwindung seiner Auswüchse

Wenn ich am verflossenen Samstag die Gelegenheit gerne ergriff, anlässlich des Turnerfestes in Auerbach meine Betrachtungen in allgemeinerer Art über die Pflege des Turnens anzustellen, so bietet mir das demnächst in der Badeanstalt zu Bensheim geplante Schwimmfest willkommenen Anlaß, sozusagen als Ergänzung des vorausgegangenen Artikels, heute dem Sport als solchem einige Zeilen zu widmen. Das Turnen bildet ja nur eine Form sportlicher Betätigung, allerdings die verbreitetste und eingebürgertste. Sie ist am meisten, um nicht zu sagen allein offiziell anerkannt. Während daher Turnen in den Lehrplan der Schulen Aufnahme gefunden hat, werden die anderen Sportbetätigungen von der breiten Masse des Volkes sowohl als von den maßgebenden Behörden mehr oder weniger als reines Privatvergnügen angesehen, wenn nicht gar im Stillen bekämpft und als jugendverrohend hingestellt. Das gilt insbesondere von dem Fußballsport, der besonders nach dem Kriege die ganze Jugend in seinen Bannkreis gezogen zu haben scheint. Es mag zugegeben werden, daß das Fußballspiel leicht zu Ausartungen aller Art Veranlassung bietet, und daß durch rücksichtsloses und rohes Spielen schon mancher Teilnehmer zu körperlichem Schaden gekommen ist. Man soll aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Wenn die Regeln dieses Spieles streng eingehalten werden, und die Spielleitung strikte ihr Augenmerk auf die Befolgung dieser Regeln richtet, dann sind die Gefahren nicht größer, als sie naturgemäß jede sportliche Betätigung mit sich bringt.

Der Wandersport erfreut sich schon in viel höherem Maße als das Fußballspiel der Unterstützung privater und offizieller Körperschaften. Die Bestrebungen der deutschen Wandervereine, wie sie in unserer Gegend z. B. durch den Odenwaldklub mit seinen Zweigvereinen zum Ausdruck kommen, gehen in mustergültiger Weise darauf hinaus, schon in die Jugend den Keim zu senken der Lust zum Wandern und der Liebe zur freien Gottesnatur. Durch organisches Zusammenschließen und durch Schaffen von Jugendherbergen wird dies erreicht. Die Einrichtungen des „Wandervogels“ und wie die neu hinzugekommenen Vereinigungen alle heißen, streben demselben Ziele zu. Auch bei der Wanderlust der modernen Jugend kommt es zu vielen Auswüchsen, die nicht genug gerügt werden können, sie dürfen uns aber nicht dazu verleiten, den guten Kern der Sache zu übersehen und die Bedeutung zu verkennen, die dieser neuzeitliche Sport für die gesundheitliche und somit auch geistige Entwicklung unseres Volkes in sich birgt.

Bei dem Schwimmsport wird von seinen Widersachern eingewendet, daß er leicht zu übertriebenen gefährlichen Kraftproben und zur gesundheitszerstörenden Wärmeentziehung des Körpers ausarte. Freilich, wenn die Schwimmer immer neue Rekorde aufstellen, und das übermäßig lange im Wasser Verweilen den Dauerbädern gleichkommt, wie sie für gewöhnlich nur bei bedauernswerten Geisteskranken im Irrenhause in Anwendung gebracht werden müssen, dann hat diese Einwendung etwas für sich. Solange aber der Schwimmsport die Schranken, die Vernunft und Einsicht vorschreiben, nicht überschreitet, gehört er zu den gesunden und erfrischendsten. Daß man gelegentlich Anstoß an der Art des zur Schau getragenen nackten Körpers nimmt, ist da verständlich, wo die Grenzen des natürlichen Takt- und Anstandsgefühles gröblich außer Acht gelassen werden. Dies gilt insbesondere für die in den letzten beiden Jahren an allen Flußläufen entstandenen Strand- und Freibäder, die für Jedermann zwanglos zugänglich sind. Die Regelung dieses Badebetriebes müßte die Behörde unbedingt in die Hand nehmen schon wegen der mancherlei Gefahren, denen die Minderjährigen ausgesetzt sind, die erfahrungsgemäß einen großen Teil der Besucher ausmachen. Ein einheitlicher Badeanzug, der in jeder Hinsicht den Anforderungen der geltenden sittlichen Anschauungen entsprechen würde, wäre jedenfalls hier sehr am Platze. Richtig organisiert könnten so diese Strandbäder eine wahrhafte körperliche Erholungsanstalt für das Volk abgeben. Es ist so schon ein erfreuliches Zeichen, daß die Einsicht im Volke immer mehr Platz greift, daß das Wasser einen großen Heilfaktor bildet, und daß die veraltete Meinung, der Körper müsse vor jedem Lufthauche bewahrt werden, dem Drange nach Sonne und Wasser gewichen ist. Aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß auch dieses Strandleben allmählich aus der Praxis und der Einsicht guter Elemente heraus sich von selbst in die Bahnen einlenken wird, deren heutige Ueberschreitung nur das seither Ungewohnte und Neuheitliche mit sich gebracht hat.

Als der Radfahrsport zur Blüte kam, konnte man auf Schritt und Tritt groben Ueberschreitungen bezüglich der Rücksichtnahme auf den Nebenmenschen feststellen. Jeder, der sich ein Rad leisten konnte, glaubte das Anrecht darauf zu besitzen, in übermäßig beschleunigtem Tempo auf der Landstraße dahinzurasen. Es war der Schrecken von Tier und Mensch, und die Leistungsfähigkeit eines Radfahrers wurde danach bemessen, wieviel Hühner und Gänze er jährlich totgefahren hatte. Heute, nachdem das Rad ein Fortbewegungsmittel fast aller Berufe geworden ist, gehören diese Kilometerfresser zu den Seltenheiten. Dafür rasen nunmehr die Autos der Schieber, die es nicht eilig genug zu haben scheinen, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Auch hier wird das Maßhalten erst dann eintreten, wenn gemeinnütziger Ziele die Lenkstangen führen.

Bestimmungen und Gesetze allein versprechen wenig Besserung, denn sie reizen viel mehr zu Ueberschreitungen, als daß sie erzieherisch einwirken. Meine sämtlichen Jugendfreunde haben geraucht, weil — es von der Schule aus verboten war, und weil ihre Eltern sofort den Stock aus der Ecke langten, wenn sie ihr heimliches Rauchen bemerkten. Mein Vater hat mir das Tabakrauchen in meiner Jugend dadurch zu etwas ganz Entbehrlichem gemacht — und in der Tat habe ich vor meinem 20ten Lebensjahre nicht geraucht — daß er mir eines schönen Tages erklärte: „Wenn du einmal Lust zum Rauchen hast, dann sage es mir, ich

werde dir dann die gewünschten Zigarren kaufen“. Man sieht, bei der Erziehung muß nicht immer der Stock die Hauptrolle spielen. Ebenso ist es auch bei dem Sporte. Nicht dadurch, daß man immerfort seine Ueberschreitungen und Auswüchse ausschnüffelt, und ihm dann mit dem gesammelten Material zu Leibe rückt, vermag man ihn auf eine höhere Stufe zu bringen, sondern lediglich dadurch, daß weitere Kreise ihm Interesse bekunden, ihn mit Rat und Tat unterstützen und ihn zum Gemeingut des Volkes machen.

Die Engländer haben dies schon frühzeitig erkannt. In England bildet der Sport in jeder Form ein hervorragendes Volkserziehungsmittel. Die Fähigkeit, mit der diese Nation an der Verfolgung der gesteckten Ziele hängt, das selbstbewußte sichere Auftreten jedes Einzelnen ist in hervorragendem Maße auf das Konto der sportlichen Ausbildung zu setzen.

Kapitel 32 – Samstag, den 20. August 1921

Die Metamorphose der weißen Weste: Eine Parabel über Läuterung, gesellschaftliche Schichten und den Wandel der Zeit

Nachdem er durch schmierige Schiebergeschäfte sich ein beträchtliches Vermögen zusammengeschachert hatte, war er eifrig darauf bedacht, diesen Ueberfluß an irdischen Gütern nach Außen hin zur Schau zu tragen. Auf seinem dicken Bauche glänzte weithin sichtbar eine goldene Kette, die allein schon wegen ihres umfangreichen Formats an das goldene Kalb erinnerte. Eine geschmacklose große Brillantnadel funkelte von der schlechtgewählten Seidenkrawatte; breite Fingerringe mit haselnußgroßen echten Steinen, verdeckten einen beträchtlichen Prozentsatz der feisten Wurstfinger, die nervös eine dicke Importe mit breiter, rotgoldner Binde malträtierten. Seine stets tadellos faltengebügelten Hosen konnten ihm nie weit genug gearbeitet werden, da ihnen die schwierige Aufgabe zufiel, die Säbelbeine ihres Besitzers zu verdecken. Etwas kompromittierend waren übrigens deren Pedalen an sich, da ihr plattfußähnlicher Sestendan, der erfahrungsgemäß nur bei aristokratischer Inzucht nie vorhanden zu sein scheint, sofort den Mann aus dem Volke erkennen ließen.

Daß sich dieses Prachtstück eines modernen Nabobs eines schönen Tages eine weiße Weste mit dicken Perlmutterknöpfen anfertigen ließ, ist um so weniger verwunderlich, als dies zu einer Zeit geschah, in der zum ersten Male in Diplomatenkreisen das Schlagwort von der weißen Weste aufkam und jeder um so nachdrücklicher auf die Reinhaltung der seinigen hinwies, je mehr Flecken und geschickt verdeckte Mängel sie bereits aufzuweisen hatte.

Und die weiße Weste, die er bei allen wichtigen geschäftlichen Anlässen trug, förderte, soweit dies überhaupt noch nötig war, ihrerseits seinen Credit, indem sie eine behäbige Folie abgab, auf der seine ineinander verschlungenen Wurstfinger in bewußtem Spiele mit dem Blaustrahl der Brillantringe das Vertrauen seines geschäftlichen Opfers erringen und diesem die Schlinge um den Hals werfen konnte, die dann eine hochgelahrte Gerichtsbarkeit im Namen des Rechts und im Bewußtsein ihres unfehlbaren Schiedsspruches zuzog. Die weiße Weste mußte viel Unrecht mit ansehen und oft sträubte sie sich und legte die Stirne in Falten. Aber ihr herzloser Besitzer strich sie rasch wieder glatt und verdeckte entstandene **Flecken** mit der gleichnerischen Kette des goldenen Kalbes.

Aber bald war das doch nur noch ein schlechter Notbehelf. Die weiße Weste war zu verbraucht und die schmierigen Finger ihres Trägers hatten unauslöschliche Merkmale in das zarte Weiß eingegraben.

Und Sr. Munifizienz schenkte den abgelegten Weste seinem Diener Johann. Dieser Mann war ein ehrsamer Familienvater; er kannte die Mängel seines Herrn, aber er diente ihm ergeben, des Unterhaltes wegen, für seine fünfköpfige Familie. Und er war sich darüber schlüssig, daß die weiße Weste nicht zu seinem fast benseinigen Sonntagsrock passe und ihm deshalb größere Dienste tun könne, wenn er sie dem Trödler brächte und für das erlöste Geld sich Lebensmittel beschaffe.

Da ließ der Trödler die erhandelte Weste von einem geschickten Schneider auf ein Normalmaß zurückführen, wobei die unadwaschbaren Flecken ausgemerzt und die abgeschabten Knöpfe durch neue, überponnene ersetzt wurden und legte sie aus in seinem kleinen, abgelegenen Lädchen. Da ging just ein Aushilfskellner vorüber und dem stach sofort die weiße Weste in die Augen, und er ging in den Laden und erstand sie für eine Tageseinnahme. Schon am nächsten Tage zierte sie ihren neuen, engbrüstigen Besitzer und verdeckte geschickt die Mängel eines steifgestärkten, abgetragenen und zerschlissenen Faltenhemdes.

Die weiße Weste atmete auf in dem neuen Milieu, in dem sie sich nun emsig tagtäglich bewegte. Bald stand sie am Tische eines braven Landbewohners, der schüchtern nach dem Preise der vorsichtig ausgesuchten Speisen fragte, bald neben einem leichtfertigen Lebemann der mit seinem prahlerischen: „Kellner, zahlen!“ die gährende Leere seines einst wohlgefüllten Portemonnaies verdeckte. Aber im Durchschnitte waren es doch ehrliche Menschen, mit denen sie in Berührung kam und da sie ihr derzeitiger Besitzer ängstlich vor schädlichen äußeren Einflüssen behütete, bewahrte sie sich das blendende Weiß und erntete manchen Blick aufrichtiger Bewunderung und heimlichen Neides.

Aber eines Tages wechselte der Aushilfskellner seinen Wirkungskreis und wurde Zahlkellner in einem größeren Restaurant. Dort war Schwarz in der Kleidung Vorschrift für das gesamte Personal und die weiße Weste trat, in die Tagesneuigkeiten ihrer Vaterstadt eingepackt, wiederum den Weg an zu dem abgelegenen Lädchen des Trödlers.

Dieser betrachtete sie wohlgefällig, da sie sich seit ihrem Abschiede so wenig zu ihrem Nachteile verändert hatte und zahlte dem Kellner die Hälfte des einstigen Kaufpreises aus. Und dieser war dessen froh und erstand für die Verkaufssumme ein besser erhaltenes Hemd, als das, was er auf dem Leibe trug.

Zwei Stunden später schaute die weiße Weste zwischen Kuckucksuhren, Nadelkissen, gesprungenen Geigen und abgetragenen Spitzenröcken durch die blinden Fensterscheiben des Trödlerladens auf die schmutzige Seitenstraße.

Da schlenderte des Weges daher ein kleiner Beamter. Sinnend schaute er auf die holperigen Pflastersteine und drehte den kleinen Schnurrbart, in den sich seine schwarze Zwickerkordel verwickelt hatte. Da fiel der Lichtschein der weißen Weste in seine **zusammengekniffenen** Augen und er änderte seinen Kurs und trat an den kleinen Laden heran.

Stumm bewundernd betrachtete er die weiße Weste, trat dann schüchtern in den Laden und erkundigte sich nach ihrem Preise. Sein Gehalt war spärlich, und als geistiger Arbeiter stand

er in seinen Einkünften ungefähr dem Nachtwächter seines kleinen Heimatortes gleich. Da hieß es sparen und bedacht sein, durch unvorhergesehene Ausgaben ja nicht das bescheidene Budget, das für den laufenden Monat vorgesehen war, zu überschreiten.

Aber, es mußte sein. Er stand ja kurz vor seiner Verlobung. Wie schön würde es sich machen, wenn er da in einer weißen Weste an der Seite seiner Zukünftigen die Glückwünsche entgegennehmen könnte. Und dann bei der Hochzeit, da mußte er ja doch eine weiße Weste haben. Kurz entschlossen griff er zu und verließ freudestrahlend das Trödlerlädchen. Und er feierte in dieser weißen Weste seine Verlobung und Vermählung, machte verschiedene Hochzeiten und sonstige Familienfeste mit, hielt selbst 8 Kindtaufen ab und glänzte schließlich in ihr, als die Fülle der Zeit gekommen war, als ehrsamer Ehestifter u. Dipl.studiat. — Doch er war allmählig müde geworden und zog sich von allen Aufregungen des Lebens zurück und die weiße Weste hing einsam und vergessen im Schrank und grübelte nach über die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Da geschah es eines Tages, daß ihr hochbetagter Besitzer starb. Seine Erben teilten seine Hinterlassenschaft, und die weiße Weste fiel mit anderem Kleinkram an die jüngste Tochter. Denn diese hatte kürzlich geheiratet, und als junge Hausfrau hat man mehr Verwendung für mancherlei Dinge als andere. Und als sie ihr Erbteil sichtete, da fiel ihr die weiße Weste in die Augen, und sie rief ihr Männchen herbei und zeigte ihm dieses Prachtstück aus Papas Jugendzeit; sie erinnerte sich mit wehmütigem Augenaufschlag, daß diese Weste einmal der Stolz ihrer Familie war und daß ihr Vater sie stets behütet hatte wie seinen Augapfel.

Doch ihr Mann war moderneren Geistes und zeigte wenig Verständnis für sentimentales sich Zurückversetzen in vergangene Tage. Er erklärte das „Ding“ für geschmacklos und unverwendbar; im günstigsten Falle könne man ein Wischtuch daraus machen.

Da kam der jungen Frau ein Gedanke und sie verwahrte ihn in ihrem Herzen. Und dieser Gedanke kam zur Ausführung, kurz nachdem sie ihren Gatten ein munteres Knäblein geschenkt hatte. Sie beseitigte an der weißen Weste ihres verstorbenen Vaters die Knöpfe und Taschen sowie alles, was bei ihrer neuen Verwendung störend wirken könne und machte aus ihr eine Unterlage für den Kleinen.

Der neue Stammhalter gedieh zusehens und nahm zu an Körper und Geist. Und es stellte sich bald heraus, daß es eine Art Wunderkind sei, denn er war seinem Alter nach weit vor in Allem. Wie rasch vergingen die Jahre, er kletterte an der Leiter des Ruhmes immer weiter hinauf und bald war er eine anerkannte Größe, ein Fürst im Reiche des Geistes und nicht minder reich an Verehrern und Schmeichlern. Und nachdem er Jahrzehnte lang gewirkt hatte, errichteten sie noch zu seinen Lebzeiten ein kleines Heimatmuseum, das insbesondere seinem ewigen Gedächtnis gewidmet sein sollte. Und unter den vielen Erinnerungen aus seiner frühesten Kindheit befand sich auch die zu seiner ersten Unterlage umgeformte einstige weiße Weste des Schiebers.

So kann manches im Leben, wenn es auch zweifelhaften Ursprunges ist, dermaleinst die Unterlage bilden zu etwas Bedeutendem, wenn nur in den verschiedenen Zwischenstufen die es zu durchlaufen hatte, die Zeit ihren läuternden Einfluß geltend gemacht hat.

Kapitel 33 – Samstag, den 27. August 1921

Der schleichende Verlust der Identität: Ein Plädoyer für den Erhalt der Odenwälder Volkstracht

Ich komme gerne einer Anregung nach, die mir seitens der Ortsgruppe Bensheim des Odenwaldklubs wurde, anlässlich des am 18. September l. Js. auf dem Knoten geplanten Trachtenfestes, mich in meinem heutigen Kapitel über die Volkstrachten im Allgemeinen zu verbreiten. Ich tue es um so lieber, als ich es für notwendig und nutzbringend betrachte, wenn auf gute alte Sitten und Gebräuche immer wieder hingewiesen wird, zumal in einer Zeit, wie wir sie durchleben, in der die Verflachung auf allen Gebieten sich zu einer wahren Modekrankheit ausgewachsen hat, und das gesunde Bewußtsein von Zusammengehörigkeit und Gemeinsinn im Volksleben abhanden gekommen zu sein scheint. Denn gerade das Wecken des Sinnes für unsere heimatlichen Volkstrachten wäre in hervorragendem Maße dazu berufen, diese schwindenden Güter einer glücklicheren Zeit der Beachtung derer von heute näher zu bringen, und ihnen die Nachahmung des von unseren Ahnen gegebenen guten Beispiels ans Herz zu legen.

Denn die Volkstrachten waren in erster Linie das äußere Bekenntnis völkischer Zusammengehörigkeit; sie bildeten gleichsam das sichtbare Band, das sich um die Vertreter gleicher Herkunft, gleicher Lebensauffassung und Einteilung gleicher Interessen auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete nach außen hin schlang. Aus ihnen sprach aber nicht nur eine unerschütterliche Liebe zur engeren Heimat, sondern sie gaben auch ein getreues Bild heimatlicher Kunstpflege und heimatlichen Gewerbefleißes. Somit bildeten sie, wenn auch nicht die alleinigen Gradmesser für die Kulturhöhe und geistige Verfassung des Volksstammes, dessen sie eigen. Mit den Dialekten und Mundarten stehen sie in dieser Beziehung in einem nahen verwandtschaftlichen Verhältnis, denn Volkstrachten sind schließlich doch nichts weiter, als ins Stoffliche umgesetzte Dialekte und Mundarten, wie diese herausgewachsen aus des Volkes innerster Seele. Aber leider teilen sie auch dasselbe Schicksal mit jenen. Mit der Zeit sind sie verflacht, in wesentlichen Nuancen verwischt und allmählich durchsetzt von fremden Einschlügen. Am reinsten haben sie sich da erhalten, wo Verkehr und Zivilisation noch nicht alles mit der gerade herrschenden Modefarbe überpinselt hat, also in abgelegeneren Gegenden, im Gebirge u. s. w., just da, wo wir auch noch die alten Nationaltänze vorfinden, mit denen sie ebenfalls eng verwachsen sind. Was der Salontanz im Reiche Terpsichores, das ist das Hochdeutsch in der sprachlichen Ausdrucksform. Jedes Abweichen von dem als gesellschaftlich allein Anerkannten bezüglich Sprache, Tanz und Tracht erscheint daher für das größte Gewohnheitstier, das es gibt, den Menschen lächerlich und ist verpönt. Ganz mit Unrecht. Ist jener junge Mann zu bewundern oder zu tadeln, der, nachdem er kaum die heimatliche Scholle verlassen hat, sich sofort, die seine Sprache anzugewöhnen befließt, die, mag er sie auch noch so geschickt zu retten verstehen, ihn doch irgend einmal aus dem Sattel und in die Dickrüben werfen wird, die einstmals das Gesichtsfeld seiner Jugend umgrenzten. Und wenn der Walzer wirklich einen Maßstab für die gesellschaftliche Befähigung abgeben sollte, müßten da nicht viele unserer jugendlichen Verbrechernaturen in die sogenannten feinen und feinsten Kreise Einlaß bekommen? — wessen sie sich übrigens z. T. auch rühmen können. Oder was erscheint lächerlicher, ein Mädchen aus dem Volke, das als Sonntagsausgehkostüm eine Modeschöpfung trägt, die weder zu ihrer Herkunft noch zu ihrem sich Geben paßt oder ein

solches, das in weiser Mäßigung ihrer natürlichen Schade Rechnung trägt und nicht schon von Weitem auffällt durch den Mißklang ihrer Kleidung, sondern erst in der Nähe durch die gediegene Art ihres sich Kleidens? Denn „bariser Schuh“ und „ourewäller Fieß“ werden in stetem Kampfe mit einander stehen, während der Schnallenschuh und der weiße Strumpf, wenn jener auch aus derbem Leder und dieser aus dicker Naturwolle hergestellt ist, doch stets in malerischem Einklange stehen wird. Leider ist der Sinn für das Geschmackvolle, das in der Volkstracht steckt, der Allgemeinheit abhanden gekommen. Die wenigen Gegenden, in denen noch die Volkstrachten Gemeingut aller sind, bilden steilragende Felsen in der Mode-Brandung, und es besteht bei dem dauernden Ansturm der modernen Geschmacksrichtung die Gefahr, daß diese Felsen immer mehr unterspült und abbröckeln werden. Daher gilt es, schadhafte Stellen auszumerzen, um sie so widerstandsfähig zu machen gegen alle schädlichen äußeren Einflüsse. Denn mächtige Feinde sind am Werke der Zerstörung.

Neben der führenden Mode, die bei dem zunehmenden Verkehr bis in die äußersten Gebirgsfalten ihren Einzug gehalten und manche bodenständige Eigenart verdrängt hat, hat die Massenproduktion unter scheinbarer Anlehnung an völkische Kleidung in Form der modernen Dirndelkostüme wesentlich dazu beigetragen, das ursprüngliche Bild der altehrwürdigen Volkstracht zu verwischen. Aber selbst für die Kreise, die ihren Blick nicht haben trüben lassen, und sich den Sinn für das ursprüngliche bewahrt haben, sind die Schwierigkeiten bei der Beschaffung oft größer, als die ihnen zu Gebote stehenden Geldmittel. Denn Sparen kannte man nicht an der Wiege der Volkstracht, weder in Bezug auf die Menge des verarbeiteten Stoffes noch auf dessen Güte und die kostbaren Zutaten.

Im Volke selbst, besonders bei dem Bauernstande hat sich schließlich im Laufe der Jahrzehnte ein bemerkenswertes Sinken des Selbstbewußtseins geltend gemacht. Nur so ist es erklärlich, daß die Bezeichnung „bäurisch“ einen tadelnden Beigeschmack bekam und „Bauer“ in den Sprachschatz der Schimpfworte Aufnahme fand. Trachten gelten selbst für die Meisten aus dem Volke als „bäurisch“ und da keiner ein „Bauer“ sein möchte, wählt er zu seinem Anzuge das, was er aus den Modebildern der Zeitung, bei seinen Abstechern in die nächstliegende Stadt, aus dem Gedankenaustausch mit den Feriengästen und Touristen u. a. m. als allein angängig und modern und in seiner blöden Sucht, es den anderen gleichzutun als erstrebenswert erkannt hat.

Es ist deshalb ein verdienstvolles Beginnen der Ortsgruppe Bensheim des Odenwaldklubs, wenn sie ihrem diesjährigen Trachtenfest auf dem Knoden eine eigene Note dadurch verleiht, daß sie damit eine Trachtenschau verbindet, bei der belehrend und beratend auf die Teilnehmer eingewirkt werden soll. Kein Kostümfest ist geplant, sondern eine Veranstaltung, die einen ethischen Zweck verfolgt, nämlich dem allmählichen Verfall der Trachten in unserem an Merkwürdigkeiten so reichen Odenwalde dadurch vorzubeugen, daß ein tieferes Verständnis für wirklich stilgerechte Weiterführung und planmäßige Ergänzung der noch vorhandenen altehrwürdigen Ueberreste geweckt wird. Denn die modernen Ergänzungen und Neubeschaffungen können, wenn sie nicht rechtzeitig in die richtigen Bahnen gelenkt werden, leicht die ursprüngliche Odenwälder Tracht aus dem Gesichtskreis einer künftigen Generation drängen und fremde Momente einfügen. Haben sie sich bis zu uns von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und rein erhalten, so besteht in unserer modernen Zeit, in der es keine Verkehrshindernisse mehr gibt, die Gefahr, daß sie durch die mancherlei

fremden Einflüsse in den Zustand des Wechsels aufgeht, den wir mit dem Worte Mode bezeichnen. Hat sich aber einmal die stolze unberechenbare Dame-Mode der Volkstracht angenommen, dann wird sie in kurzer Zeit zerzaust sein und ihre spärlichen Ueberreste fristen ein nur kümmerliches Dasein, indem sie, ähnlich wie das Dirndelkostüm „von der Parteien-Gunst und Haß verwirrt“ in leichten geblühten Kattun und in grelle Nesselbänder aufgehen werden.

Kapitel 34 – Samstag, den 3. September 1921

Der politische Mord – Eine historische und moralische Verurteilung

Wir stehen noch alle unter dem Eindrucke der erschütternden Kunde, die aus dem idyllischen Schwarzwalde in die Welt dringt, und gerade in der heutigen Zeit, in der die Zukunft unseres Vaterlandes von den kleinsten Zufällen abhängig ist, unabsehbare Folgen nach sich ziehen kann. Es mag wohl als erwiesen gelten, daß Erzberger nicht das Opfer eines Raubmordes gewesen ist, sondern daß seine Ermordung die Tat zweier politisch Irregeleiteter darstellt, die sich entweder der Tragweite ihrer Handlung nicht bewußt waren, oder in blindem Fanatismus sich über all das hinwegsetzten, was sie als unausbleibliche Folgen voraussehen mußten. Jedenfalls haben sie ihrem Vaterlande, dem sie vielleicht mit der Beseitigung Erzbergers dienen zu können glaubten, mehr geschadet als genützt und es in eine neue schwere Krise gestürzt, die für den schon an sich siechen Staatskörper von den nachtheiligsten Folgen sein kann. Hoffentlich hilft der gesunde Kern, der im deutschen Volke steckt, auch diese Krise überstehen; mit aller Macht muß aber sofort daran gegangen werden, alle Krankheitskeime, wo sie sich auf politischem Boden zeigen, in ihrer Entstehung auszurotten, damit ähnliche Greuelthaten, wie sie in den letzten Jahren stattgefunden haben, und deren letztes Rettungsglied der Meuchelmord an Erzberger darstellt, ein für allemal unmöglich gemacht werden.

Mit der Erschießung Erzbergers ist der politische Mord wieder einmal in den Vordergrund des Interesses getreten. Der politische Mord ist so alt wie die Weltgeschichte, und obwohl er fast niemals auf die Dauer das Ziel, zu dem er führen sollte, erreicht hat, zieht er sich durch alle Jahrhunderte wie ein roter Faden bis auf unsere Tage.

Politische Morde kann man in zwei große Kategorien einteilen, in die des politischen Massenmordes und in die des politischen Einzelmordes. Politische Massenmorde waren im grauen Altertum gang und gäbe, doch begegnen wir ihm auch im Mittelalter und in der neueren Geschichte noch oft genug. Wohl das gewaltigste derartige Morden fand im Jahre 88 v. Chr. unter Mithridates VI., König von Pontus statt, der 150000 Römer und Italiker, die sich in Kleinasien aufhielten, als seine politischen Gegner niedermetzeln ließ. Sieben Jahre später folgte Sulla seinem Beispiel. 8000 Samniter und 2000 Senatoren und Ritter mußten unter den Händen seiner Häscher ihr Leben lassen. Auch der Kindermord des Herodes gehört hierher. Am Ausgange des Mittelalters steht als unauslöschliches Brandmal religiöser, insbesondere aber politischer Nachgier die berühmte Bartholomäusnacht mit ihren Auswirkungen, in der 22000 Hugenotten in Paris und in den Provinzen ihr Leben lassen mußten. Der tieferliegende Grund war der, den Staat, den die Hugenotten im Staate bildeten — besaßen sie doch vier Festungen, von denen La Rochelle eine recht bedeutende war — zu

beseitigen; als Deckmantel wurde die Reinhaltung des Glaubens benutzt. In der neueren Geschichte waren es die sogenannten Revolutionsgerichte in Frankreich zur Zeit der französischen Revolution, die unter dem allerdings sehr blassen Schein einer rechtlichen Grundlage Mord auf Mord häuften, sodaß in 1 ½ Monaten 1400 Hinrichtungen vollzogen wurden. Man könnte Beispiele des politischen Massenmordes aus der Geschichte noch genug anführen, des Raumes wegen will ich mich nur auf die oben angeführten beschränken, die zeigen sollen, daß das Menschengeschlecht, trotz der stets fortschreitenden Kultur sich in seinen fanatischen Haßausbrüchen immer gleich geblieben ist. Auch bei der Besprechung des politischen Einzelmordes will ich mich nur auf typische Beispiele beschränken. Wollte man sie alle aufführen, so könnte man mit Leichtigkeit alle Spalten unserer Zeitung füllen.

Die politischen Einzelmorde können in 3 Hauptgruppen gegliedert werden.

solche, die hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich das System treffen wollen. (Die gemordete Person tritt dabei in den Hintergrund.)

solche, die das Endziel haben, eine politisch verhaßte Person zu beseitigen.

deren Wurzel in dynastischer Eifersucht zu suchen ist.

Für diese drei Arten des politischen Einzelmordes kurz einige Beispiele.

Die zahllosen Mordanschläge, die auf die jeweiligen Träger der Krone von Rußland teils ohne teils mit Erfolg verübt wurden gehören in die 1. Hauptgruppe. Sie galten in den seltensten Fällen der Person als vielmehr dem System, dem verhaßten Zarismus. Selbst der edeldenkende Zar Alexander II. († 1881), der seinem Volke die heißersehnte Verfassung schenkte und selbst von den Feinden des Zarismus als ein Wohltäter der Menschheit bezeichnet wurde, wurde das Opfer eines nihilistischen Mordanschlages. Und wem gedenkt nicht mehr der Meuchelmord, dem die politisch so enthaltsame Kaiserin Elisabeth von Oesterreich zum Opfer fiel? Die meisten Morde bilden jedoch Zwischenglieder der oben angeführten Art und der zweiten, die das Endziel haben, eine politisch verhaßte Person zu beseitigen. So fiel Kotzebue von der Hand des Jenaer Studenten Sand 1819 in Mannheim. (Eine Locke des 1820 in Mannheim hingerichteten Attentäters befindet sich nebenbeigesagt nebst einem Briefe von einem Augenzeuge der Hinrichtung in der Bibliothek des hiesigen Gymnasiums, war wenigstens in meiner Jugendzeit noch vorhanden.) Kotzebue war wegen seines reaktionären Auftretens ebenso verhaßt, als das System Metternichs, das er vertrat. Auch alle Königsmorde, auf die eine Republik folgte, gehören hierher. (Portugal.) Es liegt in der Natur der Sache, daß weitaus der größere Teil aller politischen Morde unter diese Kategorie fallen.

Die 2. Hauptgruppe, bei der die verhaßte Einzelperson in den Vordergrund tritt, weiß schon eine geringere Anzahl von Beispielen auf. Hierher gehört vielleicht der Mordanschlag, dem Caesar zum Opfer fiel, da er dringend verdächtig war, nach der verhaßten Kaiserkrone zu trachten. Die 23 Dolchstiche, von denen er getroffen neben der Bildsäule des Pompejus niederstürzte, galten dem Bestande der von ihm gefährdeten Republik. Auch der edle Lincoln, der 1865 im Theater zu Washington der Kugel eines Südstaatlers zum Opfer fiel, starb an dem fanatischen persönlichen Hasse, mit dem ihn seine besiegten politischen Gegner verfolgten.

Für die 3. Hauptgruppe politischen Mordes, bei der dynastische Eifersucht die Triebfeder bildete, ist die Geschichte reich an Beispielen. Selbst Herrscher, die uns heute in einem ganz anderen Lichte erscheinen (Konstantin der Große) haben sich ihre Hände besudelt mit dem Blute ihrer politischen Opfer. Besonders reich ist an dynastischen Morden die Geschichte Englands. In der Neuzeit ist der nächtliche Ueberfall, dem der letzte Serbenkönig aus dem Hause Obrenovic, der allerdings ziemlich unfähige Alexander mit seiner Ehefrau Draga Maschin zum Opfer fiel, aller Wahrscheinlichkeit nach auf den vom Hause Karageorgevic angelegten Kampf bis auf das Messer zurückzuführen.

Unzählig sind die politischen Morde, bei denen der Weg der Hinrichtung nach vorausgegangenem Gerichtsverfahren gewählt wurde, um ihr den Stempel der Gerechtigkeit aufzuhelfen. (Maria Stuart, Egmond und Horn, König Ludwig XVI. von Frankreich u. m.) Daß der politische Mord oft die Grundlage literarischer Verherrlichung bildete (Wilhelm Tell), kann ihm ebensowenig von seiner Unrechtmäßigkeit reinwaschen als der Pathos und die salbungsvolle Rede, mit der er in demagogischer Weise der Masse mundgerecht gemacht wurde. Ob mit oder ohne praktischen Erfolg tut nichts zur Sache. Bezeichnend ist hierfür ein Vers aus dem Jahre 1848, der unter einem schauervollen Bilde Heckers stand, das gerade in Süddeutschland weit verbreitet war und folgenden Wortlaut hatte:

„Seht da steht der stolze Hecker,
mit der Feder auf dem Hut,
seht da steht der Völkerwecker
lechzend nach Tyrannenblut“.

Der politische Mord ist und bleibt ein Schandfleck auf der Partei oder der Einzelperson, die sich dessen bedient, denn er spricht jeder Kultur und Zivilisation Hohn, er ist unsinnig und zwecklos, da er, wie die Geschichte lehrt, niemals dazu geführt hat, eine Besserung der Dinge in die Wege zu leiten. Dabei ist er feig und unmoralisch. Das zeigt sich in der Art, wie er, wenige Fälle ausgenommen, verübt wird; er reißt die Klüfte zwischen den sich im Kampfe gegenüberstehenden Parteien, macht eine ganze Klasse von Parteigängern, die ihm völlig ferne stehen, wenigstens nach Außen hin zu Mitschuldigen und erreicht schon aus dem Grunde nichts, da oft eine gehaßte Persönlichkeit sooft wieder durch eine andere ersetzt wird, die dann naturgemäß nur noch radikaler vorgeht als der Getötete; die eigene Sache aber bringt er, selbst wenn sie eines guten Kerns nicht entbehrt, vor der Allgemeinheit in Mißkredit. Seine unmittelbaren Folgen sind Unruhen und in nicht seltenen Fällen das Schlimmste, was über die Menschheit hereinbrechen kann, der Krieg. Schließlich führt er, da politische Morde erfahrungsgemäß Schule machen, zur allgemeinen Anarchie.

Gerechtfertigt kann der politische Mord nur dann gelten, wenn er einen Akt der Notwehr darstellt. Dann allerdings kann er sich zu einer gewissen Heldentat erheben, je nachdem die Umstände sind, die ihn begleiten. Der blutdürstige und verkommene Marat wurde im Bade erstochen von dem heldenhaften Mädchen aus der Normandie Marie Cordsy d'Armond, weil er, eine Bestie in Menschengestalt, seine politische Gewalt dazu benutzte, in seiner Blutgier immer mehr unschuldige Opfer dem Beile der Guillotine zuzuführen. Marie Corday tat es mit Aufopferung ihres eigenen Lebens, in dem Bewußtsein, durch ihr Blut, den Blutstrom zu hemmen, der auf Veranlassung Marats ins Unendliche answoll.

So verabscheuungswürdig der politische Mord als solcher ist, so nahe liegt die Gefahr, daß bei einer Beurteilung in der erklärlichen Erregung der Gemüter über das Ziel geschossen wird. Nicht ohne Weiteres darf unbedingt eine ganze Partei für die unüberlegte Tat eines einzelnen Heißsporns verantwortlich zu machen; damit drückt man nur zu leicht einer solchen Mordtat einen politischeren Stempel auf, als sie in der Tat hat.

Einen ganz erbärmlichen Grad sittlicher Tiefstandes verrät es aber, wenn man ein gemeines Verbrechen, wie es der politische Mord im Allgemeinen darstellt, zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen sucht. Ein wässeriger Meuchelanschlag, hinter dem sich ein stilles befriedigtes Lächeln verbirgt, ist im Prinzip des begangenen Verbrechens, gegen das sich jedes halbwegs empfindende Menschenherz aufbäumen und es verdammen muß. Aber auch der reine Verstandesmensch muß zu einer uneingeschränkten Verurteilung des politischen Mordes kommen, wenn er an Hand der großen Lehrmeisterin des Menschengeschlechtes der Weltgeschichte zu dem Ergebnis gelangt ist, daß durch politische Morde noch niemals etwas Ersprießliches gezeitigt, sondern nur noch mehr das Feuer des persönlichen Hasses geschürt und die größten Freundinnen der Menschheit, Ruhe und Ordnung, aus ihrem friedlichen Wirkungskreise verdrängt wurden.

Kapitel 35 – Samstag, den 10. September 1921

Das Leben als Jahrmarktsrummel: Eine satirische Allegorie auf Politik und Gesellschaft

An einem der vergangenen Tage bin ich mit einer gewissen Wehmut über den Jahrmarkt meiner Vaterstadt gegangen. Wo ich einst die Träume meiner Jugend abspielten, sah ich heute ein lebloses Geseier und zerbrochene Kaffeetöpfe. Und da, wo ich kraft meiner kindlichen Fantasie in einem Märchenlande währte, starren mir die kahlen Bildereffekte entgegen. Da kam mir so recht deutlich zum Bewußtsein: Du lebst in einer ganz anderen Zeit wie damals. Doch nein, nicht die Zeiten haben sich allein so geändert, sondern auch wir selbst änderten uns mit ihnen; wir sind nur zu leicht geneigt, die inneren Veränderungen, die sich in uns vollzogen haben, ganz allein auf die äußeren uns umgebenden Erscheinungen abwälzen zu wollen. So auch hier. Freilich, die Form, in der sich der Jahrmarkt meiner Jugenderinnerung abspielte, hat stark an Pracht und Reichhaltigkeit eingebüßt, aber als gerechter Mann sieht man auch alles mit ganz anderen Augen an und manches übergeht man heute, was damals bedeutungsvoll und bewunderungswert erschien. Dafür hat sich allerdings der Blick für das Leben als solches mehr erweitert; wenn man ein klein bisschen Humor und Fantasie besitzt, kann man mit Leichtigkeit den Jahrmarkt der Kindheit an Hand des täglichen Lebens in seinem alten Formate neu erstehen lassen; nur viel größer und eindrucksvoller, ins Gigantische erhoben. Denn das Leben ist doch im Grunde genommen nichts weiter als ein großer Jahrmarktsrummel. Die einen, die das Geld einstecken, sind die Schausteller und die anderen weniger gewitzten, sind die gaffende, sich in der schwülen Sonnenhitze hin und her schiebende Masse.

Auf dem Jahrmarkte meiner Kindheit stand Schaubude an Schaubude, eine lange bunte Reihe bildend. Vor jeder dieser Buden stand ein Mann, der fortgesetzt das sich drängende Publikum aufforderte, einzutreten und sich von dem hohen Werte seiner Vorführungen zu überzeugen. „Immer herein, meine Herrschaften, das muß man gesehen haben, da muß man

hineingetreten sein.“ Und man entrichtete sein Eintrittsgeld, trat ein — und sah sich enttäuscht. Entspricht dem nicht auf dem Jahrmarkt des Lebens das bunte Parteiwesen, das das Volksganze in unzählige Klassen spaltet? Eine jede Partei hat ihren Ausrufer oder gar deren mehrere, die mit lauter Stimme die Vorzüge ihrer Partei verkünden und mit erhobenem Finger dir zurufen: „Hier mußt du eintreten, hier ist dein Wohl.“ Im Grunde genommen ist die Triebfeder ihres Handelns dieselbe wie die der Marktschreier von damals, und ebenso die Enttäuschung, die wir meistens erleben.

Aber auch der Lukas fehlt nicht auf dem politischen Jahrmarkte. Er steht da in Gestalt eines politischen Sündenbockes, neben dem ein Parteischreier steht mit der ständigen Aufforderung an das Publikum: „Haut ihn, haut ihn.“ Und jeder Flegel, der vorübergeht, fühlt sich veranlaßt, seine rohe Kraft der gaffenden Menge zu zeigen, und versetzt ihm einen kräftigen Hieb.

Und dicht nebenan sehe ich auf hohem Podium den Schwertschlucker und Feuerspeier; in meiner Jugendzeit bohrte er sich unter fürchterlichen Grimassen ein blankes Schwert bis zum Heft in den Schlund und dann speite er zischende Feuergarben aus dem weitgeöffneten Rachen. erinnert dieser Mann nicht an die politischen Scharfmacher unserer Tage, die mit ihrer gefährlichen Kunst die Leidenschaften des Volkes erregen und manche Unbesonnene dazu veranlassen, es ihnen gleichzutun? Die Betörten, wie oft schneiden sie sich dabei in das eigene Fleisch und verbrennen ihr vorwitziges Mundwerk.

Siehe, da steht ja auch eine Menagerie. Ganz wie früher, mit Löwen, Leoparden, Adler, Bären, Hirschen und anderem Viehzeug. Wie schön brav in vergitterten Käfigen. Aber bei näherem Hinsehen merke ich doch einen kleinen Unterschied. Früher waren es leibhaftige Löwen, leibhaftige Leoparden, leibhaftige Adler — heute sind es nur symbolische Wappentiere, die die Revolution in ihrer Freiheit etwas beschnitten hat. Aber sie teilen ganz das Los ihrer gleichnamigen Kollegen vom Jahrmarkt meiner Jugend. So lange sie frei waren, hat sich jedermann vor ihnen gefürchtet, und manchem fiel das Herz in die Schuhe, wenn er sich in ihrer unmittelbaren Nähe befand. Jetzt, da sie unschädlich gemacht sind, werden sie angegafft und geneckt und Moritzchen freut sich unbändig, wenn er mit einem Strohhalm den König der Tiere in die äußerste Ecke seines Käfigs zu treiben vermag.

Ich wende mich ab und trete dem stattlichen Tempel des Marionettentheaters näher. In einem solchen Theater habe ich einstens die ersten Lustspiele und Tragödien zu Gesicht bekommen, die mein jugendliches Herz in jene Schwingungen versetzten, die den Pathos der Sturm- und Drangjahre erzeugten. Aber was muß ich sehen? Das große Schild, das den Eingang krönt, zeigt nicht mehr den so gemütlich klingenden „oaltbayerischen“ Namen wie ehemals, sondern die kunstvoll verschlungenen Buchstaben, die goldschimmernd herüberleuchten, fügen sich zu dem Worte zusammen: „Parteipresse“.

Und bei meinem Eintritte sehe ich wie damals wohlfrisierte zierliche Püppchen, die ihr ränkevolles Spiel treiben. Es sind noch dieselben Typen wie früher: Der brave liebe gute alte König, der mit der Krone auf dem Haupte selbst zu Bett geht, die liebliche engelreine Prinzessin, der böse Schutzmann mit dem klirrenden Säbel, der dumm täppische Michel mit der Schlafmütze und der trotzig Bösewicht, der zum Schlusse der Teufel holt. Die Drahtzieher stehen hinter der Kulisse, und indem sie die Püppchen tanzen lassen, wie es ihnen beliebt, schauen sie, sich ins Fäustchen lachend, durch die Ritzen und machen sich

lustig über die Gefühlsausbrüche, die ihr Marionettenspiel im Zuschauerraum auslöst. Die Luft da drinnen ist nicht die beste, und ich eile ins Freie.

Da sehe ich in Gedanken versunkene Menschen an mir vorüberschleichen. Alle streben sie einem Ziele zu, einem kleinen Zelte; ich gehe ihnen nach und befinde mich vor einem Zelteingange; ein indischer Teppich hängt hinter einer großen modernen Ladenkasse. Ich trete ein in das von Weihrauch und Myrrhen duftende Innere. Wen sehe ich? Nicht den indischen Wahrsager von damals, der mir aus der Handlinie die Zukunft voraussagte, sondern Tagore wie er leibt und lebt in wallendem Barte und seidenem Gewande seine Sprüche der Weisheit mit halbgeöffneten Augen hauchend. Es herrscht andächtige Stille, nur dann unterbrochen, wenn eine hysterische Jungfrau die unter der Wucht seiner Weisheit zusammenbrach, an die frische Luft getragen wird. Auch mich treibts hinaus und ich stehe bald vor einer lustigen Schießbude. Man winkt mir lockend zu, einen Schuß ins Ungewisse zu wagen. Aber ich hatte von jeher eine höllische Angst vor dem Schießen und habe stets die Rolle des Zuschauers der des Schützen vorgezogen. So tat ich's auch heute und trat an die Schießbude heran, um zu sehen, wie die anderen schießen. Und siehe, es waren unerfahrene Spekulanten, die sich von bestechenden Reklameartikeln verlockt, (Weltkonzerne) ihre sehr fabelhafte Börseschickkunst ausprobierten. Weitaus die meisten Schüsse trafen neben das Ziel. Aber von diesen Schüssen allein lebte der damals schon und lebt auch heute noch der Unternehmer. Die seltenen Treffer aber, die hie und da herauskamen, sahen den zerbrochenen Töpfen verdammt ähnlich, die man zu meiner Jugendzeit herausschoß.

Aus dieser Betrachtung weckte mich die Drehorgel einer nahen 2stöckigen Karussell, die einen alten Gassenhauer herunterleierte. Ich erinnerte mich, als Knabe so gerne Karussell gefahren zu sein und schaue dem Treiben immer noch gerne zu. Ganz wie einst saßen unten die, sagen wir, aktiv Beteiligten, von denen ein Jeder sein Gäulchen ritt, und oben in den weichgepolsterten Schiffchen die Bequemen, die sozusagen als Zuschauer auf das bunte Treiben unter ihnen hinabschauten. Als ich die Treppe hinaufstieg, kam mir die Erinnerung an eine verbummelte Stunde, in der ich ebenfalls von der Zuschauertribüne aus auf die Vertreter des Volkes herabschaute und ihr Treiben beobachtete. Auch von ihnen ritt ein Jeder sein eigenes Parteigäulchen, auch sie drehten sich alle in demselben Kreise herum, von einer und derselben Kraft geleitet. Und was so possierlich anzuschauen war: ein jeder kam hier, wenn er auch mit einer noch so trotzigem Gebärde seinen Ritt begonnen hatte, im Verlaufe dieses Rittes doch immer wieder auf seinen Ausgangspunkt zurück. Und ich zog weitere Vergleiche. In beiden Fällen, wenn der seitherige Reiter abgestiegen war, nahm ein anderer wieder seinen Platz ein. Das Gäulchen blieb dasselbe, hölzern und übertüncht. Und zwischen meinen Gedankenflügen dudelte ohne Unterlaß der alte Leierkasten den abgedroschenen Gassenhauer.

Eine Weile darauf stand ich vor einem großen Riesenpanoptikum. Ich glaubte schon die Schildchen zu lesen, die mich früher so sehr interessierten und auf denen etwa zu lesen stand: Hias, der Schrecken der Berge, Schinderhannes, der König der Räuber, Die neueste Bluttat in der Ackerstraße, Ermordung des Fürsten von XY u. a. m. Aber nein. Ich stand vor einem breitmäuligen buntscheckigen Ausrufer, der in fremdartigem Accent die Sehenswürdigkeiten, die seine Bude beherbergte, anpries und sich nicht genug tun konnte, das zu Schauende möglichst blutrünstig darzustellen. Es war ein Agent der Entente, der die

Welt einlud, durch starke Vergrößerungsgläser sich die Schauertaten der deutschen Barbaren anzusehen. Aber das mußte man ihm lassen, er verstand seine Sache, sein Geschäft ging glänzend und die Dummen wurden nicht alle, die glaubten, genau so, wie hier dargestellt, hätten sich die Dinge zugetragen.

Das war mir auf die Dauer zu schaurig, und ich beschloß, den wahren Jakob aufzusuchen „aus Amerika“ wie wir Buben hinzusetzten. Das war immer so amüsant, wenn er seine Ware anpries und doppelt spaßig, wenn er wild wurde. Ich suchte den Platz auf, wo er alljährlich zu meiner Jugendzeit seinen breiten Stand aufgeschlagen hatte. Aber wen fand ich da? Wilson — mit seinen 14 Punkten, deren Vorzüge er in den glühendsten Farben schilderte, die er anpries und in den Himmel hob, bis er schließlich die gesuchten Käufer fand. Und sie merkten bald, daß sie hintergangen waren. Jawohl, der wahre Jakob aus Amerika hatte auch nur „babele“ Ware², und wer seine Einkäufe bei ihm machte, mußte damit rechnen, übers Ohr gehauen zu werden. Dafür war seine Ware billig, viel billiger als irgendwo wo anders, und außerdem aus Amerika, was schon allein Geld wert ist.

Ich hatte genug und wollte eben nach Hause gehen, da sah ich auf einem großen Reklameschild jenes geheimnisvolle Wesen abgebildet, das, als ich es zum ersten Male als kindlicher Jahrmarktbesucher zu Gesicht bekam, einen so tiefen Eindruck auf mich machte, daß es mir einige Nächte den Schlaf raubte. — „Die Dame ohne Unterleib“. Als ich erwachsener war, habe ich mir nicht mehr viel aus ihr gemacht; das Interesse war verschwunden, weil ich in das Geheimnis des Schwindels eingeweiht war; nun aber hemmte ich doch meine Schritte — denn die hier vor mir schwebende Dame hatte ein großes Goldstück in den Händen, so groß, wie ich es noch nie zuvor gesehen. Und auf diesem Goldstücke stand das Wort „Reichsfinanzen“. Und ich betrachtete abwechselnd die Dame und ihre Reklamemünze, und unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß für beide wenig Aussicht auf freudige Ereignisse vorhanden seien; denn der Jahrmarkt war schlecht in diesem Jahre, schlecht an Masse und Kaufkraft der Besucher und mir will dünken, daß gewisse Kreise immer mehr dem Jahrmarktstummel fernhalten, dem im weitläufigen Sinne des Wortes und dem des Lebens.

Aber das Gelärm und Getute dringt bis in die entlegenste Dachkammer und während sich der Philosoph in stillen Betrachtungen ergeht über das Wesen und den Wert allen Erdenlärms, summt das Dienstmädchen die Melodie des zu ihr herüberhöhenden Gassenhauers mit, und wiegt sich in Gedanken im Walzerschritt in den Armen ihres Peters.

Kapitel 36 – Samstag, den 17. September 1921

Das Geheimnis der Wünschelrute: Eine geheimnisvolle Begegnung im Ersten Weltkrieg

Eine gelegentliche Unterhaltung, die ich kürzlich führte, rief in mir ein Erlebnis ins Gedächtnis zurück, das ich während des Weltkrieges bei meinem Aufenthalt in Namur hatte. Die Grundlage bildete ein Gegenstand, bzw. eine Erscheinung, die ich in einem meiner

² vermutlich meint Joseph Stoll hier „baweel Woar“, also schlechte Ware im Sinne des auf dem Rummel zu findenden Ramsches. Siehe auch *Bensheimer Idiotikon*.

früheren Kapitel schon einmal flüchtig gestreift habe, nämlich die Wünschelrute und ihre Anwendung.

Eines Tages fiel mir ein „Hilfsdienstpflichtiger“ in die Augen, der durch seine äußere Erscheinung meine Aufmerksamkeit immer mehr erregte und hinter dem ich gleich von Anfang an mehr vermutete, als von den hundert Anderen, die ich tagtäglich zu Gesicht bekam. Es war ein großer, hagerer Mann von etwa 60 Jahren, mit langem, weißem Barte und goldener Brille auf einer ziemlich weit ausladenden spitzen Adlernase. Wenn auch sein Gesichtsausdruck eine gewisse Milde verriet, so gaben ihm seine buschigen Augenbrauen und seine kleinen, stechenden Augen ein gewisses unheimliches Aussehen. Er hielt sich stets abgesondert von seinen übrigen Kollegen und uns Soldaten. Gewöhnlich saß er, wenn er sich im Soldatenheim, oder sonst in irgend einem Lokale niederließ, für sich allein in dem entlegensten Winkel. Auch Anderen war er mit der Zeit aufgefallen und von meinen Kameraden wußte Jeder etwas anderes von dem Alten zu erzählen; insbesondere hatte der eine, der in dem Nachbarhause seines Quartiers wohnte, von seinen belgischen Quartierleuten erfahren, daß sein Zimmer mit allerlei Kräutern angefüllt sei, die er auf seinen einsamen Spaziergängen eifrig sammelte. Im Uebrigen hatten auch diese Belgier die Beobachtung gemacht, daß der Mann sehr wortkarg war, was sie ihm allerdings als nationalen Fanatismus auslegten; im Stillen bewunderten sie aber seine Kaltblütigkeit und Ruhe, da er bei einem nächtlichen Bombenüberfalle auf die Stadt, ruhig in seiner Dachkammer geblieben war, obwohl in jener Nacht zwei Häuser der Nachbarschaft durch Bombeneinschläge übel zugerichtet wurden.

Es waren ungefähr 3 Wochen nach diesem Gespräche verflossen, als es der Zufall fügte, daß ich ganz ohne mein Zutun in nähere Beziehungen zu dem Mann trat. Und das kam so. Auf dem Büro neben mir war die Stelle eines Hilfsdienstpflichtigen frei geworden und man kann sich mein Erstaunen vorstellen, als eines schönen Morgens die Verbindungstür zwischen dem benachbarten Büro und dem meinen aufging und der Mann im weißen Barte vor mir stand, um sich mir als Zimmernachbar vorzustellen. Es dauerte nicht lange, da traten wir uns dienstlich und gesellschaftlich näher und schließlich gestalteten sich unsere gegenseitigen Beziehungen zusehends enger. Wir machten nun täglich einen kleinen Spaziergang, im Verlauf dessen wir über Dies und Das unsere Meinungen austauschten.

Mit einer gewissen Vorliebe sprach er über okkulte Erscheinungen und über unaufgeklärte Kräfte, die in der Natur schlummerten. Bei einer dieser Unterredungen kamen wir auch auf die Wünschelrute zu sprechen und ich gab dem Wunsche Ausdruck, sie einmal in ihrer Wirkung zu Gesicht zu bekommen, sie, von der ich schon von Kind auf so viel gehört hätte, aber, in so widersprechender Beurteilung, daß ich selbst nicht wisse, woran ich sei, und was ich von ihr als „wahr“ und als „erdichtet“ zu halten habe. Da glitt ein seltsames Lächeln über das Gesicht des Alten und er lud mich nach einer Weile ein, unter Mittag ihn auf einem Spaziergange auf die Zitadelle zu begleiten.

Wir trafen uns, der Verabredung gemäß nach dem Essen und kletterten gemeinschaftlich den steilen Berg hinauf der auf das Zitadellen-Plateau führt. Dort lenkten wir unsere Schritte nach den herrlichen Anlagen, die diese alten Befestigungswerke mit der Zeit zu einer Art Kurpark umgewandelt hatten. Da blieb mein Begleiter plötzlich vor einem Haselnußstrauche stehen, musterte ihn genau und, nachdem er sich einen gabelförmigen Zweig etwa 30 cm. unter seiner Verästelung abgeschnitten hatte, mahnte er zur Umkehr. Als ich ihn im Scherz

fragte, ob das vielleicht eine Wünschelrute darstellen solle, glitt wiederum das geheimnisvolle Lächeln von heute Vormittag über sein Gesicht und er antwortete mit einem bedächtigen „Abwarten!“

Nach unserer Ankunft auf meinem Büro zog er seine Briefmappe hervor und reichte mir stillschweigend, gleichsam als Legitimation zwei Zeugnisse, die er von zwei verschiedenen Heeresformationen ausgestellt bekommen hatte, und, worin ihm bekundet war, daß er im Auftrage der Heeresverwaltung mit Erfolg als Rutengänger und zwar als Wassersucher tätig war. Ich sehe heute noch das triumphierende Lächeln, mit dem er über die goldene Brille hinweg die Wirkung beobachtete, die diese Schriftstücke auf mich machten. Nachdem ich mich von dem ersten Erstaunen erholt hatte, drängte ich ihn, mir doch die Wünschelrute sofort vorzuführen. Nach meinem Versprechen, niemanden meiner Kameraden etwas von dem zu sagen, was ich nunmehr schauen sollte, wurde ein großer Kübel Wasser in die Mitte des Zimmers gestellt. Nun faßte er die frischgeschnittene Gabel an ihren beiden Enden, die durch den Hauptast gebildete Spitze nach vorn gerichtet und die beiden Hände fest auf die gebeugten Knie gestemmt. So ging er in hoftender Stellung auf den Kübel mit Wasser zu. Als er dicht genug an diesen herangetreten war, so, daß das Gefäß unter ihm zwischen seinen gespreizten Beinen zu stehen kam, senkte sich langsam die Rute, bis sie schließlich plötzlich auf das Wasser herunterprallte. Ich wollte das Experiment nachmachen, konnte die Wirkung aber nur durch eine willkürliche Bewegung erzielen. Nun kam, wie er betonte, das Experiment, das jeden Zweifel an der Wundertätigkeit der Wünschelrute zunichte machen müsse. Er füllte einen Krug mit Wasser, den ich unter fortwährendem kräftigen Schütteln, seiner Wünschelrute, die er fest umklammert hielt, näher bringen mußte. Ich sah, wie er unter Aufbietung seiner ganzen Kraft die beiden Ende fest auf die Knie preßte, und wie doch anscheinend von einer unwiderstehlichen Kraft angezogen, die Spitze der Rute nach unten strebte, bis sie mit lautem Aufprall auf meinem Krüge schier zerbarst.

In diesem Augenblicke überraschte uns ein Kamerad, aus Wiesbaden gebürtig. Ein altes Semester schon, aber stets bereit zu kritisieren und zu spötteln. Er wollte laut auflachen, als er den „alten Knasterbart“ wie er ihn uns gegenüber immer nannte, in hockender Stellung über dem Krüge stehen sah und hätte durch sein Geheul beinahe das ganze Haus alarmiert; doch beruhigte er sich auf mein Zureden allmählich und da der Alte beleidigt seine Vorführung abbrechen wollte, heuchelte er bald ernstes Interesse, ohne sich allerdings verkneifen zu können, hinter dem Rücken des Alten mir höhnisch zuzublinzeln. Doch was geschah?! Auf Zureden des Alten hatte er selbst die Rute in die Hand genommen, genau den Weisungen folgend, die er von diesem erhielt. Kaum war er nun mit der Rute dem Wasser näher gekommen, als er, wie er mir später gestand, ein eigenartiges Prickeln in den Händen verspürte und ein Ziehen nach unten, dem er schließlich nachgeben mußte, sodaß die Spitze der Rute in das Wasser hinabschlug. Als wir gar das zweite Experiment mit dem in schüttelnde Bewegung versetzten Wasserkrug anstellten, war der Ausschlag der Rute ein so gewaltiger, daß er mitten drin die Rute wegwarf und sich ganz verstört und kleinlaut auf den nächsten Stuhl setzte. Ich selbst wollte meine Kunst noch einmal versuchen, merkte aber wiederum weder jetzt noch später, wenn ich gleiche Versuche anstellte, irgend welche merkwürdige Erscheinung.

Soweit für heute das selbst Geschaute und selbst Erlebte. In meinem nächsten Kapitel werde ich versuchen, eine Erklärung für das Vorausgegangene zu geben, so wie ich sie mir aus

eigenen Erwägungen heraus und aus gelegentlichen Gesprächen mit Anderen zurechtgemacht habe. Ich möchte aber heute schon im Voraus erwähnen, daß diese Erscheinungen auf ganz natürliche Grundlagen zurückzuführen sind, und daß bei deren Ergründung die Materie als solche eine weit geringere Rolle spielt, als das betreffende Individuum selbst das den Ausschlag der Rute vermittelt.

Fortsetzung folgt.

Kapitel 37 – Samstag, den 24. September 1921

Fortsetzung: Das Geheimnis der Wünschelrute: Eine geheimnisvolle Begegnung im Ersten Weltkrieg

Wem meiner Leser dürfte es nicht aufgefallen sein, daß ich im vorausgegangenen Kapitel bei der Schilderung des Aeußern und dem sich Geben des dort erwähnten „Rutengängers“ mich länger aufgehalten habe, als es gar Manchem angängig erschienen sein mag? Tauchte nicht dabei der Gedanke auf, daß dadurch eine gewollte oder ungewollte Mystifizierung der betreffenden Person erzeugt wurde? Ganz recht, es war eine beabsichtigte, aber nicht etwa gewollte, um meine Schilderung interessanter und wichtiger erscheinen zu lassen, sondern um dadurch das Milieu zu schaffen, in dem fast durchweg diese „Rutengänger“ sich bewegen. Diese Medien (und Rutengänger sind im Grunde genommen nichts weiter als solche) pflegen sich fast stets wie ihre Kollegen des Spiritismus p. p. mit einem Nimbus zu umgeben, der nicht nur ganz unberechtigt ist, sondern mit Schuld daran trägt, daß heute noch viele Leute ihre Leistungen ohne Einschränkung als Schwindel bezeichnen und mit einem verächtlichen Lächeln über sie hinwegsehen. Erst nachdem die exakte Wissenschaft an einwandfrei festgestellten Tatsachen nicht mehr ohne Weiteres vorübergehen konnte und an die Ergründung des daran „Wahren“ herangetreten ist, wurde das Interesse weiterer Kreise für diese früher als Aberglaube verschrieenen Erscheinungen geweckt. Zu einem endgültigen Resultate und zu einer restlosen Erklärung ist man bis heute noch nicht gekommen, weder was den Spiritismus, das Hellsehen, zweites Gesicht usw., noch was die Wünschelrute anbetrifft. Deshalb haftet auch meiner Erklärung, die ich in Bezug auf die Wünschelrute jetzt vorbringe, der Mangel an, daß sie nicht eine unumstößliche Ergründung, sondern nur eine Hypothese, eine Annahme darstellt, die jeden Augenblick umgeworfen und durch eine andere ersetzt werden kann. Fünf Sätze sind, wenn wir näher auf die Wünschelrutenwirkung eingehen wollen, grundlegend.

1. Die äußere Form der Rute ist ziemlich gleichgültig. Eine bestimmte Holzart ist nicht vorgeschrieben.
2. Nicht jeder Mensch eignet sich zum Rutengänger.
3. Diejenigen, die sich dazu eignen, sind nicht jederzeit im Stande, gleichwertige Experimente auszuführen.
4. Sie rekrutieren sich durchweg aus hysterischen, im Gegensatze zum Somnambulismus meist männlichen Personen; eine krankhafte Ueberreiztheit des Nervensystems bildet also die Grundlage.
5. Die Sucht, die in sich erkannte Fähigkeit möglichst mystisch erscheinen zu lassen, führt oft zur bewußten schwindelhaften Täuschung.

Nun zu den einzelnen Sätzen. Was den ersten anbetrifft, so wählte mein Gewährsmann wie er mir sagte, mit Vorliebe den Haselnußstrauch, um sich eine Rute zu schneiden. Gebräuchlicher soll übrigens die Weide sein. Voraussetzung ist nur, daß das Holz frisch geschnitten ist und im Saft steht. Neben den stets nach Bedarf hergestellten Naturruten bediente sich dieser Rutengänger auch einer solchen aus Stahl, die er jedoch wegen der schmerzhaften Einschnitte, die sie bei starkem Ausschlag auf seinen Händen verursachte, nur dann gebrauchte, wenn ihm kein geeignetes Material zu Gebote stand. Was die Form anbelangt, so ist die Spitze am Anfange der Gabelung ebenso wie diese selbst entbehrlich. Bei einer späteren Gelegenheit sah ich die Wünschelrute in der Form eines einfachen gebogenen Zweiges.

Nicht jeder Mensch eignet sich zum Rutengänger. Aber ich stelle die kühne Behauptung auf: mehr als es selbst ahnen. Das zeigt das im vorausgegangenen Kapitel erwähnte Beispiel; ein zufällig hinzugekommener Augenzeuge, der eben noch in ungläubiges Gelächter ausgebrochen war, probiert selbst die Wünschelrute — und entpuppt sich als prächtiges Medium.

Daß die Fähigkeit, mit Erfolg die Rute zu führen, nicht stets die gleiche ist, bezeugte mir der alte Rutengänger selbst, indem er mir gestand, daß er Tage habe, an denen er rein gar keinen Ausschlag der Rute zu verzeichnen habe. Insbesondere sei dies der Fall, wenn er „verstimmt“ sei, ebenso bei regnerischem Wetter u. a. m.

Gleichzeitig sagte er mir, daß er in gewissem Sinne ein Hysteriker sei, doch könne seine krankhafte Erregung in eisige Ruhe umschlagen, was ihn schon selbst in Erstaunen gesetzt habe. Die Reaktion bliebe aber in solchen Fällen nie aus.

Was den letzten Punkt angeht, so ist die Tatsache, daß viele Leute, die einmal außergewöhnliche Fähigkeiten in sich erkannt haben, nach Außen hin sich mit einem gewissen mystischen Dunkel umgeben, nur zu begreiflich, da sie ihren Ursprung in einer der verbreitetsten menschlichen Schwächen hat, der Eitelkeit. Tritt dazu gar eine Erwerbsmöglichkeit (Habgier) so ist dem „Schwindel“ Tür und Tor geöffnet. Leichtgläubigkeit gewisser Kreise fördert diesen Schwindel.

Nun zu dem Versuche einer Erklärung der Wünschelrute selbst. — Es ist erwiesen, daß Wasser, insbesondere fließendes Wasser Elektrizität erzeugt. Ebenso wird es unbestreitbar sein, daß das menschliche Nervensystem den denkbar feinsten und sensibelsten Apparat darstellt, den es überhaupt gibt. Daß die Muskeln, die den menschlichen Körper mit bilden, von einem Netze dieser feinen Nervenstränge durchzogen sind, weiß Jedermann. Wenn wir diese drei unumstößlichen Tatsachen in einen logischen Zusammenhang mit einander bringen, dann wird uns die Wünschelrutenwirkung wenigstens ebenso verständlich und glaubwürdig erscheinen, wie meinetwegen die Telegraphie ohne Draht, die Durchleuchtung der Körper mittels Röntgenstrahlen oder ähnliche Errungenschaften der modernen Wissenschaften, die sich bereits das Bürgerrecht im Gehirn der Allgemeinheit erworben haben, ohne deshalb von diesem mehr begriffen zu sein, als jene. Die vom Wasser ausgehende elektrische Kraftwirkung setzt sich bei den, für solche Einwirkungen mehr oder weniger empfänglichen Individuen, (die wir, da ihre Nervensensibilität das Maß des Durchschnittsmenschen überschreitet, als anormal, also als krankhaft bezeichnen) durch den Organismus (Nerven und Muskeln) in eine sichtbare Bewegung der Rute um. Die Rute selbst ist also in diesem Falle, ähnlich wie der Zeiger der Uhr, nur ein nach Außen hin sichtbares

Anhängsel, das eine innere, für den Beschauer unsichtbare in Betrieb gesetzte Kraft anzeigt. Versagt diese Kraft, so versagt auch die Rute. Wie aber die Uhr gehen kann, ohne daß der Zeiger vorhanden ist, so kann ein geübter Rutengänger auch ohne Rute, nur aus der Empfindung (der Füße) heraus das Vorhandensein von Wasser angeben. Daß der beste Rutengänger versagen kann, wenn er nicht disponiert ist, das oft bei ihm Beschleunigung des Pulses, Schweißabsonderung oder gar Ohnmacht infolge der Nervenüberreizung eintreten kann, zeugt nur dafür, daß nicht die Rute das ausschlaggebende Moment bildet, sondern der Rutengänger selbst. So sinkt die Rute von dem Zauberstab, den frühere Zeiten aus ihr machten, und den gewisse Kreise unserer Tage so gerne wieder aus ihr machen möchten, zu einem äußeren, unwesentlichen Werkzeug herab. Daß auch eine gewisse Autosuggestion dabei im Spiele ist, soll nicht abgeleugnet werden, gibt aber nicht das Recht dazu, hohnlächelnd über die Wünschelrute zur Tagesordnung überzugehen.

Im Allgemeinen ist der Mensch nur das geneigt zu glauben, was er unmittelbar vor sich sieht und was er mit Hilfe seiner erworbenen Kenntnisse sich zu erklären vermag. Wie gering diese sind, kann er am besten erkennen, wenn er sich einmal etwas eingehender mit der Natur beschäftigt. Da wird er auf Schritt und Tritt vor Wunder und Rätsel gestellt sein, die noch kein menschlicher Weiser gelöst hat und die restlos kein menschlicher Geist lösen wird. „Es gibt mehr Ding’ im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt“.

Kapitel 38 – Samstag, den 15. Oktober 1921

Die Psychologie des Schocks: Menschliche Fehlwahrnehmungen nach der Oppauer Katastrophe

Es war interessant, die ersten Eindrücke, Mutmaßungen und sinnliche Wahrnehmungen festzustellen, die die Einzelnen bei der durch die Explosion zu Oppau hervorgerufenen Erderschütterungen und Detonationen hatten. Wohl Jedermann dachte zunächst an ein regelrechtes Erdbeben. Dafür sprachen die wellenförmigen Bewegungen der Erdstöße, die nebelige Herbstlandschaft und für manchen Ueberängstlichen vielleicht auch die vielen Voraussagungen, die am Anfange dieses Jahres in den Zeitungen erschienen waren und ein gewaltiges Beben auf dem Kontinente ankündigten. Dazu kam, daß die Erfahrungen, die man bezüglich eines Erdbebens bei dem im Jahr 1911 stattgefundenen, gesammelt hatte, noch in Vieler Erinnerung waren und genau auf die momentane Erscheinung paßten. Als aber der mächtige Knall ertönte, neben dem die zahlreichen kleinen Detonationen, die ihm unmittelbar vorausgingen, von den Meisten ganz überhört wurden, änderten Viele ihre erstgefaßte Meinung. Diejenigen, die dennoch an einem Erdbeben festhielten, brachten jetzt mit ihm das Platzen eines Kugelblitzes, das Niedergehen eines Meteors, oder gar das Oeffnen eines kleinen Kraters auf einem benachbarten Berge in Zusammenhang (was übrigens bei der Art unserer Gebirgsformation, die im Wesentlichen aus Eruptivgestein besteht, durchaus nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit stände, zumal wir in unmittelbarer Nähe, nämlich auf der Höhe des Fürstenlagers einen verschütteten ehemaligen Krater aufzuweisen haben.) Andere wiederum glaubten fest an eine Fliegerbombe oder an eine starkkalibrige Granate aus einem weittragenden Geschütz. Kesselexplosionen in unmittelbarer Nähe wurden in Erwägung gezogen, doch schien der

Knall dafür zu intensiv zu sein. Ganz Gescheite, die schon bei dem Brande des Gymnasiums ein geheimes Munitionslager ausgeschnüffelt hatten, stellten mit Frohlocken fest, daß nunmehr der Beweis ihrer hartnäckigen Behauptung erbracht sei. Selbst dann noch, als der laute Knall schon längst aufgeklärt war, konnte der Kenner auf manchem mißmutigen Gesichte lesen: „Ich waas, woas ich waas, ich hebb im Aageblick nor net gewißt, woas ich waas.“ Im Allgemeinen könnte man den Satz aufstellen, daß die verschiedenen Mutmaßungen, die man durch die Luft schwirren hörte, analog waren dem geistigen Niveau ihrer Urheber. Nun kamen die ersten Gerüchte von außerhalb: große Benzinexplosion in Worms, Explosion eines Munitionslagers im besetzten Gebiete, u. a. m., bis endlich die Wahrheit an den Tag und damit eine allgemeine Entspannung der Nerven kam, die allerdings durch die Ankündigung einer zweiten noch ausstehenden größeren Explosion erst ganz allmählich eintrat und sich bis zur Abendstunde hinzog.

Wichtiger und interessanter aber, als diese ersten Eindrücke, Mutmaßungen und schließliche Erkenntnis der wahren Ursache, waren für den stillen Beobachter die vermeintlichen sinnlichen Wahrnehmungen, die die Einzelnen gemacht haben wollten. Soweit sie mir zu Ohr kamen, will ich sie hier aufzählen. Mit Bestimmtheit erzählte eine junge Dame, sie habe eine rote Feuersichel sich langsam durch die Luft bewegen sehen; Radfahrer, von Auerbach kommend, verkündeten, man habe dort die Flugbahn eines Geschosses einwandfrei beobachtet. Andere wiederum wollen einen roten, andere nur einen weißen Lichtschein gesehen haben. Ein Herr sagte mir, er habe aus verschiedenen Häusern der Stadt eine gelbe Staubwolke herauswirbeln sehen, nach einem anderen war diese schwarz, was wohl bei der natürlichen Farbe des Schmutzes im Allgemeinen als wahrscheinlicher anzunehmen ist. Allen diesen Behauptungen gemeinsam war der Ernst und die Bestimmtheit mit der sie aufgestellt wurden. Ein leiser Zweifel an dem Gesagten wurde fast wie eine Beleidigung aufgenommen und ich bin fest überzeugt, daß diese Leute durchweg, wenn es darauf angekommen wäre, ohne Bedenken ihre Aussagen durch einen Eid bekräftigt hätten. Sie hätten alle glaubt einen Falscheid geschworen, denn, wie es sich nachträglich bei der Aufklärung des außergewöhnlichen Ereignisses herausstellte, entbehrten ihre vermeintlichen Wahrnehmungen entweder jeglicher Grundlage, oder waren doch so phantastisch ausgeputzt, daß man mehr eine Selbsttäuschung als eine tatsächliche Feststellung als vorhanden annehmen muß.

Ueberraschungen lösen eben, besonders wenn sie so heftiger Art sind, daß sie Angst und Verwirrung erzeugen, eigenartige Reflexionen in dem Gehirne des Menschen aus, die je nach Bildungsgrad, Empfindsamkeit, Alter und Geschlecht verschieden sind. Wo die romantisch veranlagte weibliche Jugend einen roten Feuerball sieht, da wirbelt dem braven Spießbürger ätzender Schwefelstaub auf seine so ängstlich behüteten neuen Schuhe, der Herr Nichtkanonier a. D. beobachtete die Flugbahn eines Geschosses und kann als alter Fachmann schon aus dem Sausen mit Bestimmtheit auf das Kaliber schließen, und dem mit Gewitterangst Behafteten fliegt ein Blitz durch die Knochen. Aber alle glauben fest an ihre Wahrnehmungen, allen muß man glauben, wenn man vermeiden will, von ihnen nicht mehr als vollwertig angesehen zu werden.

Die Feststellungen, die man in dieser Beziehung neulich bei der Explosion machen konnte, bilden wahre Schulbeispiele dafür, wie vorsichtig Zeugenaussagen selbst sonst einwandfreier Personen aufzunehmen sind, wenn ihre Wahrnehmungen in irgend einer Gemütsregung

gemacht sind. Gewiß ist diese Feststellung für den Richter nichts Neues, aber auf der anderen Seite steht die Norm, die ihn unter Umständen doch auf Grund mehrerer solcher Aussagen zwingt, sein Urteil zu fällen. Darum trachte Jeder danach, wenn er in einer außergewöhnlichen Lebenslage voraussehen muß, daß seine momentanen Beobachtungen vielleicht später als Beweismittel gelten könnten, alles auszuschalten, was geheimer Wunsch, phantastische Neigung, kleinliches Nörgeltum, oder Wichtigtuerei in ihm erzeugen könnten. Nur die nackten Tatsachen dürfen für ihn gelten, denn er muß sich dessen bewußt sein, daß sein eventueller Falscheid dem Nächsten mehr schaden kann, als ein bewußter Meineid. Die Möglichkeit seines Nachweises ist leichter und daher eine Ehrenrettung des vielleicht auf Grund dessen Verurteilten denkbarer, als bei dem Falscheide, von dem selbst der Schwörende die Ueberzeugung der Richtigkeit hat.

Die Beobachtungen kurz nach der Explosion geben in dieser Richtung hin Anlaß zu mancherlei Nachdenken.

Anmerkung:

Die Explosion des Oppauer Stickstoffwerkes am 21. September 1921 war eine der größten zivilen Explosionskatastrophen der Industriegeschichte. Durch die Detonation von rund 400 Tonnen Düngemittel in einem Silo der BASF starben in dem heutigen Ludwigshafener Stadtteil mindestens 559 Menschen und etwa 2.000 weitere wurden verletzt. Bensheim liegt ca. 25 km Luftlinie von Ludwigshafen entfernt.

Kapitel 39 – Samstag, den 22. Oktober 1921

Ein wehmütiger Rückblick auf die Rheingauer Fröhlichkeit in Zeiten der Inflation

Grau wie der Herbstnebel liegt vor uns die Zukunft. Der Bäume blutig Rot mahnt an die klaffenden Wunden, die uns der Weltkrieg geschlagen, und der gelbe Blätterregen, der faulend und modernd den Hag bedeckt, versinnbildlicht er nicht den giftigen Haß und die zahllosen Anfeindungen, mit dem die ganze Welt all das überschüttet, was deutsch heißt und deutscher Denkungsart ist? Mit düsterer Miene trüb in die Zukunft blickend, schleicht der deutsche Mann aus dem Volke unter den entblätterten Bäumen dahin. Ein Bild der Not und der Sorge. Und auf der breiten Landstraße rattern die Autos der Ausländer mit sorglosen Insassen, die im Ueberfluß und in Freude dahinleben. Ihnen ist Frau Sorge unbekannt, ebenso unbekannt wie das Gespenst des Hungers, denn – der Dollar steigt sprunghaft in schwindelnde Höhe. Armes Deutschland, ich habe dich schon in schönerer Herbststimmung gesehen; wenn auch der Wein damals nicht so gut geraten war, wie der heurige. Denn was damals „der Winzer Schutzherr Kilian“ den Deutschen bescherte, gehörte wenigstens ihnen, wenn auch manchesmal ein Tröpflein Wermut in den schäumenden Römer eingeträufelt war; er wurde trotzdem mit echt deutscher Gründlichkeit und Andacht genossen; aber der Einundzwanziger, wahrlich von königlichem Geblüte, er fließt ins Ausland, und die

Deutschenhasser, die unser Volk bis zum Blute ausgesogen haben, berauschen sich nunmehr zu neuen Haßausbrüchen an dem Blute seiner Reben.

Wie ist doch alles anders gekommen, als wir es uns in unsrer Fantasie ausgemalt hatten. Damals, als wir nach kurzem, aber verheißungsvollen Frühling in der Gluthitze der politischen Sonne Ausschau hielten, wie schön standen unsere Saaten, wie verlockend lächelte uns ein überreicher Herbst. Aber ein Ungewitter fegte über Nacht alle Hoffnungen dahin und trostlos und machtlos sehen wir uns jetzt der drohenden Wintersnot ausgesetzt. Und doch, so beängstigend und bedrückend solche Erkenntnis auch sein mag, sie hat doch etwas Gutes für sich, sie zwingt zur Einkehr und mahnt zum Einschlagen neuer Wege. Der Herbst, der alte Herr, der an der Schwelle des Greisenalters, des Winters steht, mag er an der Kindheit Frühling und an den eben verrauschten Sommer zurückdenken, als all das noch in vollem Wachstum stand, was jetzt wurmstichig und faulend vom Aste fällt, der Hoffnung folgte die Erfüllung; – die Resignation geht dem Vergessen voraus. Es ist ein stetes Kommen und Gehen in der Natur wie im Menschenleben. Dem Frühlingsmorgen folgt ein heiterer Sommertag, dann will es Abend werden und diesem Herbstabend folgt die kalte Mitternachtsnacht. Die vier Jahreszeiten in ihrer Beziehung zu einander spiegeln sich in Allem wider, was unser Sein ausmacht. Der Frühling ist das Kommen, das Verweilen der Sommer, Herbststimmung ist Abschiedsstimmung und durch die kalte Sturmnacht klingt die große unaussprechliche Sehnsucht, die das Menschenherz durchbebt. Der lachende blaue Frühling ist der Dichter unter den Jahreszeiten, der eintönige grüne Sommer der Philister, der farbenfrohe Herbst der Maler und der kalte eisige Winter der Philosoph. Und dem Blicke in die Zukunft, der Hoffnung des Frühlings folgt die Gegenwart: heute ist sie für uns, die wir im Herbst stehen, Vergangenheit, bis auch diese schließlich in dem Strome der Vergessenheit unseren Blicken entwindet und in das „Nichts“ zurücksinkt, das wir nur deshalb als solches bezeichnen, weil wir dafür keine Vorstellung besitzen. – Was wäre der Mensch ohne Hoffnung? Was ist der Mensch ohne Lebensinhalt, und was würde oft die Gegenwart aus dem gequälten Menschenherzen machen, wenn die Erinnerung nicht wäre? Ueberschwänglich mag uns die Frühlingssonne stimmen, die Sommersglut kann uns drückend auf dem Gemüte liegen, der Winter regt uns zu beschaulichem Nachdenken an, aber der Herbst ist und bleibt nun einmal die Jahreszeit des sich Zurückversetzens, der Erinnerung, an vergangene Tage.

Ich sah es an mir vor einigen Tagen, als ich nach langen Jahren wieder einmal zum erstenmale dem feierlichen Einbringen des Herbstes beiwohnte. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, wie in meiner frühesten Kindheit es alljähriger Gebrauch war, daß zur Herbstzeit ein laubbekröntes Faß, auf dem ein Bacchus thronte, durch die Straßen meiner Vaterstadt von buntbehangenen Pferden gezogen wurde. Ein munterer Kranz singender Winzer und Winzerinnen tanzten vor ihm her und folgten ihm. Männer mit Butten auf dem Rücken, bis zum Rande mit Trauben gefüllt, schritten zu beiden Seiten und Böllerschüsse von den nahen Bergen kündeten den guten Ertrag der Traubenlese. Das ist schon gar lange her und in hiesiger Gegend ist dieser alte Brauch wie so vieles Andere, schon längst vergessen. Denn das Hasten und Treiben, die Flucht des Augenblickes und das Jagen nach irdischen Gütern, das die moderne Zeit beherrscht, hat keinen Sinn und keine Muße mehr für Poesie und Tradition. Nur am Rheine, wo Frohsinn und Romantik, Lebensfreude und Begeisterung fest eingewurzelt wie die Rebstöcke auf den Hügeln, sich von der Vergangenheit herüberwinden zur Gegenwart, ist diese Sitte zur Herbstzeit noch im Gebrauch.

Gerne erinnere ich mich an jenen schönen Tag des Jahres 1913, an dem wir in leichtem Wagen den heimatlichen Bergen, die im Fröhnebel des Herbsttages lagen, einen letzten Abschiedsgruß zuwinkten und den Ufern des deutschen Rheines entgegenflogen. Von dem altehrwürdigen Worms aus, das wir im Fluge erreicht hatten, ging die Fahrt stromabwärts gegen Oppenheim zu. Es war just Weinlese am Rheine und von den Weinfeldern, die die breite Landstraße begleiteten, winkten uns blauäugige Rheinländerinnen mit ihren weißen Tüchern einen Willkommensgruß zu. Kurz vor Nierstein stellte sich uns ein biederer alter Winzer mit ausgebreiteten Armen entgegen. In der einen Hand hatte er ein volles Glas und als wir den Wagen zum Stehen gebracht hatten, kredenzte er uns den süßen Most. Bei unserer Einfahrt in Oppenheim wurden wir Augenzeuge eines ähnlichen Aufzuges, wie der oben geschilderte. Alles war in weinseliger Laune und als wir im „Ritter“ Einkehr hielten, war fast kein Platz mehr zu finden. Weinfrohe Zecher füllten die trauten Wreinsträume bis zur hintersten Ecke. Vater Schüler führte uns in das Honoratiorenzimmer und stellte uns die besten Jahrgänge seines Kellers vor. Wer kennt sie nicht, die Oppenheimer Marken von Weltruf, Sackträger, Kreuz, Schloßberg, Goldberg, Herrenberg und Zuderberg. Kein Wunder, daß da, als die Pfropfen knallten und Lieder rings erschallten auch mein Pegasus sich bäumte und ungeduldig die Streu im Dichterstalle aufscharrte. So zog ich denn mein Dichterroß aus dem Stalle, langte meine Guitarre von der Wand, schwang mich in den Sattel und schenkte folgenden Strophen das Leben:

Schon manch' schöne Gegend, die hab' ich bereist
Im Osten und Westen und Süden;
Ob reich ich einst sterbe, ob arm und verwaist,
Gott weiß es, was mir einst beschieden.

Doch würd' ich ein Croesus, ein Bettler gar,
Ich könnte es nicht überwinden,
Ich zöge hierher, im Herbst jedes Jahr;
Am Rheine, da könnt Ihr mich finden.

Nach Oppenheim zög's mich, wo einst ich fand
Im Kreise trinkfester Gesellen
Voll perlenden Weines, gefüllt bis zum Rand
Den Römer, den glitzernden hellen.
Wo Äuglein sich spiegelten in dem Pokal

Und in diesen Augen das meine;
Hier könnt Ihr mich finden jetzt jedesmal
Im Herbst am Rheine beim Weine.

Nur der kann es fühlen, der ganz es erfaßt:
Am Rheine in fröhlicher Runde.
Es rauschet die Welle in fliegender Hast,
Da wird zur Sekunde die Stunde.

Doch, wer nie gelebt und geliebt am Rhein,
Dem soll dies Liedchen es künden.
Er ziehe im Herbst in Oppenheim ein;
Im „Ritter“, da kann er mich finden.

Und, als der letzte Vers verklungen war, da brach an den Nachbartischen eine Begeisterung los, wie sie nur am Rheine denkbar ist und immer wieder mußte der letzte Vers erhalten, bis schließlich die Einsichtigeren „vom breiten Steine“ wichen und der Rest unter den Tischen das Schlußwort lallte, das diesmal offenbar der besseren Ehehälfte galt:

„Im Ritter, da könnt' Ihr uns finden.“

Ja, das war damals ein schöner Herbsttag und heute noch ziert meine Gitarre ein blaues Band, das ein blondes Kind vom Rheine, das von einer sorgsam Mutter ihrem Vater als Wächterin mitgegeben war, mit feuchten Augen und zitternden Händen daran gesteckt hat.

Heute breitet sich ein grauer Herbstnebel über den Rheinlauf und seine Bewohner. Düster schleicht der deutsche Mann aus dem Volke unter den entlaubten Bäumen dahin. Auf der Landstraße rattern die Autos der Ausländer mit sorglosen Insassen, die im Ueberfluß und in Freude dahinleben. Ihnen ist Frau Sorge unbekannt, ebenso unbekannt wie das Gespenst des Hungers – Denn – der Dollar steigt sprunghaft in schwindelnde Höhe.

Armes Deutschland, ich habe dich schon in schönerer Herbststimmung gesehen.

Kapitel 40 – Samstag, den 29. Oktober 1921

Besinnung auf dem Gottesacker: Vom wahren Glück und der Vergänglichkeit

Am Lebenswege eines jeden Erdenpilgers steht der Tod; entweder als häßlicher klappernder Sensemann, der jäh und unverhofft an ihn herantritt, um ihn in der Fülle seiner Kraft niederzumähen, oder als Freund Hein, der beim Abschluß der Pilgerfahrt ihn freundlich grüßend erwartet und liebevoll dahin geleitet, wo er sich ausruhen kann von des Lebens Mühen und Lasten. Wann, wo und wie uns der Tod ereilen wird, darüber liegt ein dichter undurchdringlicher Schleier und nur Wahnwitzige könnten sich unterstehen wollen, diesen Schleier zu zerreißen. Denn das größte Unglück für den Menschen wäre wohl die Erfüllung seines Wunsches, der etwa da hinausliefe, einen Blick in die Zukunft zu tun; in diesem Augenblick stürbe die Hoffnung, die tröstende Freundin des menschlichen Herzens.

Heute war ich draußen auf dem Friedhofe und habe die endlosen Gräberreihen durchschritten, die eine längst entschwundene Welt in meiner Erinnerung zurückriefen. Da sah ich das Grab jenes Mannes, dessen Lebenswerk, obwohl ich selbst ihn nicht kannte, mein kindliches Herz mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllte. Nach einem bewegten Lebenswege, der ihn nach allen Erdteilen führte, der ihn zu einem namhaften Forscher unbekannter Teile Afrikas und zu einem einst vielgelesenen Erzähler des Tuns und Treibens südamerikanischer Völkerschaften machte, legte er sein müdes Haupt unter den Schatten der zwei dunklen Cypressen, unter denen ich als Kind am Allerseelentage die mitgebrachten bunten Kerzen anzündete. Und ich schritt weiter und gelangte an einen großen verwitterten Grabstein, der als Zeuge vergangener irdischer Pracht nunmehr kahl und einsam inmitten eingefallener Grabhügel steht. Und ich erinnerte mich daran, wie mir einst meine Mutter erzählte, daß dies das Grab jener reichen Familie gewesen sei, die längst zu den Vergessenen zählt. Einst bewohnte diese Familie einen der großen Adelshöfe der Stadt. Zwei Söhne waren die alleinigen Erben des unermeßlichen Vermögens. Aber da sie verwöhnt und nicht zur Arbeit erzogen waren, mußten sie bald nach dem Tode der Eltern Haus und Hof verkaufen

und wanderten aus in die Fremde. Jahrzehntlang galten sie als verschollen, da kehrte der eine in die Heimat zurück. Er wurde unerkant als Landstreicher aufgegriffen und in Haft genommen. Schließlich gab er sich unter Tränen zu erkennen und starb siech und gemieden von denen, die sich einst in der Sonne seines Hauses gewärmt hatten, im Armenhause. — — Ich lenkte meine Schritte weiter und stand vor einer schwarzpolierten abgehauenen Säule. Schon viele Jahre sind verflossen, seitdem ich die zum letzten Male zu Gesicht bekam, die jetzt unter dieser Granitsäule schlummert. Das war jene eingebildete Kranke, die mitten in des Julis Hitze dicht in Pelze eingehüllt auf dem Liegestuhle lag und die Ärzte der ganzen Umgebung in Nahrung setzte. Ihre Angst vor dem Tode gestaltete ihr und ihrer Umgebung das Leben zur Hölle, bis sie schließlich das Zeitliche segnete. Und nicht weit davon liegt jener einst berühmte Geizhals, der mit nicht immer einwandfreien Mitteln Tag und Nacht danach trachtete, sein ohnehin schon beträchtliches Vermögen zu vermehren und Reichtümer auf Reichtümer zu häufen. Als er starb, mußte er doch alles zurücklassen und in das dumpfe Aufschlagen der nachgesandten Erdschollen mischten sich die stillen Verwünschungen der ihn überlebenden Opfer seiner Habgier. Heute sind seine Nachkommen am Werke, das auseinanderzuscharren, was schnöde Geldgier angehäuft. Da lobe ich mir das Andenken meines Freundes, dem ich im Geiste die Hand drücke und die letzte Rose aus meinem Garten auf das Grab lege. Was er besaß, gehörte denen, die er liebte; darum hinterließ er nach seinem Tode nicht allzuviel, aber sein Andenken wird heilig gehalten bei denen, denen er im Leben beigesprungen. Und so dahinwandernd kam ich an mein eigenes Grab, an jenes abgesteckte Stückchen Erde, das mich einst aufnehmen soll am Ende meiner irdischen Wanderschaft. Dort deckt bereits meine lieben Eltern die kühle Erde. Hier verweile ich gerne in stillen, einsamen Stunden. Es ist eine eigene Sache um das Gedenken der von uns gegangenen Lieben. Hier in der Friedhofsstille hat der Tod so etwas ungemein Versöhnliches; und wenn er uns draußen auch unbarmherzig und unerträglich vorkommt, hier erscheint er uns nur als ein vorübergehender Zustand, als eine andere Form des Fortlebens, das nicht an das Körperliche und Zeitliche gebunden ist. Gleichsam verklärt stehen unsere lieben Toten im Geiste vor uns, mahnend und aufmunternd, tröstend und beruhigend. Hier kam mir der Glaube wieder an ein Gottesgnadentum, aber nicht an das, das einst die Welt regierte, sondern an jenes wahre Gottesgnadentum, auf das das harmonische Verhältnis von Eltern und Kindern zueinander aufgebaut ist.

Und, der ich an die Schönheit meiner frühesten Kindheit zurückdachte, dem winkte jetzt ein grüner Hügel herüber, unter dem die alte Begleiterin und Schirmerin meiner ersten Jugendtage schon längst den Schlaf der Gerechten schläft. Jene ehrwürdige Alte, die mir die ersten Märchen erzählte, die mich mit ihren putzigen Spukgeschichten gruseln machte und mir den Geist der Biedermeierzeit übermittelte, dessen Reiz mich noch heute befangen hält. Und mit ihr erwachten wieder die Erinnerungen an so manch Andere, die ich längst vergessen hatte; jener alte Schneider, zu dem sie mich damals hinführte, als ich die ersten Höschen bekam, der greise weißhaarige Spenglermeister mit dem Samtkäppchen, dem ich so gerne bei seiner Arbeit zuschaute und jener alte Sonderling, von dem sie mir so geheimnisvolle Geschichten zu erzählen wußte. Alle diese lagen nun nebeneinander friedlich und einig, wie sie es im Leben gewesen.

Endlich, als es schon dämmerte, trat ich den Weg nach dem Ausgange an. Alle, die heute an meinen geistigen Augen vorübergezogen, waren einst Menschen von Fleisch und Blut wie wir. Auch für sie war das Leben ein fortdauernder Kampf. Nicht alle hatten das zu Lebzeiten

erreicht, was sie erstrebten. Und diejenigen von ihnen, die das vermeintliche Glück an ihre Fersen zu heften verstanden, mussten es hier an dem Eingange zum Gottesacker zurücklassen. Heute modern sie in derselben Reihe, wie die Ärmsten ihrer Zeitgenossen. Ja das Glück. Was ist überhaupt Glück? Was es nicht ist, das zeigen uns in klarster Weise diese Gräberreihen der Toten. Wenn man auch so viele Nuancen des Glückes gelten lassen mag, als es Menschen gibt, so beruht doch das wahre Glück nicht in dem, was man sieht, in dem Materiellen, was man greifen kann, sondern in dem, was der Mensch in sich trägt. Die irdischen Glücksgüter sind vergänglicher Natur wie ihre Besitzer. Wie heilsam wäre es gerade in der heutigen Zeit für Manchen, wenn er sich dies recht klar machen wollte. Wie viel schöner und angenehmer für alle wäre das Leben, wenn die Vergänglichkeit alles Irdischen in ihrer ganzen Tragweite erkannt würde. Aber das Hasten und Jagen nach irdischen Gütern hat der Meisten Auge geblendet. Darüber gehen sie der Schönheiten des Lebens verlustig, ohne es selbst zu ahnen. Denn je anspruchsloser der Mensch ist, desto schöner kann er sich sein Leben gestalten. Die Erkenntnis, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird, mag Manchem zum Tode betrüben, die Erkenntnis aber, wie wenig dazu gehört, in dieser Welt trotz alle und alledem glücklich zu leben, würde manchen einen anderen Weg einschlagen lassen. Es ist nur das Wenige: Liebe zur Natur, ein Körnchen Humor, und jenes seelische Gleichgewicht, das nur ein reines Gewissen hervorruft und das die Wiege bildet der inneren Zufriedenheit, des wahren reinen Glückes. Wer nur mit diesen Glücksgütern beschwert durch's Leben ging, der wird, wenn es Abend werden will, frohen Mutes sein Reisegepäck, das ihm gute Dienste getan hat, an den Pforten des ewigen Schlafes niederlegen. Seinen Tod verklärt die Erinnerung an ein schönes Leben, und die Schönheit seines Lebens beschließt ein verklärender Tod.

Allerseelen mahnt zu dieser Erkenntnis. Ein Gang auf den Friedhof, noch zu Lebzeiten gegangen, könnte vielleicht gar Manchem den letzten Weg dorthin zu einem leichteren gestalten.

Kapitel 41 – Samstag, den 5. November 1921

Die psychologischen und wirtschaftlichen Folgen des Währungsverfalls im Nachkriegsdeutschland

Wer in den letzten Wochen einen Blick in die Großstädte geworfen hat und dort als stiller Beobachter dem Tun und Treiben eines kauflustigen Publikums näher getreten ist, der wird unbedingt zu der beängstigenden Erkenntnis gekommen sein, daß die Mahnrufe und die dunklen Prophezeiungen für Deutschlands allernächste Zukunft, die wir in letzter Zeit so oft in den Leitartikeln führender Zeitungen und in Aufsätzen berufener Fachblätter gelesen haben, nicht aus der Luft gegriffen sind, sondern leider nur eine allzugroße Berechtigung für sich in Anspruch nehmen können. Denn was heute bezüglich des Warenangebots und der Warennachfrage in den kleinsten Geschäften bis hinauf zu den größten Warenhäusern vor sich geht, spottet jeder Beschreibung. Es ist ein wahrer Heißhunger nach Waren zu verzeichnen und diese nervöse Kaufwut hat selbst Kreise ergriffen, die bei ähnlichen Strömungen früherer Zeiten sich einer gewissen ruhigen Zurückhaltung befleißigten.

Ihren eigentlichen Ursprung nimmt diese Erscheinung von dem sprunghaften Emporschnellen des Dollars. Diese Preistreibung des Dollars ist eine willkürliche Machenschaft daran interessierter Kreise, auf die ich jedoch heute nicht näher eingehen will. Die Folgen des niedrigen Markkurses sind die ins Ungeheuerliche gestiegenen Warenaufkäufe des Auslandes, sodaß man bald mit voller Berechtigung von einem Totalausverkauf Deutschlands sprechen kann. Diese massenhaften Auskäufe des Auslandes bringen auch auf ganz gewissen Kreisen desgleichen Vorteile. Die nächstliegende Folge ist die teilweise oder gar gänzliche Lahmlegung der ausländischen Industrie und somit eine steigende Arbeitslosigkeit. Insbesondere hat in den beiden Ländern, England und Amerika die Arbeitslosigkeit eine so **ungeheure** Ausdehnung angenommen, daß man beispielsweise in letztgenanntem Lande z. Zt. bereits über 4 Millionen Arbeitslose zählt. In Deutschland selbst ruft den Marksturz, da, wie oben dargetan, mit ihm automatisch eine größere Nachfrage deutscher Erzeugnisse verbunden ist, eine bis zur Fieberhaftigkeit gesteigerte Tätigkeit der Industrie hervor. Diese ungesunde rege Betriebstätigkeit kann aber nur solange anhalten, als noch genügend Rohstoffe vorhanden sind. In dem Augenblicke, in dem die alten, noch zu einer Zeit eines höheren Markkurses eingekauften Restbestände an Rohstoffen aufgebraucht und die deutsche Industrie gezwungen sein wird, neue Rohstoffe zu den durch die Valuta bedingten enormen neuen Einkaufspreisen sich zu beschaffen, wird sie nicht mehr im Stande sein, mit dem Auslande zu konkurrieren. In absehbarer Zeit wird dieser Rückschlag eintreffen und wir werden das traurige Bild erleben, daß weite Fabrikanlagen mit dem denkbar besten Maschinenmaterial ihre Hallen schließen müssen und daß eine Zeit der Arbeitslosigkeit eintritt, wie wir sie bis jetzt noch nicht erlebt haben. Dieses traurige Bild wird um so greller beleuchtet durch die Erkenntnis, daß das Land, das ganz Europa mit Rohstoffen versehen könnte, nämlich Rußland, wahrscheinlich auf Jahre hinaus gänzlich von dem wirtschaftlichen Verkehr mit uns und dem übrigen Europa abgeschnitten ist bzw. abgeschnitten sein wird.

Wenn im Vorausgegangenen die Folgen des Steigens vom Dollar und des damit zusammenhängenden Marksturzes für den allgemeinen Weltmarkt in kurzen Zügen umrissen sind, so wollen wir im Folgenden die Auswirkungen betrachten, die diese Kursschwankungen im Leben des Privatmannes hervorrufen. Die natürlichste und für Jedermann greifbarste Folge ist eine momentane Teuerungswelle, mit deren weiterem Ansteigen in allernächster Zeit noch gerechnet werden muß. Nun wäre es richtig u. ökonomisch, daß der einsichtige Bürger seine Bedürfnisse jeglicher Art so viel wie möglich, ja bis zum Äußersten einschränkte. Nur das Allernotwendigste dürfte er kaufen und müßte den Preisrückgang ruhigen Blutes abwarten, der ja mit dem in kurzer Zeit unbedingt kommenden Rückschlag verbunden sein wird. Statt dessen hat sich eine ungeheure Nervosität des kaufenden Publikums bemächtigt. Jeder schiebt und drängt an den Eingängen zu den Geschäften, um noch kurz vor Torschluß sich etwas Greifbares zu ergattern. Diese wahnsinnige Nachfrage nach Waren seitens des deutschen Bürgerstandes verteuert ebenfalls unnötig die Ware. Andererseits werden in diesem Kaufdelirium ganz unnötige Dinge **zusammengekauft**, die gar nicht im Einklang stehen zu den tatsächlichen Bedürfnissen des Käufers. Man könnte hier einwenden, daß es des Käufers eigene Sache sei, zu kaufen, was ihm beliebt, jedoch steht diesem Einwande die Tatsache entgegen, daß mit diesem sinnlosen Zusammenkaufen und der damit bedingten Preistreiberei dem wahrhaft Bedürftigen die Möglichkeit und Gelegenheit genommen wird, sich mit dem Notdürftigsten

zu versehen. Im Uebrigen ist das Geld, womit diese Masseneinkäufe bestritten werden, in vielen Fällen nichts weiter, als solches, das seither der Steuerbehörde hinterzogen wurde. Man hat es bis jetzt zu Hause, in Bündeln zusammengeschnürt, aufbewahrt, und möchte es nunmehr, da man seine völlige Entwertung fürchtet, noch schnell gegen irgendwelche Ware an den Mann bringen. Es ist in dieser Hinsicht recht bezeichnend, daß gerade die Kreise, denen man Steuerhinterziehung auf den Kopf zusagen konnte, jetzt das Hauptkontingent dieses kauflustigen Publikums stellen.

Wenn man nun kühl und vorurteilsfrei an die Beurteilung des derzeitigen Warenwunders herantritt, so muß man meiner Ansicht nach zu dem Resultate gelangen, daß diese Nervosität, die sich in allen Kreisen des laufenden Publikums bemerkbar macht, durchaus unberechtigt ist. Hauptvoraussetzung zu dieser Annahme ist natürlich, daß das deutsche Volk

1. unverdrossen weiterarbeitet und
2. den nationalen Zusammenschluß aller Kreise und aller Parteien erstrebt.

Oesterreichische oder gar russische Zustände können in Deutschland nur dann eintreten, wenn auch auf politischem Gebiete den Fußstapfen dieser Länder gefolgt wird. Die Unbeweglichkeit und geistige Stumpfheit des Russen war schon vor dem Kriege ebenso sprichwörtlich geworden, wie die Leichtlebigkeit und das in den Tag Hineinleben des Oesterreichers. Kein Wunder, daß diese Völker, da sie nach kaum überstandenen Weltkriege obendrein auch innenpolitisch nicht zur Ruhe kommen können, nunmehr auf wirtschaftlichem Gebiete völlig versagen und immer mehr dem Abgrunde zusteuern.

Deutschland mit seiner nie rastenden, stets arbeitsfrohen Bevölkerung ist dahingegen ein Faktor im Völkergetriebe, der nicht ohne Weiteres ausgeschaltet werden kann. Mit dem Zusammenbruche Deutschlands wäre der Weltbankrott besiegelt. Mit Ausnahme Frankreichs, das ein fanatischer Haß gegen alles, was deutsch heißt, die Augen verblendet hat, sehen das auch alle übrigen Weltmächte ein. Diese haben daher durchaus kein Interesse daran, Deutschland völlig zusammenzureißen und sich so in die Gefahr zu begeben, selbst in den Strudel eines versinkenden Deutschlands hineingerissen zu werden. Wohl aber nützen sie den schwankenden Kurs seines Geldmarktes aus. Nachdem sie bei dem Tiefstande der Mark ihre billigen Wareneinkäufe besorgt haben, wird von denselben Drahtziehern (es sind das nur ein paar Männiken) ein künstliches Steigen der Mark in Scene gesetzt werden, um somit wiederum ein Absatzgebiet für ihre Rohstoffe zu schaffen. Dem Wellenberg des Markkurses wird ein Wellental folgen und dies in periodischer Wiederkehr auch in kommenden Jahren. Für den deutschen Einzelbürger sowohl als für seine Gesamtheit, das deutsche Volk, wird die Hauptaufgabe darin liegen, Ruhe zu bewahren und die Kraftprobe auf seine Nerven zu bestehen, damit es nicht doch noch von einer dieser Wellen mit fortgerissen und gegen Erwarten selbst seiner Gegner in den Strudel hinabgezogen wird.

Kapitel 42 – Samstag, den 12. November 1921

Die Demaskierung am Stammtisch: Eine weinselige Chronik menschlicher Schwächen im Jahr 1921

Die ersten Stürme seiner leidenschaftlichen Jugend sind verrauscht; er gleicht jetzt dem heranreifenden Jünglinge, der zwar noch das Feuer in sich spürt, das in seiner Sturm- und Drangperiode sein Herz durchglühte, aber nunmehr es sich zur Aufgabe gemacht hat, der Zügellosigkeit einen Damm zu setzen, und sich die klärende Wirkung der Erfahrung zu Nutze zu machen. Und, indem er, wie einstens der greise Philosoph Diogenes, in seiner hölzernen Tonne Gedanken nachhängt, die das Wesen alles Seins zum Gegenstande haben, ist er gerne bereit, auch die Umwelt dieser seiner Weisheit teilhaftig werden zu lassen. Die Größe der Dosen freilich, in denen er seine Weisheit verzapft, überläßt er dabei den Wissensdurstigen selbst. Kein Wunder daher, wenn mancher dieser, der in seiner entschuldbaren Unerfahrenheit glaubte, aus dem Borne des Wissens könne man mit Eimern schöpfen, dbi zu Falle kommt und zum Gespötte seiner Mitwelt wird. Denn vom Erhabenen zum Lächerlichen ist es nur ein kleiner Schritt. Wenn jemals das Wort: „Nur im Weine liegt Wahrheit“ zu Recht bestand, so trifft dies auf den Heurigen zu und wenn man die Wirkung des Weines auf allzu Wahrheitsdurstige irgendwo beobachten wollte, so ist dieses Jahr einem in den Schankstellen, wo der 21er wirklich unverfälscht verabfolgt wird, die denkbar beste Gelegenheit geboten.

So saß ich neulich an einer der lautersten Quellen, aus der der diesjährige „Neue in Reinkultur“ sich in die Römer einer erlesenen Stammtischrunde ergoß. Als ich in die Wirtsstube eingetreten war und an den alten runden Tisch herantrat, begrüßte mich mit seinem wohlwollenden Lächeln Herr Friedlich und bat seinen Nachbarn, Herrn Flink, etwas aufzurücken, damit ich meinen Stuhl einschieben könne. Dieser tat es mit der ihm eigenen Hast und stieß dabei unsanft an das Schienbein des Herrn Patzig, was dieser mit einer recht unangemachten Bemerkung quittierte. Eine Rede gab die andere, und wenn nicht Herr Klug gewesen wäre, der sofort seinen Freund Flink wirksam gegen die unberechtigten Angriffe des Herrn Patzig in Schutz nahm, so hätte es sicherlich unliebsame Weiterungen gegeben. Zum Glücke wurde der sich entspinrenden Kontroverse auch dadurch die Spitze abgebrochen, daß Herr Würdig das Lokal betrat und auf dem eigens für ihn reservierten Stuhle Platz nahm. Sofort zog er die Unterhaltung an sich und erörterte in salbungsvollen Worten sein Lieblingsthema, nämlich, was unserer heutigen Zeit nottue. Herrn Fröhlich, der am unteren Ende der Tafel saß, und der von jeher den Inbegriff aller Stammtischgemütlichkeit in einem gemeinschaftlich gesungenen Liede erblickte, wollte dies durchaus nicht gefallen. Vergebens wies er darauf hin, daß heute so gar kein rechter Zug in die Gesellschaft käme und wurde dabei lebhaft unterstützt durch Herrn Glück, der soeben am Nachbartische seine dritte Ramschpartie verloren hatte. Seine beiden Partner, Wild und Bauer strichen unterdessen schmunzelnd ihren Gewinn ein und nahmen, dem Beispiel des Herrn Glück folgend, an unserm Tische Platz. Da machte Herr Fröhlich den Vorschlag, zur Hebung der Stimmung eine Runde „Neuen“ anfahren zu lassen, ein Vorschlag der allgemeines Beifallsgrunzen hervorrief. Die Augenbrauen des Herrn Würdig zogen schwarz bedenklich zusammen, doch konnte er der Gesellschaft zuliebe sich nicht alleine ausschließen und so stand bald vor einem jeden der Stammtischrunde ein volles Glas des

edlen Nasses. Die Stimmung war schon merklich im Sinne des Herrn Fröhlich gehoben, als Herr Ernst mit wichtiger Amtsmiene hinzukam, ihm zur Seite Herr Aufrecht mit einer großen schwarzen Aktenmappe unter dem Arme. Auch ihr Glas füllte bald der edle Jahrgang. Zunächst wurden noch gleichgültige Dinge mit der, einem deutschen Stammtische eigenen Wichtigkeit und Gründlichkeit erwogen, doch bald wurden die Stimmen lauter und früher als man es hätte ahnen können, stand man inmitten einer aufgeregten Debatte. Es handelte sich darum, endgültig festzustellen, ob Deutschland die ihm durch den Friedensvertrag von Versailles auferlegten Lasten tragen könne oder nicht. Herr Würdig mit verzücktem Augenaufschlage wies darauf hin, daß es eine Ehrensache sei, übernommene Verpflichtungen zu erfüllen, koste es, was es wolle. Herr Ernst beleuchtete die Frage von der juristischen Seite aus und wurde in seinen gelehrten Ausführungen jedesmal, wenn er mit seiner großen Hornbrille auf seinen Nachbar Aufrecht hinüberblickte, durch ein verständnisvolles Kopfnicken dieserseits unterstützt. Da griff Herr Glück in die Debatte ein und wies darauf hin, daß nur dem Mutigen die Welt gehöre und daß, wie einst der Pole gesungen habe: „Noch ist Polen nicht verloren“ so auch jetzt es die Pflicht eines echten Deutschen sei, an die Zukunft seines Vaterlandes zu glauben. Dies gab Herrn Fröhlich willkommene Veranlassung, vorzuschlagen, als gemeinschaftliches Lied: „Deutschland, Deutschland über alles“ zu singen, was jedoch Herr Klug mit dem Hinweis darauf vereitelte, daß das Anstimmen dieses Liedes von Außenstehenden falsch gedeutet werden könne. Das brachte nun aber Herrn Friedlich in Harnisch, von dem man sonst nicht gewohnt war, daß er einer geäußerten Meinung widersprach. Er, der es während der fast fünfjährigen Dauer des Weltkrieges ängstlich vermieden hatte, in irgend eine Fühlung mit einem unserer doch recht zahlreichen Feinde zu treten, obwohl sich ihm seiner allseits anerkannten Kriegstauglichkeit halber reiche Gelegenheit dazu geboten hätte, wäre es ihm nicht jedesmal im kritischen Augenblicke geglückt, den Nachweis seiner Unabkömmlichkeit zu erbringen, wurde nunmehr in seinen Ausführungen umso rabiater und drohte den inneren und äußeren Feinden, die es wagen wollten, sein Vaterland anzutasten, den Untergang. Die einzige Rettung aus der Lauheit des Bürgertums und der Verständnislosigkeit der Allgemeinheit gegenüber der heutigen politischen Lage sah er in einem kommenden Kriege. Er machte sich anheischig, als Erster dabei zu sein, wenn es wieder los ginge. Herr Wild, von dem man sonst wohl ähnliche Redensarten gewohnt war, und den man deshalb darin nicht mehr ganz ernst nahm, klopfte ihm nun besänftigend auf die Schultern und bemühte sich vergeblich, die Wahrheit des Satzes zu beweisen, daß einem armen Manne sein Zorn nichts nütze. Jetzt wurde auch Herrn Glück weh zu Mute und er kam, nachdem er seinen süffigen Vorrat etliche Mal ergänzt hatte, zu dem betrüblichen Schlusse, daß unsere Zukunft in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt und voraussichtlich Alles verloren sei. Seine zusammenhanglosen Reden wurden nur noch durch die Binsenweisheiten des Herrn Klug übertroffen, der plötzlich durch eine derartige Geistesarmut glänzte, daß ein „Frischhinzugekommener“ hätte annehmen müssen, das Lied, das Herr Fröhlich soeben, allerdings allein, anstimmte — ich weiß nicht was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin — bezöge sich auf ihn. An einem der kleinen Nebentische saßen Herr Grad und Herr Fest, die sich mit dem Wirte über die kommende Landtagswahl unterhielten, und deshalb den Gesprächen an unsrem Tische keine weitere Beachtung geschenkt hatten. Jetzt aber stutzten sie, denn sie vernahmen die Stimme des Herrn Bauer, der sonst die unverfälschteste Mundart redend, plötzlich hochdeutsch zu sprechen begann. „Jetzt ist es aber Zeit“ meinte Herr Grad, wenn der Bauer hochdeutsch spricht, hat er sein Teil weg“. Es ist sein Fünfter, ergänzte der Wirt und die anderen haben nicht viel weniger. An

unserem Tische machte jetzt Herr Flink den Vorschlag, langsam aufzubrechen, doch meinte Herr Ernst, der merklich aufgetaut war, so fröhlich wie heute, käme man doch nicht mehr zusammen. Herr Glück mahnte seinerseits zum Aufbruch schon wegen der Gardinenpredigt, die einen jeden heute Abend erwarte. Als man nunmehr Herrn Patzig um seine Meinung fragte, meinte er bescheiden, er richte sich ganz und gar nach dem Beschlusse der Allgemeinheit. Nach langem Hin und Her beschloß man den Heimgang, der gruppenweise angetreten wurde.

Da mir als stiller Beobachter vorgenommen hatte, den Verlauf der Dinge abzuwarten, blieb ich sitzen, bis die Letzten gingen. Es waren dies Herr Wild und Herr Würdig. Ersteren kannte ich überhaupt nicht mehr, so zahm war er geworden. Man hätte glauben können, er habe den ganzen Abend statt des „Neuen“ nur von der „Milch der frommen Denkungsart“ genossen. Seine Reden triefen förmlich voll edler Sanftmut. Als ich Herrn Würdig, der einen Augenblick vorher in die Küche verschwunden war, zum endgültigen Aufbruche herbeiholen wollte, sah ich, wie er eben gerade einem drallen Küchendragoner in die Wangen kniff, was das sonst nicht sehr schüchterne Mädchen mit den bestürzten Worten hinnahm: „Aber Herr Würdig, aber Herr Würdig, wenn das Frau Würdig wüßte!“

Schließlich wurde doch der Heimweg angetreten. An der nächsten Straßenecke holten wir Herrn Patzig ein, der bescheiden einen Laternenpfahl, den er eben angerempelt hatte, um Entschuldigung bat. Herr Friedlich, der Bauer, der sonst eine unverfälschteste ihm zur Seite stand, trällerte ein blutdürstiges „Lanzenlied“ in die kalte Nacht hinaus und Herr Flink tastete sich langsam und mühevoll an der langen Häuserreihe entlang. Eine Strecke weiter tauchte eine wackelige Gestalt auf, der schwankenden Schrittes eine zweite folgte. Es waren das Herr Grad und Herr Fest vom Nachbartische, die gar nicht wußten, wie ihnen geschah. Herr Ernst, der uns nicht mehr erkannte, hatte seine wichtige Amtsmiene gänzlich verloren. Lustig piffte er ein Liedlein in die Luft und äußerte wiederholt den lauten Wunsch, wenn nur jetzt ein Schutzmann käme. Da sank sein treuer Begleiter, Herr Aufrecht seufzend zu seinen Füßen nieder. Es war eine tragikomische Situation, die noch verschärft wurde durch ein Bild, dessen Mittelpunkt Herr Fröhlich bildete. In Wehmut zerflossen und zerwühlt von Weltschmerz, wie ihn in dieser Form nur der Alkohol hervorzurufen pflegt, saß er auf der untersten Stufe einer Haustreppe. Und während ihn der Mond mitleidig und tröstend zugleich mit dem ganzen Verständnis einer tausendjährigen Erfahrung anblinzelte, wischte er sich mit seinem roten Schnupftuche die herabperlenden Tränen ab. Ich will die übrigen Einzelheiten dieser klaren Sternennacht nicht weiter ausmalen; auch ich spürte allmählich die Wirkung des Neunzehnhunderteinundzwanzigers.

Und während sich all das in jener verhängnisvollen Nacht abspielte, grübelte dieser, wie einst der greise Philosoph Diogenes, in seiner hölzernen Tonne nach über das Wesen alles Seins und träumte von einer verklärten Zukunft.

Kapitel 43 – Samstag, den 25. November 1921

Der moralische und künstlerische Verfall des modernen Tanzes im Vergleich zu seinen historischen Wurzeln

Die Zeit der Kirchweihfeste ist jetzt vorüber, die von jeher die willkommenste Gelegenheit bot, wie der schöne Ausdruck heißt, „das Tanzbein zu schwingen“. Auf diesen Kirchweihen, bei denen die Tanzgesellschaft, wie üblich, eine ziemlich bunt zusammengewürfelte darstellte, war es interessant zu beobachten, wie die althergebrachten Tänze auffällig in den Hintergrund traten, gegenüber den modernen, aus dem Auslande importierten Tanzschlagern. Nur ganz vereinzelt und schüchtern mischte sich in die Fox Trotte, One-Steps, Two-Steps, und welche Namen die neue Tanzseuche auch führen mag, ein ruhiger gemütlicher Wiener Walzer. Er glich dem feinen alten Herrn, der aus Versehen in eine Schiebergesellschaft geraten ist, dem ortsunkundigen biedereren Bürgersmann, der, ohne es zu ahnen, sich mitten in einem feudalen Schlemmerlokale befindet. Mit geringschätzenden Blicken wird er von allen Seiten angeschaut, weil sein Rock nicht den neuesten Schnitt aufweist; und doch schlägt unter diesem vielleicht etwas fadenscheinigen Kleide ein ehrlicheres und edleres Herz, als unter den Smokings und seidenen Blusen derer, die ihn höhnisch belächeln.

Als ruhiggehender Kirchweihbummler sah ich neulich die Tanzpaare in dem jetzt so modernen Tanzschritt an mir vorüberhumpeln. Da kam es mir so recht zum Bewußtsein, daß wir auch in Bezug auf das Tanzen Bahnen beschritten haben, die eine starke Neigung nach unten aufweisen. Aus dem Tanze in seiner natürlich logisch aufgebauten Form, der wie die Sprache und die darstellenden Künste nichts weiter als ein Ausdrucksmittel eines inneren Erlebens darstellen soll, ist ein förmliches Stottern mit den Füßen und ein unartikulierte Stammeln mit den unteren Gliedmaßen geworden. Wo er wirklich noch einen seelischen Zustand ausdrückt, läßt er einen Blick tun in einen Abgrund des moralischen Verfalles, der das traurige Bild, das wir alltäglich um uns herum zu schauen gewohnt sind, in erschreckender Weise vervollkommenet. Ein Rückblick auf das ursprüngliche Wesen des Tanzes läßt diese Einsicht zur Überzeugung reifen.

Bei allen Naturvölkern, mögen sie dem grauen Altertum angehören oder heute noch im Inneren Afrikas leben, war und ist der Tanz ein wesentlicher Bestandteil des religiösen Kultus. Er bildet das Ausdrucksmittel der Gemütsstimmung, aus der heraus einem höheren Wesen die Huldigung dargebracht wird. Ob Freudentanz als Dank für empfangene Gnadenbeweise oder Trauertanz zum ehrenden Angedenken an gefallene Stammesgenossen, stets bildet ein gewisser Ernst die Grundlage. Aus den rhythmischen Bewegungen des Körpers, die Leid und Freud, Haß und Liebe, Versöhnung und Rache ausdrücken sollen, entwickelten sich die Einzeltänze und Reigentänze, die Waffen- und Trauertänze. Erst später bildeten sich die sogenannten Gesellschaftstänze heraus, die nur den Zweck der Lustbarkeit und des Vergnügens hatten. In diesen Gesellschaftstänzen wiederum, an denen im allgemeinen beliebig viele Paare teilnehmen können, bilden diejenigen eine Gruppe für sich, bei denen nur ein Paar oder eine bestimmte Anzahl von Paaren die Tanzfiguren stellen. Als eine besondere Gruppe können wir auch die sogenannten Nationaltänze ansprechen, die jedesmal dem betreffenden Volke eigentümlich, in Musik und

Rhythmus, dessen Charakter widerspiegeln. In vielen Fällen beschränkt sich der Tanz auch nur auf eine symbolische Wiedergabe von Beobachtungen aus dem Naturleben. So wird der „Schuhplattler“ erst verständlich und zu einem wahren Erlebnis, wenn man weiß, daß er das Balzen vom Spielhahn zum Motive hat. Und wer jemals eine Vollblutitalienerin unter dem eintönigen Rasseln des Tamburin den „Tarantella“ tanzen sah, oder etwa die spanische Tänzerin „Guerrero“ den „Fandango“ mit Kastagnettenbegleitung, dem wird der tödliche Stich der Tarantel klarer zum Bewußtsein gekommen sein, als durch weitschweifige Erzählungen in einem Leitfaden für Zoologie. Und wer die Schlangentänzerin Mabel Young erlebt hat, dem wird plötzlich die „Laokoon-gruppe“ Fleisch und Blut geworden sein. Neben direkten Anlehnungen an Naturereignisse und Naturstimmungen wählen gewisse moderne Tanzkünstler und Tanzkünstlerinnen in ihren Fantasiestänzen, die teils lyrischer, teils dramatischer Art zu sein pflegen, musikalische Schöpfungen alter und moderner Meister als Tanzmotive. Diese Tänze gehen im eigentlichen Sinne am tiefsten auf die ursprüngliche Tanzform zurück. Sie sind daher zweifellos mehr als künstlerische Leistungen, denn als Kunstleistungen anzusehen. Während bei den theatralischen Tänzen, den „Spitzentänzen“ und den „Ballettarrangements“ das Hauptaugenmerk auf die äußere Form und Linie gerichtet ist, spielt bei diesen „Fantasiestänzen“ das seelische Moment die Hauptrolle. Die einst so gefeierte „Saharet“ war als Akrobatik bewunderungswürdiger, denn als Tänzerin. Die zarte „Cleo de Merode“ bildete den Mitteltyp der Balletteuse im althergebrachten Sinne und den modernen Vertretern des Fantasietanzes.

Fortsetzung folgt.

Kapitel 44 – Samstag, den 26. November 1921

Fortsetzung von 43

Der moralische und künstlerische Verfall des modernen Tanzes im Vergleich zu seinen historischen Wurzeln

Um auf die Nationaltänze zurückzukommen, so lehnt sich beispielsweise der Krakauer Nationaltanz der „Krakowiak“, der besonders bei der dortigen Landbevölkerung sehr beliebt ist, zumeist an eine Schilderung eines Naturschauspieles oder eines persönlichen Erlebnisses an. Somit bildet er die Brücke zwischen den gestern angeführten „Naturtänzen“ und denen, die nur den Charakter einer Nation zum Ausdruck bringen wollen. Die Lebhaftigkeit der Polen, die in ihrem Nationaltanz, dem „Mazurka“ durch lautes Aufstampfen mit den Füßen zum Ausdruck kommt, ebenso der russische Nationaltanz, der mit klingenden Sporen zumeist in hockender Stellung getanzte wird, und so das behäbig Gutmütige des ungeschlachteten Russen charakterisiert, mögen typische Beispiele von Nationaltänzen sein. Wie so der Tanz den Charakter eines Volkes widerspiegeln kann, so vermag er auch den Stempel seiner Zeit zu tragen. Oder kann man sich ein „Menuett“ oder den „Lancier“ in Hosen mit Bügelfalten getanzte vorstellen, ohne daß die Tanzfiguren und die, die sie stellen, lächerlich wirken? Gehören dazu nicht die Kniehosen und Schnallenschuhe, wie sie die zierliche Gespreiztheit jener Zeit verlangte? Und die schönste „Quadrille“ mag sie getanzte oder geritten werden, atmet nur dann den zarten Duft des Ursprünglichen, wenn sie in Kostüm vorgeführt wird. Anders wiederum die Tänze, bei denen ewig sich gleichbleibende

Gefühle den Takt und die Form bestimmt haben. Die altdeutschen Reigentänze beispielsweise haben auch heute noch ihre Ursprünglichkeit bewahrt. In manchen Kinderspielen und in vielen Bauerntänzen finden wir ihre Anklänge. Wo immer wir sie antreffen, niemals wähen wir in ihrer Nähe den Staub einer alten Rumpelkammer einatmen zu müssen, sondern stets umweht uns hier der süße Duft eines ewigen Lenzes.

Die Rundtänze endlich, die als reine Gesellschaftstänze ausschließlich die momentane harmlose Freude ausdrücken, sind ziemlich neuen Ursprunges. 1835 kam in Prag der erste Rundtanz in Mode. Einer der bekanntesten, und zudem am leichtesten zu lernen, ist der „Polka“. Oft wird er, und zwar fälschlich als polnischer Tanz gedeutet; vielmehr ist er böhmischen Ursprunges. Der König unter den Rundtänzen aber ist der Walzer, den der „Walzerkönig Strauß“ als „Wiener Walzer“ zu einer bis dahin unerreichten Höhe gebracht hat. Ein volles Menschenalter hindurch hat er die Tanzböden der ganzen zivilisierten Welt regiert, und sich auch dann noch behauptet, als die Ausländer „Washington Post“ und „Boston“ ihren Siegeszug durch Europa hielten.

Diese riefen eine einschneidende Umwälzung in dem Reiche der Gesellschaftstänze hervor, ohne jedoch nachhaltigen Einfluß gewinnen zu können. Wie sie kamen, so gingen sie auch wieder, und heute führen sie nur noch ein kümmerliches Dasein in den Tanzstunden für Anfänger im Tempel Terpsichores. Was ihnen aber in jüngster Zeit aus ihrer Heimat nachgefolgt ist, kann sich, was Grazie und Anmut anbelangt, mit ihnen nicht messen. Der Hinweis darauf, daß ihnen Neger- und Kanibalentänze zu Grunde liegen, kann sie nicht entschuldigen.

Es sind richtige Produkte des modernen Zeitgeistes, oberflächlich bis roh, gewissermaßen pervers und taktlos. Nur ganz vollendet getanzt sind sie einigermaßen erträglich, aber allen fehlt von Haus aus die frische Natürlichkeit. Wenn auch einige angeblich sich an die Natur anlehnen (Fox Trott), so geschieht das aber mehr als Karikatur, denn in der Form einer künstlerischen Verarbeitung. Von diesen „ganz Neuen“ ist der „Chimy“ das Tollste, was an Geschmacklosigkeit bis jetzt geleistet worden ist. Dieses „Gemäuschel mit die Füß“, wie man es auf der Auerbacher Kerb so schön beobachten konnte, ist ein wahrer Faustschlag in das Gesicht jedes ästhetisch empfindenden Menschen. Dieses ewige Getrippel, Gegagel und Gewackel schlägt auf die Dauer selbst dem ruhigsten Beobachter auf die Nerven. Versöhnlich erscheint uns bei diesem Tanze nur der Umstand, daß er die „schebben Beene“ und „Plattfuß“ so mancher Tanzenden in der rücksichtslosesten Weise zur Geltung kommen läßt und insofern erzieherisch wirken kann, als er nach Plattfüßeinlagen schreit und die holde Damenwelt vielleicht endlich davon abbringt, den alten Spruch wahr zu machen: „Je krimmer die Baah, desto kerzer die Röck“. Sollte der „Chimy“ diese kulturelle Aufgabe wirklich haben, dann freilich bedauere ich das Vorurteil, mit dem ich an ihn herangetreten bin.

Kapitel 45 – Samstag, den 10. Dezember 1921

Der verpatzte Nikolausabend und die Tücken des „Neuen“

Es gibt Leute, die haben eben Pech in allem, was sie angreifen und selbst, wenn sie sich ihren Mitmenschen einmal nützlich erweisen wollen, fällt es zu ihrem Schaden aus. Das hat der Tobias Wendel am vergangenen Montag Abend am eignen Leibe erfahren müssen, als er im Hause des Christian Stoffel den „Nikolaus machen“ wollte. Die Sache hat folgendes Bewandtnis: Obengenannter Christian Stoffel hatte in den vorhergehenden Jahren immer selbst für seine Kleinen den Nikolaus dargestellt; da sie aber inzwischen älter und klüger geworden waren und ihre Beobachtungsgabe sich schon mehrmals in recht erfreulicher aber auch recht bedenklicher Form geäußert hatte, er aber andererseits das bequeme Erziehungsmittel nicht ganz entbehren wollte, das in dem Erhalten des Glaubens bei unseren Kleinen an den lieben guten Nikolaus steckt, so wagte er es diesesmal nicht mehr, selbst die Rolle zu übernehmen, da er fürchtete, daß mit seinem Erkanntwerden ein für allemal die Wirkung der Zuchtrute des heiligen Knechtes Ruprecht vernichtet sei. Deshalb hatte er sich für den diesjährigen Nikolausabend die Mithilfe seines Schwagers Johannes gesichert. Aber das Schicksal wollte es anders. Schwager Johannes mußte plötzlich an fraglichem Montag verreisen und der ganze schöne Plan, den man ausgeheckt hatte, fiel damit ins Wasser. Aber Christian war durchaus keine von den Naturen, die sich gleich aus der Fassung bringen ließen; er wußte gleich Rat. Als ihm seine Frau voller Aufregung von der plötzlichen Abreise des Schwagers Mitteilung gemacht hatte, langte Christian seinen Hut von dem Garderobeständer und ging in den kalten Abend hinaus. Schnurstracks nahm er den Weg nach seinem Stammlokale, das er eigentlich heute in Anbetracht der geplanten Familienfeier nicht aufsuchen wollte. Nunmehr war es er diese seine sehr geradezu Pflicht geworden, galt es doch für ihn, einen geeigneten Nikolaus für den heutigen Abend ausfindig zu machen. Als er das Lokal betrat, mußte er sich zunächst die Brillengläser gründlich abwischen, denn der ovale Stammtisch war übersetzt und die Luft bei der Anwesenheit so vieler Menschen zum schneiden. Er musterte die Reihen der Gäste. Da blieb sein Auge auf den Tobias Wendel haften, den er zwar nur flüchtig kannte und meistens nur wenig beachtete, der sich ihm gegenüber aber stets willfährig und äußerst entgegenkommend gezeigt hatte. Denn er, Christian Stoffel war ein angesehener wohlhabender Bürger; Tobias Wendel ihm gegenüber ein armer Schlucker. Er saß wie immer, seelenvergnügt in seiner Ecke und war gerade dabei, den fünften halben Neuen anzutrinken. Seine an sich nicht sehr große, weinseligen Äuglein waren bereits etwas klein geworden und aus seinem rosig angehauchten Gesichte reckte sich ein ziemlich derbes Riechorgan bläulich schimmernd in den Dunstkreis seines Stammglases. Christian malte sich den Tobias Wendel im Geiste aus, welche Figur er wohl in dem langen weißen Flachsbart, dem dicken Pelzmantel und den hohen Reiterstiefeln machen würde und kam zu dem Schlusse: „Der und kein Anderer muß heute Abend bei mir zu Hause den Nikolaus darstellen.“ Da keine Zeit zu verlieren war, bat er den Tobias heraus und trug ihm mit bestrickender Liebenswürdigkeit sein Anliegen vor. Er hatte sich nicht getäuscht; er fand bereitwillige Zusage, denn Tobias Wendel rechnete es sich im Inneren zur hohen Ehre an, gleich in so familiärer Weise in das Haus des angesehenen Christian Stoffel eingeführt zu werden. Man besprach eilig dies und das, dann ließ Christian noch zwei halbe „Alte“ kommen, die auf ein gutes Gelingen des heutigen Abends geleert wurden und schließlich begab man sich im Schutze der Dunkelheit in Christian Stoffels Behausung. Nicht

ohne Schwierigkeiten gelang es Beiden, jedes auffällige Geräusch vermeidend, die drei Stockwerke emporzuklimmen, wo bereits Christians Eehälfte auf ihren Mann wartete! Auf das Geheiß ihres Mannes verstaute sie die Kinder in das äußerste Zimmer; inzwischen führte Christian seinen Gast in den Empfangssalon, wo bereits Mammachen alles für den „Onkel Nikolaus“ zurechtgelegt hatte. Tobias Wendel folgte beiden mechanisch, denn er fühlte eine eigenartige Schwere in seinen Beinen. Zum Glücke war das Zimmer nur spärlich erleuchtet, da das Gas gerade einmal wieder versagte, sonst hätte Frau Stoffel von vorneherein gemerkt, wie weit es mit ihm stand. Als ihn nämlich Christian seiner Frau vorstellte, machte er eine Verbeugung, die ihm beinahe das Gleichgewicht gekostet hätte und er mußte den linken Fuß zurücksetzen, um nicht hinten überzufallen. Tobias Wendel merkte wohl, daß der neue Wein bei ihm zu wirken anfang, aber er raffte sich zusammen, galt es doch, sich heute von der besten Seite zu zeigen, damit die durch einen glücklichen Zufall angeknüpften Beziehungen zu dem Hause Christians durch ein Gelingen des heutigen Abends sich noch inniger gestalten möchten. Das Ehepaar Stoffel überließ ihm nun sich selbst, nachdem sie ihm alles Wissenswerte gesagt und gezeigt hatte. Zunächst kleidete er sich ein. Die hohen Wasserstiefel konnte er noch ohne allzugroße Anstrengung über seine Beinkleider ziehen. Als er jedoch den dicken Pelzmantel von Christians Großvater angezogen hatte, wurde es ihm doch etwas schwül zu Mute. Nun wurde der weiße Flachsbart angelegt, und die große schwere Fuchspelzmütze auf den Kopf gestülpt. Damit sie nicht herunterfallen könne, band er sie mit einem mächtigen wollenen Tuche fest, das zugleich den Zweck hatte, das natürliche Haupthaar zu verbergen. Dies Alles erzeugte in ihm selbst in dem ungeheizten Zimmer eine Temperatur, die fast unerträglich war. Nun nahm er die Rute in die eine Hand und schwang zwei große Säcke über die Schultern, gefüllt mit Aepfeln und Nüssen, Lebkuchen und Buttergebackenem. Auf ein gegebenes Zeichen wurde von Christian die Schelle auf dem Vorplatz in Tätigkeit gesetzt und Tobias Wendel betrat als Nikolaus verkleidet, dröhnenden Schrittes das Zimmer, in dem sich Christians Familie aufhielt. Verängstigt hatten sich dort die Kinder in die äußerste Ecke geflüchtet. Als nun der schauerliche Mann mit dem langen weißen Barte hereinstampfte, da schrien sie laut auf und suchten hinter dem Rocke der Mutter Schutz. Diese bewahrte mit Mühe ihren Ernst, beschwichtigte die Kleinen und ermahnte sie, nunmehr recht brav und artig den Nikolaus für all das um Verzeihung zu bitten, was sie das Jahr über an bösen Streichen verübt hätten. Sie taten es zögernd unter Zittern und Beben, denn der Nikolaus schien ein gar böser Mann zu sein. Er schnitt Grimassen und verzog sein Gesicht ganz schauderhaft, auch schluckte er laut und seiner Kehle entrang sich ein eigentümliches Würgen. Als die Kindlein ihr Gebet gesprochen hatten und reu- de- und wehmütig der großen Ermahnungsrede mit eingeflochtenen Rutenstreichen gewärtig waren, die ihnen noch von den früheren Jahren her in Erinnerung geblieben war, da geschah etwas Unerhörtes. Der so gefürchtete Nikolaus verlor plötzlich das Gleichgewicht, taumelte auf Mamma Stoffel zu, beschrieb plötzlich eine Kurve, die eine Säule mit daraufstehender Figur zu Falle brachte und fiel schließlich in das Erbstück der Familie, Großvaters plüschgepolsterten Lehnseessel. Dort saß er, der gefürchtete Mann, wie ein Häufchen Unglück, er atmete laut und lallte unverständliche Worte vor sich hin. Familie Stoffel war sprach- und ratlos, Mamma Stoffel insbesondere empört. Hastig wurden die Kinder in das Nebenzimmer geschoben und ihnen die Aepfel und Nüsse, die Lebkuchen und das Buttergebackene aus den Säcken des inzwischen eingeschlafenen Nikolaus gereicht. Trotzdem sich das Ehepaar Stoffel die größte Mühe gab, den Kindern nichts von ihrer Aufregung und Bestürzung merken zu lassen, fing doch im

Hinausgehen der Aelteste die rasch hingeworfene Bemerkung des Vaters auf: „Er hot en Neue zu viel getrunke.“

Wie die Sache weiter ausging entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls soll durch dieses Vorkommnis der Glaube an den heiligen Nikolaus bei dem Nachwuchs der Familie Stoffel stark erschüttert worden sein.

Ich habe dieses Geschichtchen, das sich wirklich so zugetragen hat, in meinen „Lebensweg“ aufgenommen, nicht nur weil es an und für sich köstlich und wert ist der Nachwelt überliefert zu werden, sondern auch weil man daraus gar manche Nutzenanwendung ziehen kann. Als zwei Tage später eine „mündelsichere Bank“ plötzlich eine Kurve beschrieb, die wie die des Tobias Wendel in gänzliche Auflösung endigte, da wollte es mir dünken als ähnele auch in anderer Beziehung das eine lustige Ereignis dem anderen bedauerlichen.

Wenn durch „einen halben Neuen zuviel“ ein ganzer Kinderglaube an den heiligen Nikolaus erschüttert werden kann, um wie viel mehr durch eine unvorsichtige Spekulation eines Bankbeamten der Glaube und das Vertrauen der Bevölkerung zu der Stabilität des modernen Bankwesens.

Anmerkung: Diese Geschichte lässt sich auch in Mundart unter dem Titel „De Belznickel“ (Der Nikolaus) im Bergsträßer Anzeigeblatt als auch im Werk „Bensemer Plaschderstaa“ (Bensheimer Pflastersteine) finden. Im Bergsträßer Anzeigeblatt erschien die Geschichte am 10. Januar 1931, in der Monographie, welche Spenden für das neue Bensheimer Schwimmbad bringen sollte, im Februar 1934.

Kapitel 46 – Samstag, den 17. Dezember 1921

Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Rolle von Haus- und Grundbesitzervereinen im Wandel der Zeit

Da ich so wie so die Absicht hatte, im Laufe der Zeit auch einige öffentliche Einrichtungen und soziale Bestrebungen in den Lichtkegel meiner Betrachtungen zu ziehen, so erscheint mir heute die Gelegenheit willkommen, mich angesichts der Neugründung eines „Haus- und Grundbesitzervereins für Bensheim und Umgebung“ über die Richtlinien zu verbreiten, die solchen und ähnlichen Vereinigungen zu Grunde liegen sollen. Eine diesbezügliche Betrachtung hat insofern nicht nur ein lokales sondern auch ein allgemeines Interesse, als es nur eine Frage der Zeit sein wird, daß diese Art Vereine selbst in den kleinsten Gemeinden werden ins Leben gerufen werden. Dafür spricht die zwingende Notwendigkeit und der wohl zu verstehende Drang des Grundbesitzers, sein Eigentum gegen die Angriffe aller Art und die Eingriffe in sein persönliches Eigentumsrecht zu schützen. Nur durch Zusammenschluß und gemeinsames zielbewußtes Vorgehen kann in dieser Hinsicht etwas erreicht werden.

Ein altes englisches Sprichwort besagt: „My house is my castle“, auf deutsch: „Mein Haus ist meine Burg“. Dieser alte Rechtsspruch, der durch alle Jahrhunderte hindurch seine unbestrittene Gültigkeit hatte, und schon 1244 in dem Hamburger Stadtrecht als

grundlegend zum Ausdruck gebracht worden ist, galt bis auf unsere Tage als unantastbar. Auch im bürgerlichen Gesetzbuche wurde er durch die Einfügung des Paragraphen gegen den Hausfriedensbruch als zu Recht bestehend anerkannt. Im Laufe der letzten Jahre ist das anders geworden. Heute gehört der Hausbesitzer zu den im wahren Sinne des Wortes Entrechteten. Nach den bestehenden Gesetzeseinrichtungen hat er nicht mehr das volle Verfügungsrecht über Haus und Hof. Die Zeitverhältnisse zwangen sicherlich bis zu einem gewissen Maße zur Außerkraftsetzung des traditionellen Privatrechtes. Mag aber selbst der Satz nicht als gänzlich unhaltbar bestritten und bekämpft, sondern mit Einschränkungen anerkannt werden, daß nämlich Grund und Boden Allgemeingut und der jeweilige Besitzer sozusagen nur der Verwalter seines Besitzthums sei, so ist es doch ein Unding und ist und bleibt ein schreiendes Unrecht gerade den Hausbesitzer einseitig mit allen erdenklichen Lasten und Abgaben zu überhäufen und zu gleicher Zeit auf seine Kosten immer nur auf das Wohl des Nichtgrundbesitzers, der deswegen noch lange nicht der wirtschaftlich Schwächere zu sein braucht, bedacht zu sein. Die neuen Steuern und Belastungen, die dem Hausbesitzer drohen, sind unerhört und laufen auf die gänzliche Vernichtung des sogenannten Mittelstandes hinaus. Sie sind ungerecht und verwerflich, weil sie Ausnahmegesetze gleichkommen und zweckundienlich, weil sie jede Baulust unterbinden und dadurch die bedauerliche Wohnungsnot ins Ungeheuerere steigern. Auf der anderen Seite ist es dem Hausbesitzer nicht möglich, selbst wenn es, wie es geplant ist, gesetzlich zulässig würde, nämlich die kommenden Lasten in entsprechendem Umfange auf die Mieter abzuwälzen, da ein großer Teil derselben tatsächlich eine derartige Mietsteigerung nicht ertragen könnte. Von allen diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, ist es daher nur zu natürlich, daß sich die Hausbesitzer „in Wahrung berechtigter Interessen“ zu Verbänden wie der oben genannte zusammenschließen. Diese „Haus- und Grundbesitzervereine“, und das sei gleich vorweg genommen, sollen aber nicht in diametralem Gegensatz zu den ebenfalls seit neuester Zeit ins Leben gerufenen „Mieterschutzvereine“ stehen, sondern vielmehr nur als natürliches Gegengewicht in engster Fühlung mit demselben arbeiten. Deshalb gilt das, was ich jetzt zu sagen habe, in gleicher Weise für beide Arten von Vereinigungen:

Keiner von beiden darf sich als eine Kämpfertruppe betrachten, die den Zweck verfolgt, natürliche Gegensätze ins Uebermäßige zu steigern, oder gar da Gegensätze zu konstruieren, wo bei einem bisschen guten Willen gar keine zu bestehen brauchen. Auf dem Boden der Verständigung und des gegenseitig sich Verstehenwollens wird erfahrungsgemäß weit mehr erreicht als im erboßten Zweikampfe mit zweifelhaftem Ausgange.

Als zweite Forderung sei die aufgestellt, daß in diesen rein wirtschaftlichen Fragen jegliche Parteipolitik und jeglicher Parteisport von welcher Seite er auch kommen mag, zu schweigen hat. Politische Gegensätze und Aehnliches gibt es meines Erachtens nach in diesen ausschließlich sozialen Erörterungen nicht, oder sollten es wenigstens nicht geben, sondern hier halten sich nur zwei unpolitische Parteien die Wagschale, nämlich Mieter und Vermieter.

Die dritte Notwendigkeit ist die, daß in den beiden Lagern Querulanten und Nörgler nicht zu Wort kommen dürfen. Jedem Mitgliede muß es zum Bewußtsein gebracht werden, daß hier nicht der Platz ist, persönlichen Mißmut und momentane Gereiztheit zum Mittelpunkte des allgemeinen Interesses zu machen. Auch gegen die Behörden und die vom Staate und den

Gemeindeverwaltungen getroffenen diesbezüglichen Einrichtungen hat jede aggressive Tätigkeit und feindliche Stellungnahme, soweit sie unberechtigt ist, zu unterbleiben. Nur so ist für beide Teile Ersprießliches zu erreichen und die Möglichkeit geboten, von Fall zu Fall eine für beide Seiten befriedigende Lösung herbeizuführen.

In diesem Sinne ist es zu begrüßen, daß der in Bensheim ins Leben gerufene Haus- und Grundbesitzerverein, wie das ja auch bei seiner Gründungsversammlung aus der Mitte der Mitgliedschaft betont wurde, es sich zur Aufgabe gemacht hat, diese Richtlinien genau zu befolgen. Möge er sich auf dieser Basis weiterentwickeln, dann kann er als Muster dienen für ähnliche Vereinigungen der näheren und weiteren Umgebung. Damit trüge er im Kleinen bei zu dem, was wir alle erstreben, dem Ueberbrücken der tiefen Klüfte und Gegensätze im Volksleben und somit zum Wiederaufbau der inneren wirtschaftlichen Verhältnisse.

Kapitel 47 – Samstag, den 24. Dezember 1921

Die verlorene Wahrheit des Weihnachtsfestes: Ein Weckruf zur Besinnung inmitten globaler Heuchelei

Wir feiern heute das Fest der strahlenden Kinderaugen und in die Freude der Kleinen über die Erfüllung ihrer Wünsche mischt sich das beseligende Sichzurückversetzen der Alten in die sorglose Zeit ihrer längst entschwundenen Kindheit. Der Zwist und die Sorge des Alltags ist heute vergessen und um alle Menschen schlingt sich das einigende Band lauterer Liebe. So sollte es wenigstens sein und so war es früher auch einmal. Das heilige Weihnachtsfest ist seinem innersten Wesen nach ein Fest der Liebe und des inneren Friedens. Aber leider hat die Gewohnheit schon längst etwas anderes daraus gemacht. Die Heuchelei, die sich vielleicht zu keiner Zeit so breit an den Laden gelegt hat, wie gerade in unseren Tagen, hat ihre Netze auch über die Weihnachtsfeier gezogen und verleitet dem stillen Beobachter doch etwas die Freude am Feste. Wie kann ernstlich betrachtet die heutige Menschheit glauben machen wollen, ein Fest der Liebe zu feiern, wenn sie eben erst aufgehört hat, sich in einer Weise zu zerfleischen, wie es bis dato die Weltgeschichte noch nicht zu verzeichnen hatte; und während sie am heutigen Tage in gemeinsamen Gebete zu demselben Gotte versunken daniederkniet, schmiedet sie zu derselben Zeit neue Ränke zur Vernichtung des Anderen. Wenn Weihnachten das Fest der Liebe sein soll, kann es da beispielsweise unser Vaterland in des Wortes altehrwürdigem Sinne feiern, während es sich in heimlichem Bruderkampfe zerstückelt? Und können es die übrigen Nationen, die in ihrem erbitterten Hasse darauf ausgehen, mit der gänzlichen Vernichtung Deutschlands Millionen und abermals Millionen von Menschen, die keinerlei Schuld an dem Weltbrande trifft, dem Verderben preiszugeben? Der ganze Popanz und die ungezählten scheinheiligen Augenaufschläge, mit denen man fromme Festesstimmung und innere Zerknirschung heuchelt, vermögen für einen Vorurteilslosen nicht die Unaufrichtigkeit und die niederträchtige Heuchelei hinwegzutäuschen, die einen wesentlichen Faktor des heutigen Weltgetriebes ausmacht.

Wahre Weihnachten nach dem Sinne einer moralisch hochstehenden Weltauffassung können wir nur dann wieder feiern, wenn unsere Herzen von den Schlacken gereinigt sind,

die die Krankheiten der modernen Zeit in ihnen erzeugt haben, der Mammonkult, die Unehrlichkeit, die Gehässigkeit und der Wille zur Vernichtung des Anderen. Die sogenannten Kulturstaaten, die sich insgesamt beschämt an die Brust schlagen müßten, wenn sie einen Vergleich ziehen würden zwischen sich und den von ihnen so verachteten Naturvölkern der Wildnis, ihnen steht wahrlich nicht das Recht zu, sich würdige Kinder und Nachfolger dessen zu nennen, dessen Geburt sie heute in salbungsvollen Worten und Lobgesängen verherrlichen. Erst Christ sein in des Wortes tiefster Bedeutung gibt das Recht, sich Christ zu nennen. Die Weihe der heutigen Nacht, jenen geheimnisvollen Zauber, der wie ein leichter Schleier über sie ausgebreitet liegt, kann nur ein edles Gemüt, sei es das des Einzelnen oder eines ganzen Volkes Seele in seiner vollen Tiefe empfinden. Aber wie viele können sich heute noch dessen rühmen? Und doch, es gibt auch deren genug, mehr als der oberflächliche Blick zu übersehen vermag. Die vielen unschuldigen Kinder, deren Herzen noch frei sind von den Fehlern ihrer Erzeuger, sie feiern auch heute noch wahre Weihnachten. Darum ist es hehre Pflicht eines Jeden, welchen Standes und wessen Art er auch sei, den heiligen Funken, der durch die Christnacht leuchtet, in die kindlichen Herzen zu nähren und zu neuer Glut zu entfachen, auf dass eine spätere Generation, durch die Not unserer Zeit geläutert, wieder einmal wahre Weihnachten feiern kann, inniger und aufrichtiger, als wir sie heute zu feiern vermögen. Es liegt ein eigentümlicher Reiz in der Erinnerung an frühere Tage. Und die Tage der Kindheit, schön und freudvoll verlebt, sind eine unerschöpfliche Quelle des Ergötzens das ganze Leben hindurch. Ihr Gedenken sind Lichtblicke in der Nacht, in der wir dahinwandeln, und eine schöne Kindheit ist der Mondschein am Abend des Lebens. Darum können wir Alten Weihnachten am schönsten und stimmungsvollsten nur da feiern, wo Kinder sind, denn neben dem Feste der allumfassenden Liebe, die aber heute verstoßen und unauffindbar in der Wüste umherirrt, ist und bleibt Weihnachten das Fest der leuchtenden Kinderaugen.

Kapitel 48 – Samstag, den 31. Dezember 1921

Kulturkritischer Neujahrs-Mahnruf an die deutsche Jugend: Eine Mahnung zu Recht, Fortschritt und Freiheit

Der Eintritt eines neuen Jahres bedeutet auf unserem Lebensweg einen neuen Markstein, den wir erreicht haben. Das verflossene Jahr liegt mit seinen heiteren und ernsten Stunden hinter uns und das kommende bedeutet eine noch unbekannte Strecke Weges, dessen Gefahren und Schönheiten wir nicht kennen. Der nächste Markstein liegt in weiter Ferne, und keiner von denen, die an dem heutigen mit einem lustigen Lied vorüberziehen weiß, ob er jenen mit Bestimmtheit jemals erreichen wird. Denn zwischen diesen Denksteinen lauert der Tod in tausenderlei Gestalt und das schwarzvermummte Unglück treibt sich am Wegesrande herum, um plötzlich und unerwartet wie jener, dem ahnungslosen Wanderer zu der vom Schicksal bestimmten Stunde den Weg zu verstellen.

Die Jugend, die das Vorrecht des leichten Sinnes hat, zieht mit unbekümmertem Jubel an den Wegsteinen vorüber und ehe sie sich versieht, schreitet sie schon munteren Schrittes inmitten des neuen Wegabschnittes. Aber der Bedächtigere, das nachdenklichere Alter,

bleibt an jedem dieser Steine stehen und hält Rückschau über die lange Reihe, die hinter ihm liegt. Es läßt die Gedanken zurückschweifen in frühere Jahre, besonders in dasjenige, das soeben zur Neige ging und gibt sich Rechenschaft über all das, was ihm auf der zurückgelegten Strecke als bemerkenswert erschienen ist.

Wenn wir selbst, zunächst dem Alter folgend, einen kurzen Rückblick werfen auf den zurückgelegten Weg, so müssen wir trotz der vielen, schönen Blümelein, die vielleicht der Einzelne zu einem blühenden Strauß zu winden in der Lage war, doch mit tieferstem Bedauern feststellen, daß ihn gar viele Dornen und mancherlei häßliches Unkraut verunzierte und manchmal die frohe Wanderlust empfindlich beeinträchtigte. Es soll ja gerne zugegeben werden, daß die Zeitumstände, die rauhen Stürme und die unerforschliche Hand des Schicksals die Grundmomente bildeten, von denen heraus der Weg nicht anders ausschauen konnte, als wir ihn unter unseren Füßen vorfanden, aber die Hauptschuld seines ungepflegten Aussehens tragen doch die, die unmittelbar vor uns und mit uns den Weg gingen, in erster Linie aber wir selbst, die wir uns keinerlei bemüßigt fühlten eine Besserung herbeizuführen. Das ist doppelt traurig und beschämend, wenn wir bedenken, daß gerade die Strecken des menschlichen Erdendaseins, die wir zu durchschreiten bestimmt sind in jenen Abschnitt der Weltgeschichte fallen, der auf ewige Zeiten in das Buch des Lebens eingetragen sein wird, um bei dem künftige Generationen mit Vorliebe in stillen Studien verweilen werden. Als Napoleon der Erste, der größte Meister der Massensuggestion, seine Schlachtlinien zu dem Kampfe an den Pyramiden formierte, da rief er mit gewolltem Pathos seinen Soldaten zu, daß Jahrtausende von den ehrwürdigen Bauwerken „auf sie herabschauten“. Damit wollte er sie zur äußersten Entfaltung ihrer Kräfte anspornen und erreichte auch vollauf das sich gesteckte Ziel. Sollte das unseren heutigen Zeitgenossen nicht zu denken geben? Nicht vergangene, sondern kommende Jahrtausende werden herabschauen auf ihr Tun und Treiben, auf ihre Lebensführung und auf ihr Verhalten in den Tagen des äußeren Glanzes und des inneren Zusammenbruches. Wahrlich, es wird eine Zeit geben, und sie kommt bestimmt, wenn nicht eine unerwartete Wendung zum Bessern eintritt, in der man unser Zeitalter als das des Wahnsinns und der Entartung bezeichnen wird. Nicht etwa hinsichtlich des politischen und sozialen Lebens, denn in dieser Beziehung stehen wir mitten in einer unaufhaltsamen notwendigen Entwicklung und die Früchte, die daraus endgültig hervorgehen, schlummern noch in den ersten Bildungskeimen. Aber hinsichtlich der Lebensführung des Einzelnen und des ganzen Volkes aller Klassen entbehrt unsere Zeit so sehr alles tieferen Ernstes und einer besonnenen Selbsterkenntnis, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn über uns einmal die Nachwelt den Stab brechen wird. Ein einheitliches Volksbewußtsein, wenn es ausgebildet wäre, müßte einen Jeden von uns, wenn auch auf verschiedenen Wegen, zu demselben Ziele führen. Statt dessen geht ein Jeder seinen eigenen Weg, den er für gut findet, wenn er auf diesem nur möglichst bequem und mühelos seine Taschen füllen kann. Die Heuchelei, die schon längst im privaten Leben zur Gewohnheit geworden ist und sozusagen zum guten Tone gehört, hat sich auch auf geistigem Gebiete Eingang verschafft. Erheuchelte Frömmigkeit ist nur zu oft ein beliebter Deckmantel für Schlechtheiten aller Art und wenn die Welt jemals so weit ab war vom wahren ursprünglichen Christentume, so ist sie es in mitten des zwanzigsten Jahrhunderts. Unsere Literatur und Kunst atmet die Perversität unserer Zeit. Narren und Ueberspannte, die

in Dauerbäder gehörten, führen die Feder und den Pinsel. Oder sind es wahrhaftige Humoristen und Spaßmacher, die ihre Befriedigung darin finden, ihre Mitmenschen an der Nase herumzuführen und sich köstlich darüber amüsieren, daß das, was sie selbst als Scherz betrachten, von einer Hand voll kritikloser Kritiker und ihren urteilsunfähigen Mitläufern für ernst gehalten und als „Neuland“ angesehen wird? Genuß- und Vergnügungssucht, Sensationsdurst und das Bedürfnis nach Nervenkitzeln aller Art sind Grunderscheinungen unserer modernen Zeit. Der Ruf nach Tanzboden und Kinos, ähnelt er nicht dem, der zur Verfallzeit Roms erschallte und neben dem täglichen Brote als Hauptbedarfsgegenstand die „Spiele“ verlangte?

Aber siehe da, während wir mit dem Alter diese traurigen aber notwendigen Betrachtungen anstellen, hüpfte an uns einer von den „Jungen“ vorüber. Er ist frohen Mutes und heiteren Sinnes und läßt sich seine Stimmung nicht trüben durch die Not der Zeit. Ich halte ihn an und frage ihn, wohin er so eilig strebe. „Einer neuen Zeit entgegen“ ist seine Antwort und seine Augen funkeln in glühender Begeisterung. Der Anblick dieses Jungen hat mich wieder zuversichtlicher gestimmt und ich wende meine Blicke von dem bereits zurückgelegten Wege ab, dem neuen noch unbegangenen Pfade zu. Wie weit werde ich selbst noch diese Strecke wandeln? Ein dichter Nebel breitet sich über sie aus und verbirgt dem schwachen Auge des Aelteren, was das jüngere Auge noch mit Leichtigkeit zu erkennen vermag. Euch Jungen wird es vorbehalten sein, ein neues, besseres Zeitalter heraufzubeschwören; Euch hat das Schicksal dazu auserkoren, den Kampf zu führen gegen Selbstsucht, Heuchelei und Entartung. Von meinen Altersgenossen wird es den Meisten doch schwer fallen, mit den althergebrachten Gewohnheiten zu brechen. Tuet Ihr es um so gründlicher zum Wohle des Vaterlandes und zum Besten der gesamten Menschheit. Und wenn du ein wahrhaft deutscher Jüngling bist, daß der es mit der Zukunft seines Volkes ernst und gut meint, wie viele unter uns, die nur nicht das Glück haben, gehört zu werden, so überbringe deiner neuen Zeitepoche nebst deinem jugendlichen Eifer, der alles mitzureißen im Stande sein wird, den wohlgemeinten Mahnruf eines Aelteren. Er hat ihn verfaßt zu einer Zeit, als er selbst noch jung war und voll heiliger Begeisterung ein überstarkes Banausentum, das nicht die Zeichen der Zeit erkannte, hat ihn bald wieder die erhobene Hand sinken lassen. Für dich liegt die Sache günstiger. Dein Zeitalter wird empfänglicher sein für das, was das meine, zum Nachteile für das Vaterland, wie die Weltgeschichte lehrte, weit von sich stieß. Der Mahnruf ist an das deutsche Volk gerichtet. Möge er gehört werden, so lange es noch Zeit ist zur Rückkehr.

Dem deutschen Volke.
Deutsches Volk, drei Worte klingen
Durch die lange Sturmesnacht;
Laß' von ihnen Dich durchdringen!
Sieh — ein goldner Morgen lacht.
Stimm Dein Herz nach dem Akkorde,
Weiß' die Mahnung nicht zurück;
In dem Dreiklang dieser Worte
Schlummert deutsches Bürgerglück.

„Recht“ nicht das durch Ordnungsstrafen

Sich die Achtung selbst erzwingt
Und in tausend Paragraphen
Alter Zeit herüberhinkt.
In Euch selber, Deutsche Männer
Deutsche Frauen, weckt das Recht
Und Ihr erntet goldne Früchte
An dem künftigen Geschlecht.

„Fortschritt“, nicht der in die Massen
Neue, fremde Ziele wirft
Und im blutgen Kampf der Klassen
Seiner Zukunft Hoffnung schlürft:
Um Erreichbares gestritten,
Das Erreichte wohl bewacht,
Das ist's, was mit Sturmesschritten
Aus dem Fortschritt „Fortschritt“ macht.

„Freiheit“, nicht sie will ich preisen,
Die der Rache Schwester war
Und nur im Zusammenreißen
Wie die Bestie — Freiheit sah.
Freisein, das ist eine Bürde,
Die nicht jeder tragen kann;
Im Bewußtsein Deiner Würde
Liegt die „Freiheit“ deutscher Mann.

Deutsches Volk, drei Worte klingen
Durch die lange Sturmesnacht;
Laß von ihnen Dich durchdringen!
Sieh — ein goldner Morgen lacht.
Stimm Dein Herz nach dem Akkorde,
Weiß' die Mahnung nicht zurück;
In dem Dreiklang dieser Worte
Schlummert deutsches Bürgerglück.

Die Allmacht der Mode: Von wechselnden Krankheiten, Heilmethoden und Todesarten

Wohin man heute hört, überall spricht man von der neuesten Geißel der Menschheit, von der Grippe, die in der Form, wie sie in den letzten Jahren aufgetreten ist, sozusagen als eine ganz neue, ihre Art von Krankheit aufgefaßt werden muß. Es ist ebensowenig befremdend, wie unberechtigt, wenn man sie als eine gewisse Modekrankheit bezeichnet. Vielmehr werden sich ältere Semester noch recht wohl der Zeiten erinnern, in denen die Mumps und später die Influenza eine ähnliche wenn auch harmlosere Rolle spielten, wie die jüngste der modernen Krankheitserscheinungen. Als die Menschheit noch nicht so allgemein an moralischem Katzenjammer und Nervosität litt wie heute, gehörten Nervenschmerzen und Migräne zum guten Ton besonders der höheren Töchter und der Frau von Stand. Aber die Krankheiten sind heute demokratischer angehaucht, als zur Zeit des Kastengeistes und der Bevorzugung der oberen Zehntausend. Sie steigen auch hinab in die kleinste Hütte. Aber dennoch wird auch ihre Zeit so abgelaufen sein, wie die ihrer früheren, vornehmeren Schwestern. Wenn die heranwachsende Generation genügend gegen sie immunisiert ist, werden auch sie allmählich ihre heutige Bedeutung verlieren und wiederum neuen Krankheitsformen Platz machen. So kühn und für manche zartbesaiteten Gemüter vielleicht sogar frivol die Gegenüberstellung klingen mag, ich möchte diese Modekrankheiten geradezu in eine Parallele stellen mit den Modeschlagern und Gassenhauern, die eine Zeitlang die Straßen, die Salons und die ärmlichsten Hütten beherrschen, um dann ebenso unbemerkt, wie sie gekommen sind, wieder anderen zu weichen, und allmählich der Vergessenheit anheim zu fallen. Wer kennt heute noch das Liedchen von dem kleinen Piepmatz, das im Zeitalter der Blums diese selbe Rolle spielte wie das Lied vom Bummepetrus in dem heutigen der Grippe.

Die Einreihung von Krankheitserscheinungen in das unbegrenzte Reich der Mode kann durchaus nicht so paradox und sinnlos aufgefaßt werden, wie es für den ersten Augenblick erscheinen mag, wenn man bedenkt, daß auch die Kunst des Arztes, die sich die Bekämpfung der Krankheiten als erhabene Aufgabe gestellt hat, von Zeitströmungen ganz offensichtlich, Modeströmungen unterworfen war. Ganz abgesehen von dem, was man von Modebädern sprechen kann, gab es Zeiten, in denen das Schröpfen und Aderlassen zu der alltäglichen Berufstätigkeit des Arztes gehörten. Wer weiß heute noch viel von Blutegeln und dergleichen? Und was man eine Zeit lang mit Schwitzkuren und Laxiermitteln erreichen zu können glaubte, wollte man bei einer späteren Generation durch kalte Luft und Wasser erzielen. Den Alkohol, den man einstens als Heilmittel pries, verdammt man später als eines der gefährlichsten Gifte des Menschengeschlechts, bis er jetzt wieder als wirksames Mittel gegen die Grippe vielleicht in übertriebenem Maße empfohlen wird. Heute, im Zeitalter der Elektrizität, macht der elektrische Strom in seiner verschiedensten Anwendung, sei es durch Bestrahlung oder Bestromung oder Magnetismus anerkannt oder befehdet, einen großen Faktor aus in der modernen Krankheitsbehandlung. Und darf man es nicht dem Todesgott und der nassen Behandlung der Wunden der trockenen?

Selbst die Todesarten, soweit sie wenigstens von dem Menschen willkürlich herbeigeführt werden, unterliegen Modeströmungen. Die Selbstmörder des klassischen Altertums stürzten sich in ihre Schwerter, die alten Ägypter ließen sich mit ihren Königen lebendig begraben, Sokrates trank der Sitte seiner Zeit gemäß den Schierlingsbecher, das Gefolge der indischen Fürsten bestieg blumenbekränzt den Scheiterhaufen, auf dem es der Leiche des geliebten Herrn folgend, den Tod in den Flammen fand, der Asiate macht heute nach Harakiri oder erhängt sich an der seidenen Schnur, die ihm von Seiten des Herren über Leben und Tod unter der huldvollsten Versicherung allergrößter Hochachtung feierlichst zugestellt wird. Im Zeitalter der Minnesänger suchte der unglücklich Liebende, wenn die süße Liebe nicht allein schon seinem Lebenstrieb ein vorzeitiges Ende bereitete, vor den Augen des geliebten Gegenstandes im Turnier oder in offener Feldschlacht den freiwilligen Tod. Der moderne Kavalier endet im Duell durch die blaue Bohne seines Gegners oder durch seine eigene im Parke des Spielschlusses von Monte Carlo. Und wenn frühere Scharfrichter der Mode der Zeit entsprechend dem Gesetze Genüge taten, in dem sie den Verurteilten die Schlinge um den Hals legten und ihn durch einen wohl gezielten Fußtritt ins bessere Jenseits beförderten, besorgen es ihre Nachfolger in späterer Zeit durch das Handbeil oder das Mörderwerkzeug. Als die Humanität noch ein unbekannter Begriff war, stand das Rad, die Folter, das Vierteilen und die eiserne Jungfrau u. wie die Scheußlichkeiten jener Zeit waren, äußerlich so bigotten aber innerlich so gefühllosen Zeit alle heißen, in voller Blüte. Die französische Revolution brachte die menschenfreundlichere Guillotine in Mode und in jüngster Zeit ist es ein wahrer Genuß auf dem elektrischen Stuhle sein lasterhaftes Leben zu enden. Die Giftmorde endlich schlängeln sich wie ein roter Faden durch alle Zeitepochen der Weltgeschichte; jedoch treten sie meistens epidemisch auf ähnlich wie die Pest, die Cholera, der Typhus und die Ruhr.

Es mag für heute genügen, darauf hingewiesen zu haben, daß auch Krankheiten und deren Behandlung, ja selbst die Herbeiführung des Todes von der weltbeherrschenden Dame „Mode“ abhängig sein können. In späteren Betrachtungen werde ich das Thema über Mode noch in Bezug auf andere Gebiete erweitern, ohne mich allerdings der Einsicht zu verschließen, daß das große Kapitel über die Mode im Allgemeinen überhaupt nicht ganz erschöpfend behandelt werden kann.

Kapitel 50 – Samstag, den 14. Januar 1922

Künstliche Entstellung im Namen der Mode: Der verzerrende Schönheitsbegriff der Zivilisation

Wenn wir doch einmal im vorausgegangenen Kapitel unsere Betrachtungen darüber angestellt haben, daß Krankheit, Krankheitsbehandlung und willkürliche Herbeiführung des Todes Zeiteinflüssen unterworfen sein können, also gewissermaßen einer Art Modeströmung unterliegen, so möchte ich als Vervollständigung meiner damaligen Ausführungen heute darauf hinweisen, daß das auch in Bezug auf absichtlich herbeigeführte Körperverstümmelungen Geltung hat, die den Zweck verfolgen, dem jeweiligen Schönheitsbegriffe Rechnung zu tragen. Eine derartige Erwägung ist um so interessanter, als

sie ähnlich wie die über die Schmuck- und Kleidungsfrage, auf die ich später einmal eingehen werde, die unbestreitbare Tatsache ans Licht zerzt, daß wir uns in unseren geltenden Modegebräuchen durchaus nicht so sehr von den unzivilisierten wilden Völkern unterscheiden, als gewöhnlich angenommen wird, im Gegenteil, an barbarischen Sitten diesen manchmal durchaus gleichkommen. Oder haben wir wirklich Grund dazu, die Bodokuden zu belächeln, wenn sie die natürlichen Körperformen durch Holzpflöcke und ähnliche gewaltsame Eingriffe unnatürlich vergrößern oder umgekehrt durch Einschnüren des neugeborenen Kinderkörpers denselben in seiner natürlichen Entwicklung beeinträchtigen? Dient denn das Korsett unserer Damen einem anderen Zwecke und ist die Zeit nicht noch jedem Erwachsenen unter uns in lebhafter Erinnerung, in der die Wespentaillle als schönste Zierde des weiblichen Körpers galt? Und unsere modernen Stöckelschuhe, die früher allerdings nur die halbe, heute aber die ganze Welt trägt, unterscheiden sie sich allzusehr von den verhältnismäßig kleinen, bunten Fußbekleidungen der Japanerin alten Stils? Wie naiv, wenn wir die japanischen Zwergschuhe kritisch in die Hände nehmen und uns nicht genug darüber wundern können, daß ein Mensch auf die verschiedene Idee kommen könne, seine Füße so zu verunstalten, daß sie in dem engen Raume Platz finden können. Wahrlich, ich bin ungalant genug zu glauben, daß die meisten der zierlichen Füßchen unserer Modedamen denen der Japanerinnen an Verkrüppelungen nichts nachzugeben haben und, daß auf beide ohne Unterschied der Rasse das Dichterwort Anwendung finden kann, das da besagt:

„Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen.“

Ähnlich steht es mit den sogenannten Tätowierungen. Sie, die wir als ein Hauptkennzeichen der Barbarei betrachten, finden wir sie nicht auch bei uns, allerdings vorläufig noch mehr in den unteren Schichten des Volkes auf Schritt und Tritt? Ich sage vorläufig, denn es sollte mich nicht wundern, wenn in absehbarer Zeit, nachdem bereits verrückte Amerikanerinnen den Anfang damit gemacht haben, auch unsere Schönen die Tätowierung in ihre Boudoirgeheimnisse aufnehmen und sie als ein unerläßliches Toilettestück betrachten würden. Umsomehr, als sie einen praktischen und als notwendig empfundenen Deckmantel abgeben könnte, die Entblößung des Körpers zu verhüllen, die ganz im Widerspruch zu unseren klimatischen Verhältnissen und dementsprechend in einer unabweisbaren Notwendigkeit immer mehr in Mode kommt. Da lobe ich mir die natürliche Nacktheit der Wilden. Sie ist wenigstens eine offen zur Schau getragene und in ihrer natürlichen Zweckmäßigkeit weit davon entfernt, auf rein tierische Instinkte berechnet zu sein. Unsere moderne Damenmode dagegen ist nichts weiter als eine versteckte Nacktheit, die von den Schöpfern dieser Mode bewußt, von den Trägerinnen, zum Teil wenigstens, unbewußt nur auf die Sinnlichkeit zugeschnitten ist. Der schädliche Einfluß dieser Modetorheit auf den Gesundheitszustand wird von den meisten ebensowenig gewürdigt wie die Tatsache, daß solche Versündigungen an dem eigenen Körper von den nachteiligen Folgen auch für die kommende Generation sein müssen. Dasselbe gilt von einem weiteren Modenunsinn, dem Schminken. Wir lachen darüber, daß sich der unzivilisierte Wilde mit Öl beschmiert, (was er übrigens nur als wirksames Schutzmittel gegen Belästigungen von Insekten tut) oder mit grellen Farben die Haut bemalt, um nach seinem Begriffe schön oder furchterregend zu

erscheinen. Ist denn die Kluft zwischen diesen Wilden und den Modeböbchen der Bleichgesichter so weit, die sich die Augenwimpern schwärzen und ein zartes Rot auf die verwelkten Wangen legen? Gott sei Dank hat diese Unsitte, wenigstens in gediegenen Bürgerkreisen Deutschlands noch keinen festen Fuß gefaßt und gilt in diesen Kreisen als das Zeichen einer unfeinen und unsoliden Lebensführung. Aber ich kenne benachbarte Länder und meinen Lesern wird das zum Teil sogar aus eigener Erfahrung bekannt sein, in denen das sich Schminken zum guten Ton gehört und von allen Kreisen der Bevölkerung angewandt und als selbstverständliche Notwendigkeit empfunden wird.

Zum Schlusse noch eine kurze Betrachtung die in den Rahmen des heute behandelten Themas gehört und nicht übergangen werden kann, wenn ich mir auch wohl bewußt bin, daß ich für einen großen Prozentsatz der Leserschaft eine gar empfindliche Saite anschlage. Ich meine das Mensur- und das Duellwesen, das immer noch in weiten Kreisen seine begeisterten Anhänger hat und trotz der erlassenen Verbote von der Behörde stillschweigend geduldet wird. Ueber die Berechtigung desselben und seine manchmal sicherlich krassen Auswüchse will ich ebensowenig eingehen wie auf seinen von Vielen gepriesenen erzieherischen Einfluß. Nur das eine Moment sei herausgegriffen, nämlich die sichtbaren Wirkungen, die dieser Waffengebrauch auf dem menschlichen Körper hinterläßt. Ist in der Tat der Schmiß, den das Rapier oder der Säbel auf der Wange oder der Kopfhaut des Duellanten hinterläßt so bezaubernd schön und bewunderungswürdig wie er in Studentenkreisen oder im Kränzchen der höheren Töchter hingestellt wird? Aehnelt dieser Geschmack nicht bedenklich dem wilder Stämme, die es für hübsch finden, sich das Gesicht durch Einschnitte zu durchfurchen? Ich kann es verstehen, daß man auf Narben, die man im ehrlichen Zweikampfe oder gar auf dem Schlachtfelde davongetragen hat, stolz sein kann, sie aber deshalb gleich schön zu finden, heißt dem natürlichen Schönheitsgefühl Gewalt antun. Hier zeigt sich so recht deutlich, wie der Schönheitsbegriff der Mode unterworfen ist, selbst dann, wenn es sich ganz offensichtlich um eine Verstümmelung des menschlichen Körpers handelt. Schön im wahren Sinne des Wortes ist nur der normale Körper, wie ihn die Meisterin Natur erschaffen hat. Jeder gewaltsame Eingriff durch Menschenhand aber verunstaltet ihn. Nur die herrschende Mode ist imstande, den natürlichen Schönheitsbegriff zu verwirren und ihn auf Bahnen zu lenken, die von dem, von der Natur vorgeschriebenen Wege abführen.

Kapitel 51 – Samstag, den 21. Januar 1922

Der Kulturschmuck der Moderne im Spiegel des „Wilden“

Als ich neulich nachmittags in einem größeren Kaffee einer benachbarten Großstadt saß und das Sonntagspublikum, die aufgeputzten Weiblein und geschniegelten Herrlein an mir vorüberströmen ließ, da kam mir unwillkürlich wieder der Gedanke, den ich an einer anderen Stelle bereits ausgesprochen habe, daß nämlich wir modernen Kulturmenschen uns auch in Bezug auf Kleidung und Wahl des Schmuckes durchaus nicht allzusehr von den Wilden unterscheiden, wie wir es gerne glauben machen möchten. Die Damen insbesondere in ihren modernen Kostümen und Schmuckstücken, mit denen sie ihre sonst manchmal recht dürftige äußere Erscheinung zu heben und auffällig zu machen streben, erinnern lebhaft an

ihre schwarzen, gelben und braunen Schwestern jenseits des Ozeans, nur mit dem Unterschiede, daß die Einzelheiten ihres sich tragens gekünstelter und deshalb unnatürlicher und unbegründeter erscheinen, als man es bei jenen zu beobachten gewohnt ist. Ganz abgesehen von den Fransen und Quasten, den Pelz- und Federgarnituren und geschlitzten Ueberwürfen ist eine gleiche Geschmacksrichtung auch in der Auswahl des Stoffes und dessen Anwendung nicht zu verkennen. Wenn wir z. B. die roten Federn der Südseeinsulanerinnen als barbarisches Zeichen, als das einer tieferen Kulturstufe ansehen, so müssen wir doch zugestehen, daß das nur ein bescheidenes Maß von Unkultur darstellt gegenüber den modernen mit ganz unmöglichen buntgefärbten Federn versehenen grotesken Kopfbedeckungen unserer Damen. Und die kaum verflossene Zeit, in der man es für schön fand, vollständige, ausgebalgte Vogelleichen als Hutschmuck zu tragen, überbot doch in der Tat alles, was man an barbarischem Federschmuck bei den Wilden bis dahin beobachtet hatte. Und ist der Corallen- und Muschelschmuck der Samoanerin, der zu ihrer Hautfarbe in so harmonischem Einklang steht, schon rein künstlerisch betrachtet etwa geschmack- und stilloser als die kalt wiegenden Bein- und Bernsteinketten, die bunten Glasschnüren und plumpen Anhänger, die man in den Schaufenstern jedes Bazars der Großstadt ausgelegt sieht? Und unsere Ohrringe, die nur nach einer schmerzhaften Durchlöcherung der Ohrläppchen getragen werden können und das Ohr unserer Schönen, soweit es nicht durch die moderne Frisur gänzlich verdeckt und seinem eigentlichen Zweck entzogen ist, unnötig lang erscheinen lassen, unterscheiden sie sich tatsächlich allzusehr von dem Ohrschmuck der Negerinnen und den in manchen Gegenden Afrikas so beliebten Nasenringen? Und die Haarfrisur überhaupt. Wir belächeln so gerne die aufgebauchten turmartigen Frisuren wilder Frauen, denken dabei aber nicht daran, daß unsere weißen dieselben unnatürlichen Formen in oft noch größerem Umfange, dazu gar gefärbt, durch falsche Haare ergänzt und durch Wollunterlagen unterstützt zur Schau tragen. Was von den Haaren als solchen gilt, das gilt auch von dem Haarschmucke. Ist es nicht etwa poetischer und erscheint es nicht etwa anmutiger, wenn die Bewohnerinnen von Haiti ihre blauschwarzen Haare mit Blumen schmücken und mit bunten Perlenschnüren durchwirken, als wenn sich unsere Frauen als Kopfschmuck künstlerisch wertlose Dutzendware in Form von mit Teilen ganz unmöglichen Kämmen auf den Kopf stecken und sich so ihren Haarschopf geschmacklos überladen. Wenn ferner die bessere Hälfte des wilden Mannes sich mit Fellen von Tieren schmückt, bei deren Erlegen sich ihr Geliebter immerhin einer Gefahr unterziehen mußte, mag man darin nicht eine gewisse Romantik erkennen? Wie ganz anders bei uns, wo nur das dicke Portemonnaie des Männchens ausschlaggebend ist, bei der Wahl und der Größe der Pelzgarnitur des Weibes. Wir sehen ganz mit Recht es als eine barbarische Sitte an, wenn sich gewisse Völkerstämme die Zähne färben; aber sind die Goldzähne der Schiebergattin, die gar oft mit der Absicht zur Schau getragen werden, nach außen hin einen gewissen Wohlstand zu bekunden, vielleicht weniger geschmacklos und entstellend?

Und was für die Damenmoden gilt, das trifft auch in vielen Punkten auf den Schmuck unserer Herrenwelt zu. Abgesehen von den protzigen Siegelringen mit bunten Steinen, den dicken Uhrketten usw., kann man auch in anderen Bekleidungsstücken, durch die sich höher gestellte Personen von ihrer tieferstehenden Umgebung abzuheben belieben, nichts weiter als barbarischen Ungeschmack erblicken. Der Federschmuck der Indianerhäuptlinge, zu dem übrigens stets selbst erlegte Raubvögel die Federn liefern müssen, hat er nicht sein

Gegenstück in den Roßhaarschweiften unseres weißen Militärs und in den Federbüschen der Generalität und der Diplomaten? Allerdings mit dem Unterschiede, wie Carl Julius Weber in seinen Ausführungen über Gebräuche ganz richtig bemerkt, daß die Träger des indianischen Schmuckes an ihren Federn erkennen können, woher der Wind weht, eine Kenntnis, die unseren Befederten meistens in beträchtlichem Maße abgeht. In diesem Zusammenhange müssen auch die Orden erwähnt werden, die so manche stolze Männerbrust zieren und zum Spielzeug der Großen geworden sind. Die Häuptlingsketten und bunten Glasbehänge, die Muschelanhänger und Ketten aus dem Wirbeln erschlagener Schlangen, die Tigerkrallen, eigenhändig dem unter Todesgefahr gejagten Raubtiere abgeschnitten, die Skälpe der im Zweikampf getöteten Feinde, sind es nicht Schmuckstücke, denen derselbe Gedanke zu Grunde liegt wie unseren Orden, nämlich das Sichtbarmachen persönlicher Vorzüge und Verdienste. Freilich, sogenannte „Frühstücksorden“ und solche, bei denen nur ein gutes Sitzfleisch maßgebend bei der Verleihung war, fehlen den Wilden. Auch die Anciennität spielt bei ihnen keine Rolle. Und über die Zöpfe der Chinesen gar, brauchen wir uns erst recht nicht lustig zu machen, zumal erstens die Zeit noch nicht allzulange verstrichen ist, in der Haarbeutel und Zopf als schönste Zierde auch des weißen Mannes galt und zweitens auch heute noch, allerdings nur bildlich genommen, uns noch gar mancher alter Zopf nachhängt, sodaß man wirklich gar oft glauben könnte, man befinde sich in dem Lande der Chinesen.

Aus all dem geht zur Genüge hervor, daß in Bezug auf Geschmack in der Kleidung und im Schmuck zwischen der weißen Rasse und den Farbigen der Unterschied ein nicht so bedeutender ist, wie wir sogenannten Kulturmenschen uns immer einbilden, zu müssen glauben. Was die vielgepriesene europäische Kultur selbst angeht, so werde ich später einmal im Vergleiche mit der anderer Völkerstämme ähnliche Feststellungen zu machen haben.

Kapitel 52 – Samstag, den 28. Januar 1922

Autorität versus Diktatur in der Erziehung

Man hört heute so oft zwei Schlagworte, die meistens in einem Atemzuge genannt werden, als gehörten sie unbedingt zusammen. In der Tat weisen sie in ihren Auswirkungen rein oberflächlich betrachtet wohl gewisse Ähnlichkeiten auf; dennoch sind sie nicht nur verschiedener Natur, sondern stehen sich sogar, ich möchte geradezu sagen, feindlich gegenüber. Im Staatsleben der Völker, in den kirchlichen Gemeinschaften, im Lehrerberufe, ja selbst im engeren Familienkreise spielen sie eine Rolle von außerordentlicher Wichtigkeit und Tragweite. Ich meine damit die Begriffe „Autorität“ und „Diktatur“; letzteren mit seinem Unterbegriffe „Disziplin“, der von gar manchem als das erstrebenswerteste Erziehungsmittel betrachtet wurde und zum Teil auch heute noch betrachtet wird.

Wenn wir uns klarmachen, auf welcher Basis jeder dieser beiden Begriffe aufgebaut ist, werden wir die Verschiedenheit beider erkennen und einsehen lernen.

Die Autorität baut sich auf, auf der geistigen Überlegenheit desjenigen, der sie besitzt; die Diktatur dagegen stützt sich auf Macht! und wie es besonders bei ihrem Unterbegriff Disziplin der Fall ist, auf der Furcht vor angedrohter Strafe. Unbeschadet seiner Autorität kann ein geistig Überlegener begangene Fehler eingestehen und auf einem falsch eingeschlagenen Wege Halt machen; der Diktator dagegen muß auf der einmal eingeschlagenen Bahn weiterschreiten, wenn er nicht Gefahr laufen will, daß seine Machtstellung untergraben und für die Zukunft in Frage gestellt wird. Denn die Autorität zwingt zur Achtung und zum Vertrauen, zu bereitwilligem Gehorsam und zur ausdrücklichen Hingabe. Die Diktatur dagegen zeitigt nur eine stumpfe Unterwerfung, geheuchelten Gehorsam und versteckten Haß, der sich bei der ersten Gelegenheit Luft schafft und, sobald die Furcht vor Strafe beseitigt ist, revolutionär zur offenen Auflehnung führt.

Greifen wir für heute nur einmal aus den Auswirkungen beider Begriffe diejenigen heraus, die sich bei der Erziehung der Jugend und somit des Volkes geltend machen.

Zur besseren Veranschaulichung nehmen wir zwei Lehrer an, einen, der seine erzieherische und unterrichtliche Tätigkeit auf der Autorität aufbaut und einen, der sie als Schuldiktator auszuüben für richtig hält. Wir alle haben wohl die beiden Typen aus unserer Schulzeit her noch in recht guter Erinnerung. Wenn man bedenkt, daß unter ihren Händen Generation auf Generation heranwächst, wird man es wohl verstehen, daß der vom Lebenswege schreibt, auch ihr Wirken einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen für notwendig hält.

Ich erinnere mich noch gut eines alten Lehrers, der seine Tätigkeit einzig u. allein auf Autorität aufgebaut hatte. Selbst unscheinbar und gewissermaßen zum Übersehenwerden Anlaß gebend, erfreute er sich doch der höchsten Wertschätzung und Beachtung seiner Schüler, weit über das Grab hinaus.

Schon die Art und Weise, wie er seinen Lehrstoff behandelte, wich von dem gewohnten Wege weit ab. Er verstand meisterhaft die Kunst, selbst trockene Unterrichtsfächer interessant und anregend zu gestalten. Wie gelang ihm das? Dadurch, daß er immer ins praktische Leben hineingriff und seine gestellten Aufgaben den täglichen Bedürfnissen anpaßte. Daß er dabei gar oft über den Rahmen des von einer hochgelehrten Obrigkeit vorgeschriebenen Schulplanes hinausging und so empfindlich gegen den Lehrplan verstieß, mochte wohl hie und da an höherer Stelle manchen Mißmut erregen, aber die Schüler profitierten dabei. In den Schülern sah er eben nicht das „Material“ dem er, vom grünen Tisch aus bestimmt abgemessene größere oder kleinere Portionen Wissensstoff zu übermitteln habe, sondern junge, werdende Menschen, die ihrer jeweiligen Veranlagung gemäß behandelt werden mußten. Auch das Recht der Persönlichkeit sprach er ihnen nicht ab. In den Auswüchsen überschäumender Jugendkraft witterte er nicht gleich Anzeigen eines von Natur aus verdorbenen Charakters, vielmehr nur solche eines stark entwickelten Betätigungstriebes, den in richtige Bahnen zu lenken, er mit als seine wichtigste Aufgabe betrachtete. Auch legte er seine unterrichtliche Arbeit nicht fest auf eine bestimmte Anzahl, für alle Zeit durchgearbeiteter Kathchesen, die er in einer von den Schülern schon bald erkannten Reihenfolge denselben übermittelte, sondern er arbeitete an sich und seinem Wissen dauernd weiter. Das erkannten die Schüler und deshalb achteten sie ihn. Besonderes Gefallen erweckte es bei denselben, daß er im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen sich gerne während des Unterrichts in Diskussionen einließ. Niemals hörte man ihn zweifelnde Frager mit dem schönen Worte abspeisen: „Wenn ich das sage, so ist es richtig“ ebensowenig schob er die Worte „müssen“ und „sollen“ allzusehr in den Vordergrund. Dadurch förderte er das Selbstbewußtsein und das selbständige Denken seiner Schüler, zwei Dinge, die nicht zu unterschätzen sind, in der Vorbereitung zum praktischen Leben. Was den Gehorsam angeht, so sah er in dem Schüler niemals lediglich den Untergebenen, der ihm hündische Unterwerfung schuldig sei, sondern den jugendlichen Freund, von dem ihn nur das Alter und die Erfahrung trennte. In diesem Sinne suchte er zwischen sich und den Schülern geradezu kameradschaftliche Beziehungen herzustellen, war ernst und fröhlich mit ihnen, hatte ein offenes Ohr und ein warmes Herz für persönliche Angelegenheiten der Schüler, selbst wenn sie außerhalb des Schulbetriebes lagen. So kam es, daß sein Schülerkreis in ihm nicht eine ihm fernstehende unerreichbare u. meist nur zu fürchtende Person sah, wie etwa der Soldat in seinem Unteroffizier oder Feldwebel unseligen Angedenkens, sondern den Stellvertreter des elterlichen Hauses, kurz einen wahrhaftigen Freund. Daß dieser Lehrer während seines Unterrichts nicht allzuoft Gelegenheit hatte, sich über wirklich böartige Störenfriede entrüsten zu müssen, ist wohl verständlich. Am besten zeigte sich der Vorzug seiner Erziehungsmethode an der schulentlassenen Jugend. Sie erkannte echt, was sie an ihm hatte, und keinen gab es, der in irgend einer Weise sich später abfällig über ihn äußerte.

Anders steht es mit dem Schuldiktator. Mit vorgerichtetem Kopfe steht er auf seinem Katheder, irgend eine Strafe in Bereitschaft, seine Hauptaufmerksamkeit darauf richtend, bei wem seiner Zöglinge er sie zur Anwendung bringen könne. Trocken verabreicht er aus dem meist sehr bescheidenen Born seines Wissens, der von den vorgeschriebenen Grenzen des Lehrplanes eingedämmt ist, den bedauernswerten Schülern das für den Tag abgemessene Pensum, für nichts zugänglich, was nicht unbedingt zum Stoffe gehört. Gleichgültig oder verdrossen sitzt die Klasse vor ihm; ein jeder sucht sich hinter dem Rücken seines

Vordermannes zu verbergen, um seiner gefürchteten Aufmerksamkeit zu entgehen — und im Verborgenen Unfug zu treiben. Was er ihnen vorerzählt interessiert sie nicht; ihre geheuchelte Aufmerksamkeit schützt sie allenfalls vor Strafe, bringt ihnen aber keinerlei Gewinn. Dumpf, langweilig schleichen die Stunden dahin, keine frohe Zustimmung oder ein befreiendes Lachen unterbricht sie. Wird ja einmal über ein Versehen oder eine persönliche Eigentümlichkeit des Lehrers gelacht, so sieht er darin — wegen seines falschen Prinzips allerdings in diesem Falle mit Recht — eine unbotmäßige Demonstration gegen seine geheiligte Persönlichkeit. Das kleinste Vergehen dieser Art wird ins Ungeheure aufgebauscht und rücksichtslos geahndet. So gleicht er einer Art Tierbändiger und das Verhältnis zwischen ihm und seinen Schülern ist ein dauernder Kriegszustand. In dem Augenblicke, in dem sie vor ihm keine Furcht mehr zu haben brauchen, ist er für sie erledigt; sie verachten ihn, er wird zum Gespött der schulentlassenen Jugend und wo er sich zeigt, ist er Gegenstand ihres Hasses und ihres Hohnes.

Vor diesem Schicksale rettet ihn selbst nicht das günstige Urteil seiner vorgesetzten Behörde, die ihn, weil er pedantisch ihre gegebenen Richtlinien einhält, als das Muster eines guten Pädagogen hinstellt. Ganz mit Unrecht: Pädagogik ist nicht Theorie sondern Veranlagung und Praxis. Um ein wahrhaft guter Pädagoge zu werden ist nicht erforderlich, daß man die langatmigen Leitfäden, die darüber geschrieben wurden und leider Gottes immer noch geschrieben werden „durchochst“, sondern daß man eine natürliche Veranlagung mitbringt und sie dem ernstesten Streben unterstellt, im Dienste der heranreifenden Jugend sein Möglichstes zu leisten. Es gibt Einsichtige genug, die das glauben, wenn sie die Theorie beherrschten, seien sie deshalb auch gute Pädagogen. Sie gehören bezeichnenderweise ausschließlich zu dem zuletzt behandelten Typ der Schuldiktatoren, was ihnen von vornherein das Urteil spricht.

Kapitel 53 – Samstag, den 4. Februar 1922

Scheinbarer Luxus und verborgene Armut im Nachkriegsdeutschland

Die ersten Steuerbescheide, die vor Kurzem herausgekommen sind, haben manches Gesicht in die Länge gezogen und gar manche Lippen, die kurz vorher noch schmunzelnd an beiden Enden nach oben hin in ein Grübchen ausliefen, hängen nunmehr traurig herab, wie zur Morgenstunde die Bettvorlagen aus den Schlafzimmerfenstern ihrer Besitzer. Es ist sicherlich nicht zu bestreiten, daß die neue Steuerlast für manch Einen eine empfindliche und drückende ist und ihn zwingt, seine Lebensbedingungen auf ein fast unerträgliches Maß herabzusetzen. Für die große Masse aber, die heute ja auch sonst nicht danach fragt, was der oder der Gegenstand kostet, wenn es sich um Putz und Schmuck, um Vergnügungen und Gaumenkitzel handelt, ist die Berechtigung durchaus nicht gegeben, sich wegen der ihr auferlegten Steuer zu beklagen. Hat sie doch nach dem verlorenen Kriege es ihrer äußeren Lebensgestaltung selbst zuzuschreiben, daß unsere Feinde darauf bestehen, daß die Steuerschraube immer mehr Leistungen aus ihr herauspreßt. Um das besser zu verstehen, nehmen wir einmal folgenden Fall an:

Ein wirklich edeldenkender Menschenfreund, meinetwegen ein Multimilliardär des neutralen Auslandes, der gar oft schon von dem namenlosen Elende Deutschlands gehört hatte, hat sich die Aufgabe gestellt, dem darbenden Deutschland, soweit es in seiner Macht steht, zu helfen. Was würde er zunächst tun? Sicherlich schickte er vorerst, um sich ein richtiges Bild von dem deutschen Elend zu machen, seine Experten in die deutschen Gaue. Ein Teil dieser Vertrauensmänner würde sich in den Großstädten niederlassen, ein anderer würde die deutschen Mittelstädte bereisen und der Rest würde sich zwecks eingehenden Studiums auf dem flachen Lande verteilen. Welche Auskünfte würden diese Recherchen ihrem menschenfreundlichen Auftraggeber geben müssen? Ich habe sie im Folgenden kurz umrissen:

Aus der Großstadt ginge ihm etwa folgender Bericht zu: „Obwohl die Preise der Eintrittskarten zum Theater und sonstigen Unterhaltungsstätten gegenüber denen vor dem Kriege ins Unermeßliche gestiegen sind, muß man sich, wenn man sich einen Platz sichern will, schon tagelang vorher darnach umtun, da man bei den meisten Vorführungen mit einem ausverkauften Hause rechnen muß. Die Kaffeehäuser machen Bombengeschäfte; die Kinos ersticken zeitweilig, um dem Andrang Herr zu werden. Sie wachsen ähnlich den Tanzdielen und Bars, wie die Pilze aus dem Boden. Die Warenhäuser und Geschäfte mit Luxusartikeln werden gestürmt und das sinnloseste Zeug wird zu jedem Preise abgesetzt. Für Firlefanzereien werden Unsummen verausgabt. Seitdem die billigste Zigarette ebensoviel kostet, wie ehemals die beste, raucht jeder Lehrling ebensoviele am Tage, wie ein Meister früher in einer ganzen Woche. Bier wird im Bierlande Deutschland überhaupt keines mehr getrunken, dagegen sind die Weinlokale zu jeder Tageszeit überfüllt von lärmenden Gästen. Da das Leder teurer geworden ist, tragen die Damen Stiefel mit hohen Lederschäften; ihre Ledertaschen sind umfangreicher denn je. Was an der Länge ihrer Kleidung abgeht, wird durch Kostbarkeit des Stoffes und Faltenreichtum ersetzt usw.“ Ob wohl dieser Bericht aus der Großstadt den Menschenfreund in seinem Vorhaben stärken wird? – Doch nun greift er zur Auskunftserteilung aus der deutschen Mittel- u. Kleinstadt. Sein Berichterstatte hatte sich in einem Hotel einer solchen Stadt auf längere Zeit einlogiert, um das Leben und Treiben des Kleinstädters zu beobachten. Er schreibt nun wie folgt: „Die Vereinsfestlichkeiten nehmen hier kein Ende. Bei diesen Festlichkeiten geht es hoch her. Fast ausschließlich wird teurer Flaschenwein getrunken und ein jeder will den anderen übertreffen in der Wahl der Marke. Dicke Zigarren mit Bauchbinde gehören nicht mehr zu den Seltenheiten im Munde des kleineren Mannes. Seine Töchter und Frauen gleichen in Kleidung und im äußeren Auftreten denen des Großstädtlers. Besonders beliebt sind bei ihm die Maskenbälle, bei denen er eine Summe Geldes in Würsten und neuem Weine aufgehen läßt, die ihm in früheren Zeiten drei volle Monate lang zur Bestreitung seines Haushaltes gereicht hätte. Kinos pp. gibt es bereits in jeder kleineren Stadt, in jedem größeren Dorfe, meistens sind sie bis auf den letzten Platz gefüllt. Sie sind ein Bedürfnis für den kleinen Mann geworden. Geld scheint er in reichem Maße zu besitzen.“ Der Menschenfreund kratzt sich hinter dem Ohre und schüttelt bedenklich das Haupt über den Leichtsinn der Städter. Sicherlich, so denkt er, hat das platte Land darunter zu leiden und er nimmt deshalb hastig die Berichte seines Vertrauensmannes zur Hand, die ihm über das Elend des Kleinbauers unterrichten sollen. Er liest und stutzt. Alle stimmen überein: „Arme Bäuerlein gibt es in Deutschland nicht mehr. Für ein Ei nehmen sie 5 Mark, und ein Huhn trägt ihnen heute mehr ein als vor dem Kriege eine Kuh. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit seinen im übrigen nicht Landwirtschaft

treibenden Landsleuten ist ihm gänzlich abhanden gekommen. Die Kirchweihfeste werden glänzender gefeiert denn je. Er will sich dabei an weißem Kuchen satt essen und kann ruhig dabei zuschauen, wie andere trockenes Brot kauen. Butter gibt er nur ab, wenn sie ihm mit Gold (in Deutschland ist dieses Wort allerdings nur bildlich zu nehmen) aufgewogen wird. Die Milchpreise hat er derart in die Höhe getrieben, daß eine Familie mit Kindern nicht in der Lage ist, für ihre lieben Kleinen die allernötigste Menge zu beschaffen. Die Tanzmusiken in den Dörfern müssen von den Behörden auf bestimmte Tage beschränkt werden, da sie sonst wahrscheinlich überhaupt kein Ende nehmen würden. In der Tanzwut steht der Bauer dem Städter keineswegs nach.“ – Der Menschenfreund liest nicht weiter. Nachdenklich stützt er sein Haupt auf beide Ellenbogen und ist nunmehr davon überzeugt, daß alle früheren Berichte, die über das Elend, das in Deutschland herrschen soll, an sein Ohr gedrungen waren, falsch gewesen sind und daß sie nur als eine geheuchelte Stimmungsmache zu betrachten seien.

Und doch! Wer wirklich mit klarem Blicke und der nötigen Kenntnis der Einzelheiten als stiller Beobachter die Dinge um sich herum erschaut, dem wird es klar sein, daß diese Berichte, die der Ausländer nach Hause geschickt hat, wohl dem äußeren Schein, nicht aber der Wirklichkeit entsprechen. Die glänzenden Lichter des gleißerischen Mantels, der das heutige Deutschland bedeckt, verbergen tausende und abermals tausende Falten und Fältchen, in denen das tiefste Elend und die drückendste Armut zu Hause ist. Dafür fehlt bedauerlicherweise einem großen Teile des deutschen Volkes das Verständnis. Daß dieser Teil (er setzt sich aus allen Ständen und allen Berufsklassen zusammen) in dem ausländischen Beobachter durch sein auffälliges Gebaren den Glauben erweckt, die Behauptung von Deutschlands Elend sei eine tendenziöse Lüge, darin liegt ein großes, durch nichts gut zu machendes Verschulden. Das Bild von der tatsächlich herrschenden Not geht verwischt. Freilich, diese Not ist nicht mehr da zu finden, wo man sie früher zu schauen gewohnt war. Auch hierin ist in Deutschland, wie bei so vielen anderen Begriffen, eine Verschiebung eingetreten. Vielleicht hat noch niemals mehr als zu unserer Zeit die verschämte Armut eine solche Verbreitung gehabt. Diejenigen aber, die durch Schlemmereien aller Art aus den Herzen der Gegner jedes Mitgefühl verscheuchen u. die wahre Not Deutschlands selbst bei Hilfsbeflissenen in Mißkredit gebracht haben, dürfen sich jetzt durchaus nicht darüber beschweren, wenn sie zu erhöhten Lasten herangezogen werden, die uns unsere Feinde aufbürden, indem sie vorgeben, keinen Grund zu haben, an das Elend Deutschlands zu glauben.

Kapitel 54 – Dienstag, den 14. Februar 1922

Die Mechanisierung des Gefühls – Eine Kritik an Wilhelm Ostwalds Farbsystem

Wenn draußen die Felder und Wiesen, eingehüllt in die kalte Winterdecke, eine einförmig weiße Ebene bilden, die nur unterbrochen ist von einigen dürftigen Bäumen, auf denen Raben mit heiserem Krähen umherflattern, da verkriecht sich das trübgestimmte Menschenherz hinter den Ofen und träumt von des kommenden Frühlings Pracht, erfüllt von einer namenlosen Sehnsucht. Aber wenn ein heller Sonnenstrahl den klaren Wintermorgen vergoldet, und, sich in den Tautropfen an der Fensterscheibe brechend, auf die weißen

Gardinen die Farben des Regenbogens hinzaubert, jenes ewig sich erneuernden Regenbogens, der schon in der heiligen Schrift uns als Symbol einer neuentsandenen Welt entgegenstrahlt, da vergißt der Mensch alle Grillen und Sorgen, er erwacht aus seinem dumpfen Hinbrüten und Freude und Hoffnung zugleich erfüllt sein sehnsuchtgestilltes Herz. Das ist die geheimnisvolle Zaubermacht der Farbe.

Was dem Gefühlsmenschen in seiner Wirkung genügt, das reizt den Denker und Wissenschaftler zur Ergründung seines inneren Wesens. Und in der Tat haben sich eine Reihe von Naturwissenschaftlern und Philosophen mit dem Farbenproblem auseinanderzusetzen versucht. Versucht, – denn keinem ist es bis dahin gelungen, eine allen Einwänden stichhaltige Farbentheorie aufzustellen. Auch Goethe fehlte nicht in diesem Kreise, aber auch ihm war auf diesem Gebiete die gewohnte Palme des Sieges versagt.

Für die Allgemeinheit waren alle diese wissenschaftlichen Erörterungen ziemlich belanglos, da sie sich nur auf wissenschaftlichem Boden bewegten. Die Anwendung von Farbtönen und deren Gegenüberstellung bzw. Zusammenstellung im täglichen Leben betrachtete man als Gefühlssache und suchte das angeborene Gefühl durch Geschmacksbildung zu steigern.

Da hat es in unseren Tagen ein deutscher Gelehrter unternommen, die Farbtöne in einen bestimmten, wissenschaftlich begründeten Zusammenhang zu bringen und hat eine Theorie aufgestellt, die, auf mathematischer Grundlage beruhend, wohl allen Ansprüchen der Naturwissenschaften genügen dürfte.

Bis dahin wäre sicherlich nichts dagegen einzuwenden. Da sich aber ein großer Teil der Anhänger dieser Farbentheorie (von der Ostwald'schen ist hier die Rede) nunmehr anschickt, Teile derselben und ihre Anwendung in das praktische und gewerbliche Leben einzuführen, da erscheint es mir eine ersprießliche Tätigkeit zu sein, auf die Gefährlichkeiten dieses Vorhabens vom ästhetischen und erzieherischen Standpunkte aus hinzuweisen und die Mängel zu beleuchten, die aus einer solchen voreiligen Einführung einer durchaus noch nicht allgemein anerkannten Theorie in das praktische Leben erwachsen. Nach der Theorie Ostwalds trägt nämlich jede Farbe und jeder Farbton seine spezifische Nummer. Die Beschreibung eines farbigen Gegenstandes aus der Natur geschieht nicht mehr ausschließlich durch unbestimmte Farbangaben, die selbst wieder der Fantasie einen ziemlich weiten Spielraum lassen (wie scherbenrot, ziegelrot, azurblau), sondern mit der präzisen Angabe der Farbnummer ist jeder weitere Irrtum ausgeschlossen. Das Herz des Naturwissenschaftlers hüpfte vor Freude, haben ihn doch so oft die unbestimmten Farbangaben in seinem Leitfaden für Botanik oder Zoologie in Verwirrung gebracht. Aber nur kurze Zeit, denn bald wird er einsehen müssen, daß ihm die Natur manchen Streich spielt und sich nicht so ohne Weiteres in ein starres System einengen läßt. Das Herz des etwas poetisch veranlagten Naturfreundes aber blutet. Und wenn es, wie man es anstrebt, – und hier setzt die allgemeine Bedeutung dieser neuen Idee ein, auf die im Interesse des guten Geschmackes und der Volkserziehung nachdrücklich hingewiesen werden muß,

kommen sollte, daß jeder Tüncher mit der Ostwald'schen Farbenfibel versehen, dessen „Grauleiter“ hinauf- oder hinabsteigt, dürften durch einen Fehltritt auf dieser Leiter nicht ebensoviele Geschmacklosigkeiten entstehen, als durch mangelndes Gefühl und vernachlässigte Ausbildung des Farbensinns. Was vom Tüncher gilt, gilt auch von allen übrigen Berufen, die mit Farbe und deren Anwendung zu tun haben. Warum denn den Menschen noch mehr zur Maschine machen, als er bereits ist. Warum den tausend deutschen Imperativen „du sollst“ den tausendundersten hinzufügen? Warum jedes feinere Empfinden, das so wie so immer seltener wird, gerade an der Stelle schematisieren wollen, an der es gerade vielleicht am empfänglichsten ist zur Weiterbildung. Warum das Gefühl verflachen, wo es sich zum Kunstgefühl erheben könnte. Kunst hat mit Wissenschaft nichts gemein. Wäre es sonst zu verstehen, daß unzivilisierte Völker immerhin beachtenswerte, oft aber sogar erstaunlich reife Kunstleistungen aufzuweisen haben.

Aber weiter. Unberücksichtigt läßt die Theorie Ostwalds die Sabotage, die edendieselbe Lichtberechnung treibt, auf der seine Forschungen sich doch schließlich aufbauten. Ostwald soll nur einmal einen Raum, der zum Teil tapeziert, zum andern Teil mit Rupfen bespannt, oder getäfelt ist, mit seiner Färbentünche Nr. so und so viel anstreichen. In derselben Farbe soll er die Vorhänge halten, den Boden bestreichen und die Möbel lackieren. Seiner Theorie nach müßte das doch dieselbe Farbe geben. Ich glaube, wenn er nun den Vorhang zurückzöge und ließe der Sonne hellleuchtende Strahlen herein, hei, was müßte er da eifrig die Register seiner Farbenorgel ziehen, um über die bunte Pracht Herr zu werden. Wäre er der Schüler des Mephistopheles gewesen, so hätte ihm dieser mitleidig auf die Schultern geklopft und hätte ihm tröstend zugeflüstert: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum“.

Unberücksichtigt läßt Ostwald aber auch in seiner Theorie das Verhältnis der Farbflächen zu einander. Ein grüner Punkt erscheint auf einer großen roten Fläche ganz anders als ein breiter grüner Streifen oder eine weite grüne Fläche, die nur von einem roten Saume begrenzt ist. Daß fast jede Farbe sich von einem schwarzen Hintergrunde leuchtend abhebt, scheint ihm nicht unbekannt zu sein. Er hat diese Tatsache geschickt verwertet, und kam in seiner Farbenfibel dadurch zu überraschend schönen Farbenspielen. Wenn man schließlich in der ungetrübten Harmonie aller Umgebung den idealsten Zustand, eine gewisse künstlerische Höhe erblicken will, so scheint man doch wenig Ahnung von Kunst und Kunstgestaltung zu haben. Gerade Disharmonien, an der richtigen Stelle und in dem richtigen Maße angewandt, zaubern oft die packendsten Momente hervor.

Und wie steht es im Leben? Die Dissonanzen in der Musik, ähneln sie nicht den unvorhergesehenen Schicksalsschlägen des Lebens, ohne die es nur gelangweilte Alltagsmenschen gäbe?

Wenn freilich das Einengen in mathematische Formeln des Lebens Endzweck bilden sollte, dann könnte man ja schließlich die Sprache gänzlich entbehren. Wenn ich einmal so weit

gehe, an Stelle von Farbtönen Zahlen einzusetzen, könnte man nicht auch die Funktionen des Alltags in präzisen Formeln ausdrücken? Mit Hilfe der vier Rechnungsarten könnte man dann am Ende des Tages unter Zuhilfenahme der Quadratwurzel die Bilanz ziehen und das oder – feststellen, das der Betreffende in moralischer, ethischer materieller oder sonstiger Beziehung aufzuweisen hat. Man könnte da sein „blaues Wunder“ – Verzeihung, nach Ostwald das Wunder Nr. 50 – erleben. Wenn gar die Ostwald'sche Farbbezeichnung sich in die deutsche Lyrik einschleichen würde, welcher Genuß müßte es da sein zu singen: „Mädel ruck ruck ruck an meine Seite Nr. 88“. Oder gar das alte Burschenlied, wobei die ganze Ostwaldschen Farbenorgel zum Mitklingen gebracht würde:

„Wenn wir durch die Straßen ziehen recht wie Bursch in Saus und Braus, schauen Augen, blau und graue, schwarz und braun aus manchem Haus.“

Das wären wohl frei nach Ostwald die Augen Nr. 50, 30, 36 und etwa 47 die bei einem event. Verluste, die die Mädels bei dem Werfen erleiden könnten, soweit der Vorrat reichte, in Glas nachgeliefert werden könnten. Welch Fortschritt und Triumph der Wissenschaft! Ja man soll das, was einem nur das Gefühl zu sagen vermag, nicht durch trockene Zahlen ersetzen wollen. Ist es nicht genug, daß man die Blumen des Feldes in das Linne'sche System gepreßt, daß man die Gedichte erster Lyriker zum Kasernenhof für grammatikalischen Drill benutzt und sie der heranwachsenden Jugend dadurch veredelt hat. Will man nun auch in das Reich der Farbe die trockene Formel einsetzen? Man tue es in engem Kreise, aber man lasse das Volk in seiner Allgemeinheit damit in Ruhe; denn die Erfolge, die man damit erzielt, stehen in keinem Verhältnis zu dem Unheil, das man damit anrichtet.

Im übrigen gilt hier das Wort, das Goethe seinem Faust in den Mund legt: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen“.

Kapitel 55 – Samstag, den 18. Februar 1922

Replik auf die Kritik eines Hofheimer Landwirts zur steuerlichen und wirtschaftlichen Situation der Bauernschaft

In der Nummer 38 dieser Zeitung vom 14. Februar 1922 hat es ein Landwirt aus Hofheim im Ried für gut befunden, in Form eines „Eingesandt“ einen geharnischten Artikel gegen mich loszulassen. Anlass dazu gaben ihm meine Betrachtungen vom 4. Februar ds. Js. Seine Ausführungen haben auf mich einen tiefen Eindruck gemacht und ich möchte mich am liebsten dem Einsender de, wehmütig zu Füßen werfen und ihm mein „pater peccavi“ (Vater, ich habe gesündigt) zurufen, denn ich habe ja durch die Verkleinerungsform des Wortes „Bauer“ den ganzen Stand verkleinert; ich habe mir „Verleumdung und Beleidigung“ zu Schulden kommen lassen, indem ich dem Bauern das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der übrigen, nicht Landwirtschaft treibenden Bevölkerung abgesprochen habe; ich habe die Rentabilität des Huhnes bezweifelt, obwohl ich doch genau wissen musste, dass die Bauernhühner keine Eier legen und habe die Tatsache verschwiegen, dass der Bauer bedeutend mehr Steuer bezahlt, als alle übrigen deutschen Reichsbürger. Ich hätte besser

den Mund gehalten, da ich von der Landwirtschaft nichts verstehe und im Kuhstall sicher „einen Ochsen für eine Kalbin halten“ würde.

Das wäre sicherlich so der Standpunkt, der, wenn ich ihn jetzt einnehmen würde, das Wohlgefallen meines Hofheimer Freundes erregen würde. Ich bin aber so frei, mir zu erlauben, einen anderen Standpunkt einzunehmen und nunmehr, da mir der Fehdehandschuh hingeworfen wurde, meinen Widersacher da anzugreifen, wo er am väterlichsten ist. Zunächst kann ich ihm den Vorwurf nicht ersparen, dass er anscheinend meinen Artikel weder seinem Inhalt, noch seiner Tendenz nach richtig verstanden hat, sonst hätte er nicht so einen entsetzlichen Wutanfall bekommen. Aus keinem Satze meines Artikels kann ein ruhig denkender Mensch entnehmen, dass ich den Bauernstand — als solchen und in seiner Allgemeinheit — herabsetzen wollte. Solche Entgleisungen hätte mir übrigens der Chefredakteur aus seiner wohlwollenden Gesinnung heraus, die er für die Bauern hat, von vornherein gestrichen. Ich wollte nur den Teil der ländlichen Bevölkerung treffen, der durch sein Verhalten das tatsächliche Bild des Elends unseres Landes verwischt. Der Schluss meines Kapitels würde das, wenn er es ruhig zu Ende gelesen hätte, dem Einsender sagen müssen. Oder darf man, wie so oft, auch hier das alte Sprichwort zur Anwendung bringen: „Der getroffene Hund bellt“? Ich habe unterdessen einige rechtlich denkende und objektiv urteilende Landwirte gesprochen, die sich durchaus nicht betroffen fühlten, sondern mir Beifall zollten, und, entgegen der Meinung des Einsenders, meine Ausführungen als sehr angebracht bezeichneten. Ich hätte das Eingesandt das von Beleidigungen gegen mich strotzt, ja gar nicht weiter beachtet, wäre mir durch diese Erwiderung nicht willkommene Gelegenheit geboten, auf Einiges, was ich in dem engen Rahmen meiner damaligen Betrachtungen absichtlich nicht anschneiden wollte, nunmehr näher einzugehen. Da die Steuerfrage den Stein des Anstoßes bildete, soll diese meine heutige Entgegnung mit einer Steuerauseinandersetzung beginnen.

Vorweg sei darauf hingewiesen, dass die meisten Steuern, die der Herr Einsender geradezu als den Landwirt allein treffend bezeichnet, auch alle übrigen Staatsbürger, der eine mehr und der andere weniger bezahlen müssen. Doch fangen wir nunmehr bei den einzelnen Steuern an. Zunächst bei der „ungerechten Umsatzsteuer“. Ob sie ungerecht ist oder nicht, sei ruhig dahingestellt. Aber ist sich der Herr Einsender auch schon darüber klar geworden, dass derjenige, der beispielsweise einen Laib Brot im Bäckerladen kauft, für das fertige Produkt etwa dreimal Umsatzsteuer bezahlt? Wie oft zahlt der Selbstversorger für ebensolchen Laib, den er selbst backt? Die Tatsache, dass die Umsatzsteuer, soweit sie den Eigenverbrauch trifft, nicht in dem Maße bei dem Bauern erfasst werden kann, wie bei anderen Berufen, wird mir der Herr Gegner doch wohl zugestehen. Damit will ich keineswegs behaupten, dass die Steuerbehörde rigoros in dieser Beziehung vorgehen soll, im Gegenteil, ich würde an ihrer Stelle in dieser Beziehung nach dem 5. Buch Moses 25, 4 handeln, wo da geschrieben steht: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“

Was die „Einkommensteuer“ angeht, so wäre folgendes zu bemerken: Die Kinder der Arbeiter, die selbst wieder einem werktätigen Berufe nachgehen, zahlen für ihre Person die übliche Einkommensteuer. Wie steht es mit den Söhnen und Töchtern der Bauern, die gemeinschaftlich mit ihren Eltern das Feld bestellen? Für jeden Sohn wird, soviel ich weiß, aber auch das nur in einzelnen Steuerbezirken höchstens 4000 Mark und für jede Tochter

2000 Mark Einkommen jährlich in Anrechnung gebracht. Ja, noch mehr! Jeder Arbeiter, überhaupt jeder Festbesoldete, hat sofort nach Einführung des neuen Einkommensteuergesetzes im Jahre 1920 sich einen namhaften Steuerabzug gefallen lassen müssen. Viele derselben haben sogar ihre Steuern überbezahlt. Wenn sie jetzt den Ueberschuss herausbekommen, so steht das in keinem Verhältnis zu dem Verluste, den sie dadurch erlitten haben, dass sie damals, als das Geld noch einen größeren Kaufwert besaß, dessen entbehrten. Wie steht es damit bei den Herren Landwirten? Sie haben erst jetzt ihre Steuerbescheide erhalten und merken erst jetzt am eigenen Fleische, was die Uebrigen schon lange empfindlich spürten. Dadurch war aber der Bauer auch in die Lage versetzt, das noch nicht bezahlte Steuergeld zu dem damaligen Kaufwerte auszunützen. Dass er es in reichlichem Maße getan hat, das kann jeder Kaufladeninhaber bestätigen.

Die „Erbfallsteuer“ und die „Besitzsteuer“, bezahlt der Bauer heute noch in Papiermark. — Die Einschätzung geschah in Goldwährung. — „Wertzuwachssteuer“ und „Reichsnotopfer“ sollen nur den Begüterten treffen. Ueber die gerechte Verteilung dieser Steuern im Allgemeinen will ich mich, als nicht zum Thema gehörig, nicht näher auslassen, möchte nur das eine feststellen: Die meisten Bauerngehöfte sind während des Krieges und nach demselben von Hypotheken gesäubert, zum Teil erweitert und neu hergestellt worden. Hat das der Bauer durch seine guten Einkünfte oder gar durch sein großes Defizit bewerkstelligen können?

Aber weiter. Die „Mietsteuer“ und die „Zwangsanleihe“, die beide den Herren Einsender so sehr drücken, gibt es vor der Hand überhaupt noch nicht. Die erhöhten Beiträge zu der Landwirtschaftskammer hätte er besser nicht erwähnt. Er soll sich dafür nur bei der Landwirtschaftskammer selbst bedanken. Oder nimmt er an, dass die Allgemeinheit die Schuldentilgung von den berücktigten 38 Millionen Mark übernehmen soll, um den Bauern, der damals bei der Einführung des Viehs aus der Schweiz den Nutzen zog, nunmehr zu entlasten. Nach dem abgeänderten Artikel 42 der Regierungs-Vorlage, Gesetz vom 16. 5. 06, wurde der Landwirtschaftskammer das unbeschränkte Umlagerecht zugestanden. Damit muss sich der Bauer eben abfinden.

Dem „Wassergenossenschaftsbeitrage“ des Bauern steht die „Kanalgebühr“ des Städters gegenüber. „Brand- und Mobilierversicherung“ tragen sie in gleichem Maße. Was der Herr Einsender mit „der großen Indirekten, die da heißt Umlage“ als besondere Steuer will, ist mir insofern unverständlich, als indirekte Steuern jeder Staatsbürger auf Schritt und Tritt zahlt, und der Begriff „Umlage“ bereits in den vorher aufgezählten Steuern enthalten ist. Hat sich der Herr Einsender übrigens schon ausgerechnet, dass er mit einem einzigen Korb Kartoffeln, den er verkauft, die Steuer von einem vor dem Kriege erworbenen Morgen Land bezahlen kann? Wenn nicht, so will ich es ihm vorrechnen. Der Morgen Land soll mit 2000 Mark angesetzt sein. Er zahlt jetzt 3 Prozent Steuer dafür. Das sind 60 Mark. Ein Pfund Kartoffeln verkauft er aber mit 1,50—2,00 Mark. Ein Kartoffelkorb hat etwa 40—50 Pfund. Im ungünstigsten Falle bekommt er für diesen Korb voll Kartoffeln also gerade 60 Mark, im günstigsten gar 100 Mark!

Was nun die Hühnerhaltung angeht, so sei zugegeben, dass denjenigen, der das Hühnerfutter kaufen und alles, was er in den engen Hühnerstall hineinwirft, von einem Bauern teuer erstehen muss, das Ei ebensohoch zu stehen kommt, als er es im Laden kaufen kann. Wie steht es aber mit den Hühnern des Bauern? Seine Hühner suchen sich selbst im

Hofe und auf den Feldern ihr Futter zusammen. Was sie an Körnerfutter vorgeworfen bekommen, ist meistens sogenannter „Abbruch“. Dieser ist zu anderer Verwendung doch unbrauchbar; da er nämlich durch die Samen der Mohnblumen, Kornraden pp. „sauer“ ist, verschmäht ihn das übrige Vieh. Das ist auch der Grund mein Lieber, dass ich mir selbst keine Hühner halte.

Nun zu einigen anderen Einwänden des Herrn aus Hofheim. Kann es eine bessere Illustration zu meiner Behauptung geben, dass manchem Bauern das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu der übrigen nicht Landwirtschaft treibenden Bevölkerung abgehe, als die Parole, die ich schon so oft aus dem Munde von edelgesinnten Landwirten habe aussprechen hören, dass nämlich der Bauer künftighin nur noch das erzeugen soll, was er für sich notwendig hat? Ein eigenartiges Streiflicht auf die Psyche mancher Bauern wirft auch eine Tatsache, die vielleicht dem Herrn Einsender noch nicht bekannt sein dürfte. Oder ist es ihm doch bekannt, dass eine, dem Bauern sehr nahestehende Organisation in einem vertraulichen Rundschreiben übel vermerkt, dass manch einer, um einige Pfennige Beiträge zu sparen, seine Morgenzahl dieser Organisation gegenüber zu gering angegeben hat. Siehst du mein Freund, ich weiß in vielem mehr Bescheid wie du.

Mein lieber Freund vom Ried! Du hast durch dein „Eingesandt“ deinem Kollegen, aus der Stadt Mannheim nebst Töchterchen auf die du nicht stolz zu sein brauchst, einen schlechten Dienst erwiesen, und ich rufe dir zum Schlusse meiner Ausführungen das Wort aus der „Tröstung der Philosophie“ von Boethius zu: „Si tacuisses, philosophus mansisses.“ (Wenn du geschwiegen hättest, wärest du ein Philosoph geblieben.) Du siehst, ich bin nicht so grob wie der olle Salomon, der in seinen Sprüchen 17, 28 sagt: „Ein Narr, wenn er schwiege, würde auch weise gerechnet und verständig, wenn er das Maul hielte.“ Jedenfalls danke ich dir recht herzlich für deine nette Anregung zu meinem heutigen Kapitel. Deine Ankündigung, dass du mir noch mehr entgegenen wirst, hat mich sehr gefreut. Ich verspreche mir aus deren Verwirklichung allerdings wenig Beachtenswertes für die Allgemeinheit, dir persönlich dürfte aber ein solches Beginnen zur Weiterbildung deines deutschen Stils äußerst förderlich sein.

Kapitel 56 – Samstag, den 25. Februar 1922

Die Ironie der Tugendmedaille: Eine Mainzer Fastnachts-Anekdote

Eine lustige Fastnachts-Geschichte aus der Vorkriegszeit, zum Nachdenken, dem Tagebuch eines echten „Meenzer Buben“ entnommen, und der heutigen Generation zur stillen Betrachtung mitgeteilt von Sempervivus.

Die Rettungsmedaille.

Es war in Mainz zum Carnevale. —
Wer kennt sie nicht die Stadtfesthalle,
Die stets zur fröhlichen Faschingszeit
Erstrahlt in bunter Herrlichkeit.
Wo Bürger, König und Bandit
Einherstolzisiert im Gänseschritt;
Und wo ein bunter Damenflor
Die Weiblichkeit kehrt gern hervor.

Wo man im Frohsinn pfeift auf Alles,
Selbst auf den Aschermittwochballes;
Wo, wenn man zahlungsfähig zeitlich,
Die höchste Ehrung unvermeidlich.
Selbst wenn man draußen in der Stadt
Bei jedem Krämer Schulden hat;
Kurzum, wo Jeder für paar Stunden
Die Möglichkeit stets vorgefunden,
Die Rolle künstlich zu entfalten,
Die ihm das Leben vorenthalten.
Dort fand auch mich vor einigen Jahren
Man mitten in dem Festgebahren.
Und strahlend unterm Schein vom Lüstre
Stand ich als schmucker Staatsminister.
Dicht neben mir stand ein Assessor
Als kultivierter Menschenfresser,
Wir waren auf dem Sprung nach Haus',
Da leider ging das Bargeld aus
Und musterten als letzte Rettung
Aus dieser heillen Schicksalsleitung
Von hier aus die vier Saalesenden.
Ob einen Freund wir sichten könnten,
Der wirke auf uns frisch belebend,
Die finanzielle Lage hebend.

Da zupfte meines Frackes Schöße
'Ne wundervolle Balletteuse,
Und sagte lächelnd: „Sie Herr Graf,
Es ist doch nett, daß ich Sie traf.
„Ich habe noch 'ne Freundin da,
„Jetzt treiben wir Allotria.
„Dort oben in dem zweiten Nischchen
„Ist grade noch ein leeres Tischchen;
„Und die, die bei mir ist, die Kleine,
„Die ist heut' auch nicht gern alleine.
„Sie haben einen Freund vielleicht,
„Der meiner Freundin zugeneigt.“
Da lispelte der Menschenfresser:
„Sie sind zu zweit, na um so besser!“
Und bald saß man zu viert im Bund
Wo eine Flasche Schampus stand.

Wer hat es selbst noch nicht erlebt,
Daß jedes Dämchen sich erhebt,
Wenn es ein Weilchen still gesessen.
Sie haben meistens was vergessen. —

Doch uns're sagten unumwunden,
Daß sie noch nicht den Ort gefunden,
Der bei so einer Schimmerei
Doch hi und da mal nötig sei.
Sie wollten jetzt mal danach sehen
Und deshalb für ein Weilchen gehen;
Sie kehrten dann sogleich zurück.
Ein süßer Kuß, ein Abschiedsblick.

Als wiederum wir nun allein,
Da fiel es uns von Neuem ein,
Daß unsere Finanzbeklemmnis
Sich wachse aus zu einem Hemmnis;
Und daß die finanzielle Lage
Dies auf die Dauer nicht vertrage;
Und daß die Flasche ziemlich leer,
Und daß 'ne zweite dann nicht mehr.
Daß diese nunmehr äußerst dringlich,
Doch leider Gottes unerschwinglich; —
Der Kassensturz, der rasch beschlossen,
Ließ jede Täuschung ausgeschlossen. —

Was war zu tun? Sollt' man es wagen,
Schon jetzt die Pleite anzusagen?
Dann war perdu auf jeden Fall
Das ganze Anlagekapital.
Sollt' man die Blöße dreist verhehlen,
Um sich französisch zu empfehlen?
Dann war ja auch im Sand zerronnen,
Was eigentlich doch erst begonnen.
Sollt' man sich zeigen wie die Lumpen
Und selbst die Mädels an jetzt pumpen?
Die Hoffnung war 'ne äußerst schwache
Und nicht grad' förderlich der Sache.
Im Saal' groß angeschrieben war,
Daß alles heut' nur gegen Bar,
Sodass auch dieser Rettungsschritt
Versperrt zu jeglichem Credit. —
Die Kellner, ihrerseits persönlich,
War'n wortkarg heute ungewöhnlich,
Sodass auch hier kein Tor stand offen,
Durch das man Eintritt konnt' erhoffen. —

Da zupfte meines Frackes Schöße
Die wundernette Balletteuse,
Bestellte vier Portionen Eis,

Störend den Gedankenkreis.

Nachdem die And're auch erschienen
Und einen Korb voll Apfelsinen
Dem Kellner, der grad gehen wollte,
Auftrag, daß er sie bringen sollte,
Und daß es doch ein Gang für ihn,
Wenn noch zwei Flaschen „Burgess Grün“
In gleicher Zeit er bringen möchte,
Da doch bald Pause, wie sie dächte,
Und daß sie gern 'ne Zigarette,
Vielleicht so zwanzig „Queen“ noch hätte. —

Die Meine gab mir einen Schmatz
Und sprach: „Du rauchst doch auch mein Schatz?“
Ohne 'ne Miene zu verziehen
Ergänzte kurz sie: „fünzig Queen!“
Da dacht ich bei mir: Junge, Junge. —
Der Kellner schnalzte mit der Zunge.

Ich merkte bald, dem Menschenfresser
Erschien die Lage auch nicht besser.
Ich sah die schwarze Schminke fließen
Und auf den Kragen sich ergießen,
Woraus ich füglich zog die Schlüsse,
Daß ihm doch elend heiß sein müsse.

Da platzte plötzlich er heraus:
„Du Schatz, lass mich nu auch mal raus!“
Ein Blick gab mir dann zu verstehen,
Ich möchte gleich doch mit ihm gehen,
Wodurch die Hoffnung neu erweckt,
Daß nun ein Schlachtplan ausgeheckt.

Bald stand ich unter seiner Führung,
Wo eine „Null“ als Hauptverzierung.
Als man die Türe zugesahren,
Da graulte er sich in den Haaren.
„Ne nu“, sprach ich, „weißt Du nun Rat,
Wie man am besten kommt zu Draht?“
Worauf er kurz: „Wir sind vernichtet.
Da haben wir was angerichtet!“ —

Die Ruhe, die uns längst entfleucht,
Wir künstlich haben nun erzeugt,
Um eifrig alles zu erhaschen,

Was vorgefunden in den Taschen;
Besonders harte Gegenstände,
Die rundlich man darinnen fände. —
Da, mitten in der Sucherei
Da tat mein Nachbar einen Schrei
Und hielt den Zipfel in der Hand,
Wo er den Frack am längsten fand.
Er sprach: „Du, Jean, um was gewettet,
„Für diesmal sind wir nun gerettet! —
„Den Goldfuchs habe ich gefunden,
„Der durch die Tasche fiel nach unten,
„Die an der Seite einen Riß,
„So zwanzig Märker sind's gewiß.
„Dann knisterts' auch noch nach Papier!
„Das langt fast für die Zeche hier;
„Den Rest, die kleine Bagatelle,
„Die treibt man auf auf alle Fälle.
„Dein Federmesser mach' parat
„Und trenne auf die Futternacht!“
Woran ich allsogleich mich machte,
Woran ich achtsame Rettung brachte. —

Am längsten oftmals man verweilt
In solchen Fällen, wo es eilt,
Weil die Geduld man leicht verliert
Und Arbeitskraft vergeudet wird. —
Drum konnt' ich an des Frackes Schößen
Nicht rasch genug die Nähte lösen,
Was meinen Freund derart verdroß,
Daß er es selbst zu tun beschloß. —
Mit einem Ruck, da war er fertig.
Das Geldstück, das war gegenwärtig.
Hübsch eingewickelt in Papier
Lag es am Boden neben mir. —
Mit allgemeiner Spannung ging
Man nun an die Entblätterung.

Was uns'ren Augen sich nun bot
War gleichbedeutend mit dem Tod,
Und trieb das Blut an solche Stellen,
Wie man gewohnt bei Ohnmachtsfällen.
Die Wirkung tat sofort sich zeigen
Durch ein minutenlanges Schweigen.
Dem dann bereitet' jäh ein End
Zwei Rufe: „Himmelsapperment!“ —

Das Goldstück, das uns retten sollte
War leider Gottes nicht von Golde.
Es war aus Aluminium
Und trug 'ne fromme Huldigung,
Aus der hervorging sonnenklar,
Daß hier es unverwendbar war. —
Der fromme Spruch, der beigegeben,
Der geißelte das Sündenleben
Und gipfelte in dem Entschluß,
Daß man das Böse meiden muß. —

All' dies hatte die fromme Mutter
Ihm eingenäht ins Unterfutter,
Damit ihn die Versuchung meide
Und er den Tugendpfad beschreite.
Sie kannte ihren filius. —
So reifte in ihr der Entschluß.

Als wir zurück zum Saale kamen,
Da fanden wir schon uns're Damen
Mit zwei verlumpten Vagabunden,
Sie sich inzwischen eingefunden,
Und die sich rasch entpuppt als wahre,
Uns wohlbekannte Refrendare.
Den einen zog der Menschenfresser
Zur Seite, denn er kannt' ihn besser,
Und machte kurz ihm klipp und klar,
Wie es um uns bestellt hier war,
Und daß ein Pump nur übrig bliebe. —

Doch fand er keine Gegenliebe. —
Sie wollten gerne sich bequemen,
Die Passiva zu übernehmen,
Dann sei es selbstverständlich klar,
Daß ihnen auch die Aktiva;
Daß überdies es ja genügte,
Wenn man zu viert sich hier vergnügte.
Zu sechst, wie man im Voraus wisse,
Stoß' doch man nur auf Hindernisse. —

Durch dieserlei Gedankengänge
Trieb meinen Freund er in die Enge,
Bis schließlich er kapitulierte
Und uns'ren Abzug proklamierte. —
Dem Kellner, der davon verständigt,
wurde ein Trinkgeld eingehändigt,

Und ihm gesagt, die Zecher als solche
Die übernähmen die zwei Strolche,
Die seinen Zweifel rasch verjagten,
Indem sie: „Also Amen!“ sagten.

Die Mädels, die bestellten grad
'ne Schüssel poinischen Salat,
Da ließen wir die vier alleine
Und machten rasch uns auf die Beine.

Erst in der kalten Winternacht
Sind aus dem Taumel wir erwacht
Und wurden uns darüber schlüssig,
Daß zwar das ganze überflüssig,
Jedoch, daß uns nicht viel ging flöten,
Da uns die Ruhe sehr von Nöten.
Und daß zur richt'gen Zeit gekommen,
Was doch allein nur konnte frommen.
Es zeigte sich in andrem Bilde,
Was uns vorhin noch Wuterfüllte. —

Da tat mein Freund den Spruch, den wahren:
„Uns ist ein Wunder widerfahren,
„Denn der gefährlichen Bataille
„Entzog uns rettend die Medaille,
„Sie tat die Wirkung, die gesollte.“ —

Nur anders, als die Mutter wollte!

Kapitel 57 – Samstag, den 11. März 1922

Nach dem Karneval der Geschichte: Deutschlands moralischer und wirtschaftlicher Aschermittwoch

Der Fastnachtsrummel ist verrauscht und dem Rosenmontag und dem Karnevalsdienstag ist der Aschermittwoch gefolgt. Pierrot schläft mit zerbeulter Laute vor der Haustüre seiner Kolombina und der Hanswurst ist wieder zu einem ernsten Manne geworden. Diese Wandlung, die jeder Einzelne um die Faschingszeit an sich oder anderen wahrnehmen kann, scheinen auch die Völker in ihrer Gesamtheit durchmachen zu wollen. Auf ihren Rosenmontag und Fastnachtsdienstag wird sicherlich, für manches voraussichtlich schon sehr bald ein Aschermittwoch folgen. Manches Kolombinchen wird sich die Augen rot weinen und mancher Pierrot unsanft aus seinem tiefen Schläfe aufgerüttelt und auf die Realitäten des Lebens hingewiesen werden. Es ist nicht nur das deutsche Volk, dem dies Schicksal bevorsteht, es teilen mit ihm alle sogenannten Kulturstaaten, die samt und sonders durch die Art, in der sie sich am Weltkriege beteiligten, ihren moralischen Bankrott angesagt haben. Sie alle haben ihren Karneval hinter sich, und das Gespenst des Aschermittwochs, die Ernüchterung grinst ihnen entgegen. Deutschland wird vielleicht das Land sein, dem dieses Schicksal am nächsten bevorsteht. Es steht im Zeichen der sinkenden Mark und des aufsteigenden Elendes. Die unmittelbare Folge davon ist die Gier jedes Einzelnen, an der Schwelle des einbrechenden Elends sich noch möglichst vieler Geldnoten zu bemächtigen. Der Götze Mamon ist der ungekrönte König von Deutschland, er regiert Alles und Alle.

Keiner denkt an das Los des Nächsten und wie in einem untergehenden Schiffe der Ruf erschallt: „Rette sich wer kann“ so ertönt heute für ein feinhöriges Ohr der Ruf auf allen Straßen und Plätzen: „Bereichere Dich wo Du kannst“. Kein Wunder, daß auf die politischen Kämpfe von gestern, die ihre betrübliche Rolle noch nicht ganz ausgespielt haben, ein wirtschaftlicher Kampf von heute folgen und bald zu einem solchen Aller gegen Alle auswachsen wird. Heute schon gleicht Deutschland für einen aufmerksamen Beobachter einem mächtigen Freitiergarten, der von einer Menge Bestien bevölkert wird, die nur auf den günstigen Moment warten, in dem sie ungestört über einander herfallen können. Heute fletschen sie zunächst noch die Zähne, aber bald wird der Reißzahn, der jetzt schon hie und da sichtbar wird, seine vernichtende Tätigkeit beginnen. Das ist die Ansicht eines Schwarzsehers, die er mir neulich entwickelt hat. Seine Brillengläser sind zwar dunkel gefärbt aber sehr scharf und ich konnte den Gedanken nicht los werden: „Wenn er doch Recht behielte?“ Jedenfalls ist es bedauerlich, daß es schon so weit mit uns gekommen ist, daß man einem solchen Gedanken, den man einstens für unerhört von sich gewiesen hätte, ernstlich im Stillen nachhängt. Die heutige Art, mit der der Kampf ums Dasein geführt wird, ist umso betrüblicher, als es, den guten Willen eines jeden Volksgenossen vorausgesetzt, verhältnismäßig leicht wäre, eine andere Bahn zu betreten. Vor allem gehörte dazu der schöpferische Wille jedes Einzelindividuums, unter Hintansetzung der eigenen Interessen Mittel und Wege zu erdenken, bzw. zu finden, die geeignet wären, die Gesamtheit aus dem Labyrinth der Zerfahrenheit herauszuführen. Der ewige Parteihaß, die unerquicklichen Religionszwistigkeiten, die wirtschaftlichen Anfeindungen aller Art, die schamlose Gier, auf Kosten Anderer Schätze anzuhäufen, müßten aus der Welt verschwinden. Es wäre eine kulturelle Tat, den Menschen dem Banne der Maschine, der ihn selbst zur Maschine

herabdrückt, zu entziehen. Die stille Behaglichkeit eines glücklich bescheidenen Familienlebens, die über so viele Unvollkommenheiten des irdischen Daseins hinwegzuhelfen vermag, müßten an die Stelle treten des heute so beliebten gezwungenen gesellschaftlichen Ceremoniells.

Dann erst würde auch wieder jener wahrhaftige längst in Vergessenheit geratene Menschenfreund, jener vollkommenste Wunderarzt für Herz und Gemüt, jener sonnige Tröster und Sorgentreiber, der goldene Humor, seinen Einzug halten in dem trostlosen Deutschland. Denn Deutschland ist in der Tat trostlos und der ehrliche deutsche Michel kann trotz der rauschendsten Feste, in die er sich zuweilen hineinziehen läßt, trotz der ausgelassensten Karnevalsstimmung, die ihn vor zwei Wochen wieder einmal mitgerissen hat, doch nicht die innere Leere seines Herzens verleugnen. Das was ihn heute froh und sorglos erscheinen läßt, ist nichts weiter, als ein gewisser Galgenhumor; um seine Grillen zu verjagen, taumelt er, wie der mit sich und der Welt Zerfallene zur Destille, tanzend dem Abgrunde zu. Der sterbende Pierrot am anbrechenden Aschermittwoch ist das Symbol geworden eines sterbenden in sich zerfallenden Deutschlands.

Kapitel 58 – Samstag, den 18. März 1922

Frühlingserwachen und die göttliche Offenbarung der Natur

Der Lenz hält wiederum seinen Einzug an der Bergstraße. Schon vor mehr als zwei Wochen sind die ersten Maikäfer auf den Redaktionstisch geflogen und während ich hier schreibe, recken Veilchen und Schneeglöckchen ihre langen Hälse über meine Schreibmappe und schauen mich mit ihren klaren Aeuglein bettelnd an, als wollten sie sagen: „Schreibe doch auch einmal ein Kapitel über uns“. Ich tue es gerne, liebe Kinder Floras, zumal ihr als Erstgeborene das Anrecht habt auf besondere liebevolle Berücksichtigung. In der Tat, Ihr seid mehr als sonst Blumen, aber auch mehr als nur Boten des Frühlings; Ihr seid die Verkünder einer neuerstehenden Welt, Tröster und Hoffnungspender zugleich, Zeugen der ewig sich neu gebärenden Natur und des unerforschlichen Kreislaufes im Weltall. Eine Fülle von Betrachtungen knüpft sich an Euren Anblick, ungezählte Hoffnungen klammern sich an Euer Erscheinen und wahrlich, nur ein ganz verstocktes Herz könnte sich dem Eindrucke verschließen, den Eure Nähe in jeder fühlenden Menschenbrust hervorruft. Der anhaltende Streit jener, von denen die einen daran festhalten, daß nach dem Tode alles vorbei sei, während die anderen an ein Wiederauferstehen glauben, scheint mir durch Euch der Entscheidung näher gerückt. Denn auch Ihr seid wiedererstanden aus kalter Winternacht und aus der moderigen Blätterdecke. Und wenn das matte Auge des Schwerkranken bei Eurem Anblick sich verklärt, wenn sich die zitternden Hände des Genesenden Euch sehnsuchtsvoll entgegenstrecken, wahrlich, da geht von Euch etwas jenes göttlichen Hauches aus, den allerdings nur die verspüren, die auch in der Betrachtung der Natur eine Art Gottesverehrung erblicken können. Denn wie das Werk den Meister lobet, so lobet die Schöpfung ihren Schöpfer. Man braucht weder Materialist noch Monist zu sein, um an diesem Gedanken festzuhalten. Tief bedauerlich aber ist es, daß es trotz der weitfortgeschrittenen Bildung, – die übrigens im Allgemeinen nichts weiter darstellt als einen mehr oder weniger nachhaltigen, in den meisten Fällen überdies sehr einseitigen Drill auf irgend ein bestimmtes Fachwissen, – so viele Menschen gibt, die blind einherwandeln im

strahlendsten Sonnenschein, taub sind gegenüber dem hellsten Nachtigallenschlag und sich unempfindlich zeigen gegenüber den vielerlei Offenbarungen, die ihnen die Natur in so reichem Maße auf Schritt und Tritt zu machen bereit ist. Gerade im Lenz, wenn alles sprießt und keimt, wenn alles flieht, was starr und leblos erschien, und alles wiederkehrt, was längst verloren geglaubt. Versucht doch auch dieses Jahr wieder diesen Bedauernswerten die Augen zu öffnen, säubert ihren Gehörgang und legt einen Funken des göttlichen Atems in ihr Herz, damit mit es nicht ganz erstarrte zu einem kalten Eisblocke. Wenn ihr das erreicht habt, dann könnt ihr getrost Euren nachgeborenen Schwestern Platz machen, dann habt Ihr die Aufgabe erfüllt, die Euch zukommt, und es wird nicht fehlen an Solchen, die Euer Lob verkünden und Euch preisen in Wort und Schrift. Schon steht das große Heer der Dichter und Dichterlinge in Schlachtordnung, jene schwer gepanzert und ausgerüstet mit den neuesten Errungenschaften der Technik, diese nur mit einem übelgespitzten Bleistift versehen, bereit zum Sangeswettstreite, wozu ihr das Thema abgeben sollt. Die Redaktionsschere ist bereits frisch geschliffen, jederzeit im Stande ihre blutige Arbeit aufzunehmen. Ich ziehe mich derweilen zurück, ich habe Euch ein Kapitel meiner Betrachtungen gewidmet, verlangt nicht, daß ich Euch nun auch noch andichte. Es würde mich aber freuen, wenn diese Zeilen dazu beitragen wollten, daß mancher meiner Leser, wenn er Eure Geschwister am Wege stehen sieht, nicht achtlos an ihnen vorüberwandelt, sondern Veranlassung nimmt, die Gedanken, die ich jetzt nur kurz gestreift habe, weiter auszuspinnen und sie zu jener Erkenntnis zu verdichten, die erst das Leben lebenswert und Alles um uns herum bewunderungswürdig und göttlich erscheinen läßt.

Kapitel 59 fehlt

Kapitel 60 – Samstag, den 3. April 1922

Der gerettete Suchtkranke und die Vergänglichkeit des Lebensweges

Ich sehe ihn immer noch in der dunklen Ecke seiner ärmlichen Behausung sitzen, zusammengekauert wie ein Häufchen Unglück, einen weltmüden früh gealterten Menschen, zu dem ich mich, trotz des bedeutenden Altersunterschiedes, weil ich eben einmal einen gewissen Fimmel für Unglückliche habe, so sehr hingezogen fühlte, und der mich in den düsteren Stunden seines Daseins mit einer Aufrichtigkeit, die keinen Zweifel an ihrer Echtheit zuließ, seinen einzigen Freund nannte. Die Ausstattung seines Zimmers, wenn diese Bezeichnung für das wurmstichige Gerümpel überhaupt angebracht war, bestand aus einem von den Mäusen zernagten Bette und einem morschen Tische, vor dem ein wackeliger Stuhl stand. Nur in der einen Zimmerecke quer stand eine mit Messing eingelegte säulengeschmückte Kommode aus Birnbaumholz in stilvollem Empire. Dieses Möbelstück war das einzige, was er aus seiner glanzvollen Jugend herübergerettet hatte. Denn als Sprößling einer hochangesehenen Familie hatte er einstmals glänzende Zeiten gesehen. Daß er eine gute Kinderstube genossen hatte, sah man ihm auf den ersten Blick an, und dieser Eindruck vertiefte sich noch, wenn man sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Er hatte ein klares Urteil, einen erlesenen Wortschatz neben einer abgeklärten Lebensauffassung und aus allem, was er sprach, leuchtete ein edles, menschenfreundliches Herz hervor. Wenn er dann in eine gewisse geistige Erregung geriet, da blitzten seine Augen hell auf und mit einer Begeisterung, wie sie nur der Jugend eigen ist, offenbarte und verteidigte er seine Ansichten.

Aber dann gab es wieder Stunden, in denen er trüb und stumpf vor sich hin starrte, seine glanzlosen Augen waren matt und gebrochen und der Tonfall seiner Stimme klang wie die eines von Bangigkeit gequälten Menschenkindes. Er hatte einen treuen Begleiter, der ihm nicht von der Seite wich, den er wie einen Bruder liebte und mit dem er in einsamen Stunden wie mit einem intimen Freunde sprach. Das war Waldmann, ein urdrolliger überaus treuherzig in die Welt blickender Dackel.

Ich war lange Zeit nicht mehr zu ihm gekommen, dem Alten mit den wohlgepflegten dünnen Händen. Als ich ihn aber endlich wieder eines Tages aufsuchte, kam mir seine Hauswirtin mit verstörtem Antlitz entgegen und brachte mir die Schreckensnachricht, es nicht viel gefehlt hätte, und ich hätte meinen alten Bekannten nicht mehr am Leben angetroffen. Er hatte in der Nacht zuvor seinen treuen Begleiter mit Gift aus der Welt geschafft und dann versucht, auch dem seinigen durch Öffnen der Pulsader ein jähes Ende zu bereiten. Aber die zitternden abgemagerten Hände waren bei dem Versuche willen- und kraftlos zurückgesunken. Lautlos und noch völlig unter dem niederschmetternden Eindruck des eben Gehörten trat ich in seine Klause und legte seine Hand in die meine. Ein unsagbar wehmütiger Blick und ein mattes Lächeln gab mir seine Freude an meiner Anwesenheit zu erkennen. Die Tragik des Falles hatte auch einmal seine Nachbarschaft aus ihrer trägen Gleichgültigkeit aufgerüttelt und sie zu tatkräftiger Hilfe veranlaßt. War es wirkliches Mitleid oder nur der Wunsch, aus wohlthätig zu erscheinen, kurz man brachte ihn in eine Heilanstalt, wo Unglückliche seines Schicksals Erlösung von ihrem Leiden erhofften. Denn er stand im Banne des Morphiums, jenes entsetzlichen Giftes, das ähnlich wie der Alkohol in kleinen Mengen genossen, ein wahrer Freund des Menschen sein kann, aber im Uebermaße dem Körper zugeführt, in kurzer Zeit das vollkommenste Schiff zum Wrack macht. Veranlassung zu diesem Laster gab eine dunkle Erfahrung in seinem Leben. Wie oft hatte er schon den Anlauf genommen, mir die Verletzung seines Schicksals zu enthüllen, aber stets brach er mitten in seiner Erzählung ab und mit einem Seufzer, der mir das Herz durchschnitt, weinte er in sich hinein.

Ich erfuhr durch eine Karte, die er an mich schrieb, seinen neuen Aufenthalt und nach Monaten machte ich mich auf, ihn zu besuchen. Der ihn behandelnde Arzt, ein wahrhaftiger Menschenfreund, gab mir bei meinem Eintreten den erfreulichen Bescheid, daß es ihm nach vielen Mühen gelungen sei, den Kranken allmählich von der Morphiumspritze zu entwöhnen. Das Morphinum war immer in geringeren Mengen mit Wasser verdünnt verabreicht worden und es waren gerade 3 Tage her, seitdem er nur noch pures Wasser in seinen Körper einspritzte. Die große Gefahr bestand nun darin, dem Kranken ohne nachteilige Folgen von dem tatsächlichen Sachverhalt Kenntnis zu geben. Sein Lebensretter hielt es geradezu für eine gute Schicksalsfügung, daß ich, der wie er wußte, einen großen Einfluß auf den Kranken hatte, gerade jetzt zur kritischen Stunde anwesend war. Mir sollte nur die Aufgabe zufallen, dem Morphiumsüchtigen die Kunde seiner völligen Heilung geschickt zu übermitteln. Ich fand ihn auf dem Sopha sitzend in leidlichem Aussehen, aber kaum hatte er mich erkannt, da breitete er die Hände nach mir aus und bat mich flehentlich ihm doch eine Spritze zu erbetteln, die ihm seit gestern völlig versagt worden sei. Einer vorherigen Abmachung mit dem Arzte entsprechend verließ ich das Zimmer, um nach geraumer Zeit mit der ersehnten, allerdings nur mit klarem Wasser gefüllten Trösterin wieder einzutreten. Zitternd bohrte er

die Nadel in seinen weichen Oberschenkel, es dauerte nicht lange, da verklärte sich sein Gesicht, seine Stimme wurde lebhafter, sein ganzer Körper schien sich zu verjüngen und bald stimmte er mit einer Stimme, die sicherlich einmal schön war, sein Lieblingslied: „Weg mit den Grillen und Sorgen“, das er mit den vollen Akkorden seiner Gitarre begleitete. Ich weiß nicht mehr, welchen Weg ich einschlug, um ihm halb schnungsvoll und bangend, halb schelmisch und tagesbewußt den glückbringenden Betrug beizubringen, dessen Opfer er zu seinem Vorteile geworden war. Er erfaßte sofort die Tragweite meiner Enthüllungen und ein heller Frühlingssonnenstrahl traf drei übergelückliche Menschen, die sich voll Dankbarkeit und Befriedigung in die Augen blickten.

Da kam der Weltkrieg dazwischen. In dem Schlachtengewimmel und unter dem Eindrücke der sich überstürzenden Ereignisse kam mir der ehemalige Freund aus den Augen und aus dem Sinne. Erst nach dem Weltkriege traf ich ihn wieder. Er schien um 10 Jahre jünger geworden, froher Hoffnung und voller Pläne für die Zukunft. Ich verließ ihn mit dem Bewußtsein, man keinem Menschen, mag er körperlich und seelisch noch so sehr gebrochen sein, das Leben oder ein sich Wiederaufrufen absprechen dürfe. Es war eine wahre Freude anzuhören, wie er sich nunmehr selbst über seine damaligen Zustände lustig machte und wie er aus dem einstigen Pessimist ein glühender Optimist geworden war. Wenn man ihm so zuhörte, wie er die politischen Ereignisse mit seiner körperlichen Umwandlung in eine Parallele zog, wahrlich, da mußte man selbst als größter Schwarzseher verstummen. Es war das ein heiterer Abend, der Abend unseres Wiedersehens, voll von traurigen und freundlichen Erinnerungen, aber auch voll von frohen Hoffnungen für eine helle Zukunft.

Wiederum verstrich eine Spanne Zeit, da empfing ich eines Tages einen Brief, in dem er mich aufforderte, ihn doch endlich einmal in seinem neuen Heim aufzusuchen. Es war nicht Leichtsinniges Verschulden meinerseits, daß ich dieser Aufforderung nicht sofort entsprach, aber vor kurzem raffte ich mich endlich auf, das Versäumte nachzuholen. Als ich am Bahnhofe seines Wohnortes nach seiner Wohnung fragte, da gab man mir den Bescheid, daß ihn drei Tage schon die Erde decke. Ich wanderte zum Dorffriedhofe hin und legte die ersten Schneeglöckchen, die ich aus meinem Garten für ihn mitgebracht hatte, auf seinem Grabe nieder. Als ich so sinnend vor dem Hügel stand, kam mir so recht zum Bewußtsein wie wechselnd und unberechenbar oft der Gang des Menschengeschickes sein kann. Wie nichtig und kleinlich erschienen mir angesichts dieses Lebensweges die tausenderlei Sorgen des Alltags und in der Friedhofsstille unter dem leichten Gezwitscher der ersten Singvögel vergaß ich gänzlich das Hasten und Treiben dort unten im Tale. Erst das ferne Heranbrausen eines Schnellzuges gab mich der Wirklichkeit wieder und zeigte mir in gewissem Sinne die falschen Ziele des heutigen Menschengeschlechtes.

Die sehnige Gestalt eines Landmannes, dem ich auf dem Rückwege begegnete, den die Arbeit gestählt, und das tägliche Leben und Weben in der Natur gegen alle Errungenschaften einer überfeinen Kultur gefeit hatte, in welch krassem Gegensatze stand diese Gestalt zu meinem toten Freunde. Dort der Kultur, hier der Naturmensch. Sicherlich es gäbe nicht so viel Elend und Jammer, nicht so viele Enttäuschungen und Verirrungen, wenn der Mensch

sich nicht stets einseitig der Kultur, sondern wenigstens in gleichem Maße der Natur zuneigen und unterordnen wollte. Denn die Natur birgt in den meisten Fällen auch ein oft beträchtliches Stück Kultur in sich, die Kultur dagegen läuft in ihren Auswüchsen gar zu gerne dem natürlichen Bedürfnis zuwider.

Kapitel 61 – Samstag, den 3. April 1922

Der Streit der Bilder: Wahre Kunst versus moderner Schwindel

Sie hängen beide in dem Empfangssalon des dicken Kommerzienrats mit der großen Hornbrille und der dicken goldenen Uhrkette, einem jener Anpassungsfähigen, die unter dem alten Regime als Parvenü groß geworden war, dann als Kriegsgewinnler sein an und für sich bedeutendes Vermögen verzehnfacht und als Revolutionsgewinnler ins Unermessliche gesteigert hatte. Das eine ist ein fein durchgearbeitetes Interieur, in dunklem soliden Holzrahmen, das andere Bild ist eine expressionistische grellfarbige Ausstattung in roh zusammengestimmtem, zum Teile nach expressionistischem Rezept absichtlich schadhafte gemachtem knallrot gestrichenen Tannenholz. Es schlug gerade 11 Uhr, als der behäbige Herr Kommerzienrat laut gähmend die Zeitung aus der Hand legte und lässig auf den Klingelknopf drückte. Der hereintretende Diener erhielt seine Weisungen für den nächsten Tag und ließ, nachdem sein Herr das Zimmer verlassen, die frische Nachtluft den „Hecht“, der durch die schweren Importen entstanden war, aus dem Zimmer jagen. Nach einer Weile schloss er sorgfältig die Fenster, knipste das elektrische Licht aus und verschwand. Nun lag der kommerzienrätliche Salon in stiller Nachtruhe und nur das Ticken der antiken Uhr mit den vier Alabastersäulen, die auf dem Kamine stand, unterbrach die Todesstille. Da seufzte plötzlich das alte Rahmenholz des Interieurs so laut, dass das expressionistische Gemälde erschrocken zusammenfuhr und schier vor Schrecken zuletzt etwas hätte von seiner in Augen-

Voraussichtlich nicht die bunten Farben fingerdick aufgetragen. „Was hast du nur, du alter Knacker“ fragte es halblaut seinen Nachbar? „Du hast doch verdammt nichts zu klagen, dir geht es doch glänzend. Man hält große Stücke auf dich in diesem Hause und zudem steigst du als alter Holländer täglich mit der fortschreitenden Valuta im Werte“. „Ich muss an meinen Erzeuger denken“, antwortete der eben Angeredete; „als er mich malte war er dem Verhungern nahe und brachte mich, noch halbtot, für ein Spottgeld auf den Markt, nur um die Notdurft des Lebens zu stillen.“ „Der Dumme! Mein Schöpfer hat das klüger mit dem Maien angepackt. Er hat sich einige Kritiker zu Freunden gemacht, sich einem Kunsthändler verschrieben und nun kann er drauf losmalen wie und was er will, alles was aus seinem Pinsel fließt ist eitle Kunst. Er lebt auf einem großen Fuße, geht stets elegant gekleidet, ist euch wohl hie und da der Mittelpunkt eines kleinen Skandälchens neulich hat er zum Beispiel wieder einmal seine zweite Frau geheiratet, bei der Hochzeit seiner dritten war er Trauzeuge und mit seiner ersten Frau, die ebenfalls Malerin ist, veranstaltet er zur Zeit eine Sonderausstellung. Das zieht. Vom armen Maler will die heutige Welt nichts wissen. Ein lumpiger Anzug stößt ab, die Lumpigkeit des Charakters wird entschuldigt mit dem Sprüchlein, für Künstler gelte nicht der Maßstab des Alltages.“ „Was war der Urheber meines

Daseins dagegen ein ehrlich denkender Mensch. Lieber wäre er des Hungers gestorben, als dass er sich an die Kritiker seiner Zeit herangebiedert hätte. Die waren damals gerade wie so manche von heute und ein nettes Plauderstündchen bei altem Wein und frischgedrehten Zigaretten eine kleine Bereicherung für ihre Bildersammlung und vor allem einige schmeichelhafte Redensarten hätten sicherlich ihre Wirkungen nicht verfehlt. Aber das lag ihm fern; er hungerte sich durch und rang in einer Weise, die nur der zu schätzen vermag, der wie ich Augenzeuge seiner seelischen Erregungen war.“ „Meinen Verfertiger habe ich auch einmal von Dingen sprechen hören“, sagte das expressionistische Gemälde, „er sprach davon, als ihn ein vermutlicher Käufer in seinem Atelier besuchte. Dieser wollte so gar nicht der neuen Richtung den zum Kaufe hinreichenden Geschmack abgewinnen. Da hättest Du aber mal meinen Alten schwadronieren hören sollen. Zuletzt behauptete er, ihm sei manchesmal beim Malen ganz unheimlich zu Mute. Er fühle, wie er gar nichts anderes und nichts anders malen könne. Offenbar habe ihn eine seelische Welle aus irgendeiner Geistessphäre getroffen, der er unterliege, unterliegen müsse. Ein neuer Stil sei im Anzuge und er bilde offenbar ein Strahl dieser neuerstandenen Sonne. Deshalb könne, dürfe er nur in den reinen Farben des Spektrums malen, und seine Formensprache sei durch die gradlinige Strahlenbrechung bestimmt.“ Und wirklich, er erreichte was er wollte, die Besprechung fand mit einem glänzenden Auftrage ihren Abschluss. Als der Käufer das Atelier verlassen hatte, platzte mein Verfertiger fast vor Lachen, weil jener auf seinen „faulen Zauber“ hineingefallen sei.“ „Der meine“, wandte sich der alte Holländer entgegen, „fühlte sich aber wirklich zum Künstler berufen. Wie eifrig studierte er Tag und Nacht, entwarf und verwarf; je mehr er ein Problem bearbeitete, desto höher stellte er sich sein Ziel.“ „Der Narr! der wusste nicht die Zeit zu nutzen, Zeit ist Geld. Studieren? Davon hat meiner nie was wissen wollen, was ihm von früheren Studien her noch geläufig war, hat er absichtlich vergessen. Sein Feld ist ja die primitive Kunst. Da muss er sich in die Kinderzeit des Menschengeschlechtes zurückversetzen, so etwa auf die Kulturstufe, auf der früher ein Siouxindianer stand, wohlgemerkt, früher, denn heute sind das auch gebildete Herren. Das ist schwer, wenn man mitten in dem modernen Großstadtrummel lebt.“ „Du sagtest doch vorhin, Dein Künstler fühle sich gleichsam als ein Vorläufer einer großen Neuerung, wie kann er da zugleich primitiv sein wollen?“ „Na du Dummchen, verstehst Du das nicht? Er will wieder da beginnen, wo früher bei dem Entstehen der ersten Kunstbegriffe angeknüpft wurde, man hatte damals falsche Bahnen eingeschlagen und nun hat man das nach Jahrhunderten erkannt. Da heißt es zusammenreißen bis auf die Grundmauern.“ „Ist dein Vater denn so sicher, dass er den rechten Weg geht und nicht am Ende auch eine falsche Bahn einschlägt?“ „Ganz sicher, denn er ist ja ein Genie?“ „Ein Genie“ sagt Du? Sieh an, das habe ich nicht gewusst; zur Zeit meiner Entstehung war ein Genie eine große Seltenheit. „Heut beegnest Du Genies auf Schritt und Tritt.“ „Als Beweis meiner Behauptung führe ich Dir immer wieder die modernen Kritiker, die berufensten und unvoreingenommensten Beurteiler dessen vor, was heute an Kunstwerten geschaffen wird. Meistens beginnen sie, wenn sie ein Kunstwerk loben wollen — und das tun sie stets, wenn sie dem Schöpfer gesellschaftlich näher stehen, bei Adam und Eva. Sie durchwaten die Hymnen des alten und kommen allmählich zum neuen Testamente, dessen „Hosianna“ und „Alleluja“ sie sich eifrig bedienen, um morgen vielleicht schon in das „Kreuziget ihn“ miteinzustimmen. Nun werden die einzelnen Zeitperioden mit ihren hervorragendsten Kunsterzeugnissen und Kunstvertretern im Parademarsch vorgeführt, und als Abschluss dieser logischen geistigen

bezw. künstlerischen Wertschätzung der in der vorliegenden Zeitungsnotiz zu Lobende der erstaunten Menschheit als ein Phänomen präsentiert.

So entstehen heutzutage über Nacht Berühmtheiten, die alle ihre Vorläufer auf literarischem oder künstlerischem Gebiete tief in den Schatten stellen. Was ist z. B. Goethe? — Doch nur ein Vorläufer des entzückend modernen Idioten Theophilus Löschzippel, der in seinem neuesten Drama der Menschheit ganz neue Richtlinien gegeben hat und schon heute als ein Weltreformer anerkannt werden muss. Sein Werk hat bereits alle Kreise durchdrungen und eine Unterhaltung, in der nicht wenigstens zehnmal sein Name oder Aussprüche von ihm angeführt werden, gilt als ungebildet. Was ist der süßlich langweilige Rafael, der rohe Anatomieprotz Michelangelo, was sind die spanischen und holländischen Meister, was Holbein und die alten deutschen Malschulen gegenüber dem immensen unfassbaren Können unseres bewunderungswerten Anastasias Stilaug, jenes gottbegnadeten Sendboten der neuesten Kunstrichtung. Mit welcher anmutiger Bescheidenheit verzichtet er auf jede edle Linie, die das Auge des Beschauers bestricken und vom Wege des rein innerlichen Erlebens abbringen könnte. Wie geistreich sein letzter weiblicher Akt mit dem meterlangen Halse und den unmenschlich großen Beinen. Wie genial versinnbildlicht er darin die unerreichbare Neugierde des Weibes.

Weiter, wie glücklich und genial löste er die Aufgabe, die ihm in Form eines Porträts der eleganten Komtesse A gestellt war. In einem achteckigen Rahmen zwei Samtaugen, ein Dutzend seidene Florstrümpfe, ein leeres Portemonnaie und eine Puderquaste, alles in einem zarten, duftigen Lilatone gehalten.“ „Halte ein“, stöhnte das alte Interieur, „mir schwindelt vor Deiner Schilderung der heutigen Zustände. Ist die Menschheit auf einem derartigen geistigen Tiefstande angelangt, dass solche Dinge möglich sind?“ „Mitnichten. Wir leben im Zeitalter des Wahnsinns, warum soll da die Kunst, die doch stets, wenn sie eine wahre sein will, ein Spiegelbild der Zeit geben soll, normale Wege einschlagen? Und übrigens, lebt es sich gar schwer, wenn man gegen den Strom schwimmt. „Mundus vult decipi — ergo decipiatur“ sagt der Lateiner, auf deutsch: „Die Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen.“ Was hat Dein alter Meister für Dich erlöst, für Dich, der Du ein Stück seines Herzens darstelltest? Wenn es gut ging, ein warmes Mittagbrot. Ich habe meinen einen schönen Bündel Banknoten eingetragen, allerdings Papiermark. Mein Entstehen hat ihm aber auch kein weiteres Nachdenken verursacht. Er handelte nach Busch, der so schön sagt: „Und man zeugt zwar die Kinder, doch man denkt sich nichts dabei; und die Kinder werden Sünder, wenns den Eltern einerlei.“ Höre zu, wie ich entstanden bin: „Mein Meister nahm aus seinem Farbenkasten 5 Tuben, drückte sie auf die Leinwand, zerrieb das ganze oberflächlich zu einem farbigen Brei, kratzte mit dem Pinselstiele einige Riefen hinein, quetschte mit dem geschwärzten Daumen die Farben an einigen Stellen auseinander und ließ das ganze etwas antrocknen. Dann nahm er ein Tintenfass zu Hand, hängte das Bild senkrecht an die Wand und feuerte das volle Tintenglas dagegen, dass es zerbarst. Nachdem die überflüssige Farbe und Tinte abgetropft war wurde ich gefirnist, in der expressionistischen Ausstellung zu 3. der erstaunten „Bestie Publikum“ unter dem Titel „Farbenschwelgerei mit schwarzem Brennpunkt“ vorgeführt u. infolge des großen Namens meines Verfertigers und des hohen Preises, den er für mich forderte, an den Geldprotz,

unseren jetzigen Besitzer verkauft.“ Das expressionistische Kunstwerk wollte noch weiter erzählen, wurde aber plötzlich durch einen noch lauterem, abermaligen Knacks des alten Holländers jäh unterbrochen. — Die Holzplatte, die den Untergrund des schönen Interieurs bildete war gesprungen und das fahle Mondlicht, das sich eben durch die Gardinen des üppigen Salons hereinstahl, traf mit seinem friedlichen Schein einen Toten. Der Lebendige aber, das Kunstwerk von heute, zog sich verschämt in den Schatten der Venus von Milo zurück.

Kapitel 62 – Samstag, den 22. April 1922

Ein Appell an die Nächstenliebe: Der Wert des persönlichen Besuchs in Pflege- und Heilanstalten

Habt Ihr schon einmal einen Blick geworfen in ein Krankenhaus oder eine Klinik, in eine Irrenanstalt oder eine Anstalt für Epileptiker, in ein Siechenheim oder eine allgemeine Pflegeanstalt? Wenn nicht, so holt schnell das Versäumte nach und steckt Eure Nasen in die Säle und Zellen dieser, dem Getriebe des Alltags entrückten Stätten, deren Betätigungsfeld in seinem ganzen Umfange nur den Wenigen bekannt zu sein scheint, die entweder selbst Angehörige zu deren Insassen zählen oder durch ihre berufliche Tätigkeit und persönlichen Verbindungen Gelegenheit hatten, sich über diese Institute und das Tun und Treiben darin zu informieren. „Gehet hin“ so rufe ich Euch zu, „Ihr alle, die Ihr auf Eurem Lebenswege zu verzagen beginnt, Ihr Mißmutigen und Verärgerten, Ihr in Eurem Ueberflusse Gelangweilten, Ihr Geldprotzen und Tagediebe, Ihr Modepüppchen und Stutzer, Ihr Großmäuler und Sprichklopfer, wenn es gilt, die soziale Frage mit Eurer Stammtischweisheit zu lösen, Ihr Egoisten, die Ihr glaubet, der Pflicht der Nächstenliebe Genüge getan zu haben, wenn Ihr, mehr aus Vergnügungssucht, als einem edleren Beweggrund folgend, prachstrotzende Wohltätigkeitsbazars ins Leben ruft. Dort werdet Ihr einen anderen Eindruck gewinnen von den Leiden der Menschheit. Dort wird Euch die grosse Wirklichkeit entgegentreten, in engem Raum zusammengepfercht, die ungeahnte Mannigfaltigkeit der menschlichen Gebrechen, das Grab so vieler Hoffnungen, dann wieder bewundernswerte Ergebnisse in die unabwendbaren Fügungen des Schicksals, heldenhaftes Martyrium und auf der anderen Seite die Betätigung wahrer christlicher Nächstenliebe und Aufopferungswilligkeit im Dienste der leidenden Menschheit. Und Ihr werdet Euch teils beschämt zurückschleichen müssen, in der Erkenntnis Eurer ganz undankbaren Erbärmlichkeit; die guten Elemente unter Euch aber werden einen großen Nutzen aus der Belehrung ziehen, sie werden freudiger zu ihrer gewohnten alltäglichen Beschäftigung zurückkehren, mit größerer Befriedigung, als sie dasselbe verlassen haben.

Ich habe im Laufe der Jahre so ziemlich allen Kategorien dieser Anstalten einen Besuch abgestattet; jüngst habe ich wieder einmal eine derartige Anstalt besucht, die durch ihre Ausdehnung und Vielseitigkeit ein besonders anschauliches Bild bietet, alles dessen, was unser Erdendasein am Jammer und Leid erfüllt. Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, durch Eingehen auf Einzelheiten eine Schilderung des Lebens in diesen Anstalten zu geben; ebensowenig, die Verschiedenheiten der Leiden und der Leidenden selbst aufzuzählen. Vielmehr möchte ich heute nur ganz allgemein auf die Pflicht hinweisen, die darin besteht,

daß ein Jeder, der im Ueberflusse lebt, sich guter Gesundheit erfreut, vom Glück begünstigt, im Lichte dahinwandelt, sein Scherflein dazu beitragen soll, die Leiden seiner bedauernswerten Mitmenschen, die ihr Lebtage in diesen Anstalten verbringen müssen, je nach Möglichkeit erträglicher zu gestalten. Es gibt viele Wege, die zu diesem Ziele führen. Dabei sei von vonherein erwähnt, daß in den weitaus meisten Fällen in diesen Anstalten für das leibliche Wohl der Kranken, soweit es Pflege des Körpers, zweckdienliche Nahrung und Kleidung angeht, in reichem, oft geradezu hervorragendem Maße gesorgt ist. Freilich sind viele dieser Anstalten mit z. T. sehr ausgiebigen Stiftungen versehen, da der eventuelle Staatszuschuß allein nicht ausreichen würde, allen Ansprüchen besonders bei den heutigen Zeitverhältnissen gerecht zu werden. Von Geldspenden und ähnlichen Zuwendungen soll aber hier nicht die Rede sein. Es gibt Handlungen, die viel unmittelbarer und persönlicher von den Kranken als eine Wohltat empfunden und dankbaren Herzens als solche entgegengenommen werden. Dazu gehört in erster Linie der persönliche Besuch. Wer weiß nicht aus eigne: Erfahrung, wie wo..... es ist, wenn man, auf das Krankenbett gefesselt, einem lieben Bekannten die Hand reichen darf. Wer hat das Bild in den Lazaretten während des Krieges vergessen, wie sehr sich die Verwundeten freuten, wenn ein lieber Besuch auf Momente an ihrem Schmerzenslager verweilte? Gerade so ist es bei den Insassen dieser Anstalten – soweit einem Besuchen derselben ärztlicherseits nichts im Wege steht.

Darum Ihr alle, die Ihr nahe oder ferne Verwandte und Bekannte in diesen Anstalten habt, laßt Euch den Weg und die Zeit nicht verdrießen und gehet hin, Euren Lieben die Hand zu drücken. Der herzliche Händedruck, der Euch empfängt und verabschiedet, wird Euch, wenn Ihr ihn richtig empfindet, Lohn genug sein, für Eure verhältnismäßig geringes Opfer. Aber auch Ihr, die Ihr keine Verwandte zu den Insassen dieser Anstalten zählt, dürft, einmal, wenn eine sich passende Gelegenheit bietet, Euren leidenden Mitmenschen liebevoll zur Seite treten. Versehet sie mit guten Büchern, schmücket ihre sorgenvolle Umgebung mit Blumen, denket ihrer an Weihnachten und, so Ihr einmal an einer dieser Anstalten vorbeikommt, und sehet die Pfleglinge im Garten oder in der Nähe der Anstalt – verschont sie mit Eurer unverhohlenen Neugierde. Denn solche Kranke haben meistens ein ganz ausgeprägtes Empfinden für Verstöße dieser Art und in jedem einzelnen Fall kommt ihnen so recht wieder das Bewußtsein der eigenen Gebrechlichkeit. Ich habe früher öfters beobachtet, wie an einer Irrenanstalt vorübergehende Kinder stehen blieben und durch Zeichen und Gesten die im Garten beschäftigten Kranken zu reizen suchten. Nicht nur diese Kinder gehören exemplarisch bestraft, sondern in viel größerem Maße deren Eltern, die es an der richtigen Erziehung ihrer Kinder fehlen ließen. Das Wort „Narr“ dürfte im Sprachgebrauch überhaupt nicht die Rolle spielen, die es einnimmt. Es ist bemerkenswert und nur aus der Verständnislosigkeit einer früheren Zeitepoche erklärlich, daß man unter „Narr“ ebensowohl den zu Fastnacht maskierten Erdenbummler, als den armen Geisteskranken versteht. Im Mittelalter folterte man diese oder ließ sie in engen Kerkern oft unter der grausamsten Behandlung verkommen. Eigentlich erst der neueren Zeit blieb es vorbehalten, in ihnen das zu erblicken, was sie wirklich sind, arme, kranke Menschen, deren Handlungen infolge ihres geistigen Defektes die Ueberlegung und Folgerichtigkeit vermissen lassen, die wir bei denen normaler Menschen zu verlangen gewohnt sind. Fortsetzung folgt.

Über den empathischen Umgang mit psychisch Kranken und die mangelnde Anerkennung des Pflegepersonals

Mit dem Irrsinnigen verwechselt der Laie oft diejenigen Kranken, die man mit dem Sammelnamen Idioten bezeichnet. Es sind arme Menschen, die, da ihre Handlungen unberechenbar sind, ähnlich wie die Irrsinnigen von der übrigen Menschheit abgeschieden werden müssen. Während die Irrsinnigen, wenigstens zum Teile große geistige Fähigkeiten aufweisen können – ist doch der Schritt von Genie zum Wahnsinn nur ein kleiner – gehen den Idioten und Blödsinnigen durchschnittlich jede geistige Regsamkeit ab. Ich will nicht näher auf Einzelheiten eingehen, da sie nicht in das Bereich dieser Betrachtung gehören und zu einer derartigen Erörterung psychiatrische Kenntnisse erforderlich wären, die ich nicht besitze; es sei nur noch bemerkt, dass man streng von diesen Ganzblöden die sogenannten Schwachsinnigen zu unterscheiden hat. Diese Kategorie Kranke brauchen durchaus nicht böseartig und der Mitwelt gefährdend zu sein; im Gegenteil man findet unter ihnen oft rührend gutmütige und edeldenkende Charaktere. Freilich ist der Schwachsinn in seinen äußeren Erscheinungsformen so verschiedenartig, dass man hierin keinerlei Norm aufzustellen vermag. Alle die hergezogenen Krankheitsscheinungen, so mannigfaltig sie sich zeigen mögen, beruhen auf einem geistigen Defekt. Der Gesunde aber soll sich stets bewusst sein, dass ein solcher Zustand ohne jegliche eigene Schuld herbeigeführt werden kann, er ist also hilflos und geradezu brutal wäre es, dieses Leiden lustig zu machen, oder überhaupt gehässig zu betrachten, zumal sie in den weitaus meisten Fällen durchaus kein Selbstverschulden an ihrer Krankheit trifft. Deshalb soll man schon die Jugend darauf aufmerksam machen, dass sie solchen von der Natur Vernachlässigten gegenüber die größte Zurückhaltung und Schonung an den Tag legen muss. Freilich mag mancher dieser Bedauernswerten durch äußere Erscheinung und auffälliges Gebaren zum Lachen reizen; selbst vernünftig Denkende mögen zuweilen über ihre Posen und Einfälle lächeln; es ist aber gut, wenn man in solchen Fällen sein Lächeln nicht verbirgt, sondern zu einem freundlichen Lächeln gestaltet, damit der Kranke ja nicht das Gefühl haben kann, als werde er ausgelacht. Denn mit Ausnahme der Ganzidioten kann man nie mit Bestimmtheit wissen, ob dem Kranken nicht doch ein lichter Moment zur Verfügung steht, in dem ihm durch das Benehmen des Gesunden so recht seine Hilflosigkeit zum Bewusstsein kommt. Ich war einmal überrascht wie mir ein solcher Schwachsinnige ganz ruhig erzählte, er sei wegen seines krankhaften Zustandes während des Weltkrieges gar nicht zur Musterung gekommen. Es müsste bei der heranwachsenden Jugend das Taktgefühl dafür geweckt werden, dass es unwürdig ist, beispielsweise einem über die Straße gehenden Menschen, der in diese Kategorie gehört und durch seinen Gang oder sonst wie auffällt, gaffend oder gar nachrufend zu folgen, wie ich es in meiner Jugendzeit, in der derartige Kranke im Straßenbilde noch keine Seltenheit waren, so oft erlebt habe.

Heutzutage sind die meisten dieser Kranken in den hierfür bestimmten Anstalten untergebracht. Was von dem Verhalten dieser Kranken gegenüber gilt, gilt auch von dem unsrer Mitmenschen, die mit einem Nervenübel behaftet sind. Davon abweichend verhalten sich manche Erwachsene auch oft so leicht reizbar und ähnlich wie die Tauben zum Argwohn neigend. Man muss sich auch hierin von Jugend auf Zwang antun, mag die Verwachsung ein

noch so groteskes Bild abgeben und zum Lachen reizen. Dazu gehören auch verkrüppelte oder übermäßig gerötete und ausgedehnte Riechorgane pp. Freilich, der Ungebildete neigt dazu über alles zu lachen, was ihm ungewohnt in den Weg tritt. Er lacht über eine Volkstracht, wenn sie vereinzelt auftritt, staunt sie aber in dem Land selbst mit großen Augen an; eine noch nicht gesehene Uniform, ein buntes Kleidungsstück, allzu lang getragene Haare wollen ihn vor Lachen bersten lassen; dabei vergisst er ganz, dass doch eigentlich auch er wegen seines allzu spießbürgerlichen Äußeren, seinen verschnittenen Haaren mit eben demselben Recht auch von dem Verlachten komisch aufgenommen werden könnte.

Ich will noch eine Kategorie von Kranken erwähnen, denen von der Allgemeinheit oft aus Unwissenheit so wenig Verständnis entgegengebracht wird. Es sind das die von der Platzangst Gequälten; die Krankheit zeigt sich darin, dass dazu Veranlagte beim Überschreiten eines großen Platzes plötzlich angsttreibende Krampferzustände bekommen; dasselbe kann in überfüllten Räumen und bei Benutzung der Eisenbahn eintreten, weshalb an der Platzangst Leidende es schwer zu einer Eisenbahnfahrt veranlassen sind, da ihnen eine solche Fahrt oft wochenlang nachhakt. In Darmstadt begegnete mir einmal folgender Fall. Ich sah einen Mann wie einen Betrunkenen über den Marktplatz wanken, verfolgt von einem Raufbold oder „Heiner“, die ihm spottend ihr „Er hat ihn“ nachriefen. Als der Betreffende auf mich zukam, merkte ich sofort an seinem aufgeregten Wesen und sonstigen Anzeichen, dass ich keinen Betrunkenen, sondern einen plötzlich von der Platzangst Befallenen vor mir hatte. Ich ging ihm entgegen und führte ihn auf den Bürgersteig. Der Mann erzählte mir, dass er früher einmal stark an der Platzangst gelitten habe, und heute habe sich nach langer Zeit, in dem Augenblicke, als er, um den Weg abzukürzen, quer über den Platz gehen wollte, die alte, längst geheilt geglaubte krankhafte Erscheinung wieder eingestellt. In solchen Fällen ist es Pflicht jedes Einzelnen, statt durch müßiges Gaffen solche Kranke in Verlegenheit und noch größere Erregung zu bringen, helfend einzuspringen und vor allem Diejenigen, die das Gebot der Nächstenliebe verletzen, zurechtzuweisen.

Doch ich bin von meinem eigentlichen Thema etwas weit abgekommen. Ich wollte ja nur über die im vorausgegangenen Kapitel erwähnten Anstalten und ihre Insassen sprechen. Nachdem ich so ziemlich alle Arten von Kranken, die darinnen Aufnahme finden, wenigstens in groben Zügen erwähnt zu haben glaube, möchte ich zum Schlusse des heutigen Kapitels auch dem Personal in diesen Kranken- und Pflegeanstalten einige Worte widmen. Ich weiß, dass das sehr am Platze ist, zumal die Allerwenigsten sich schon einmal Rechenschaft darüber abgelegt haben, welche anstrengende und nervenzerrüttende Arbeit von diesem Pflegepersonal geleistet wird. Dabei wiegt doppelt schwer, dass, vielleicht von allgemeinen Krankenhäusern abgesehen, weil ja in ihnen der Krankenbestand fortwährend wechselt, gerade in den Siechen- und Pflegeanstalten die Arbeit der Pflegenden eine durchaus eintönige ist, eine Engelsgeduld voraussetzt und insofern als eine undankbare betrachtet werden muss, als keinerlei Besserung bei den Kranken wahrzunehmen, überhaupt zu erwarten ist. All diesen Erwägungen gegenüber ist es oft geradezu unverständlich und höchstens durch Unkenntnis der Sachlage entschuldbar, wenn der Alltagsmensch diesen im Dienste der Nächstenliebe stehenden so gar nicht die gebührende Achtung und Wertschätzung entgegenbringt. Es mögen sich ja manche Elemente in diesem Beruf eingeschlichen haben, die ihm nicht in den Augen der Allgemeinheit zum Vorteil gereichen,

aber gilt das schließlich nicht von einem jeden Stande? Bieten Fälle, die als Folgeerscheinungen des sittenverratenden Weltkrieges zu betrachten sind, berechtigten Anlass, einem ganzen Stande die Achtung und Schätzung zu versagen, die ihm seiner segensreichen Betätigung nach zukommen? Wie sollte aber die Allgemeinheit das nötige Verständnis zeigen für diese in der Abgeschiedenheit Wirkenden, wenn selbst berufene Faktoren in ihren Entschlüssen oft eine volle Würdigung dieser Arbeitsleistungen vermissen lassen. So wäre der Stand der freien Krankenschwestern sicherlich auch gesellschaftlich höher gestellt, wenn ihm die Beamteneigenschaft zur Seite stände. Was steht denn dieser „Beamtung“ im Wege? Die Geldfrage? Wirken sie der Allgemeinheit durch ihre aufopfernde, oft äußerst verantwortungsreiche Tätigkeit etwa einen geringeren Dienst, als beispielsweise die Telefonistin auf dem Postamt, der man schon längst der Beamtenkarriere erschlossen hat. Dabei ist der Dienst der Krankenschwester einer der schwersten, der von einer Frau verlangt werden kann. In den Ober- und Landesanstalten mag man ja in solchen Angaben ein wenig besser gestellt sein, jedoch das Sanitätspersonal, das hier ausgebildet wird, flüchtet wegen mangelnden Entgegenkommens wieder in das Privatleben oder zu anderen Berufen. Gewiss erfordert dieser Beruf, wie von einem Kulturstaat als selbstverständlich getragen werden muss, eine beträchtliche Dosis Selbstverleugnung. Zumal angesichts der geringen materiellen Vorteile, die ihnen winken. Ich glaube, es gibt heutzutage wenig oder gar keine Berufe, die so schlecht besoldet werden im Vergleich zu den gestellten Anforderungen. Wenn man in der jetzigen Zeit immer wieder die werktätige Arbeit in den Mittelpunkt stellt, dann sollte man an dieser Art werktätiger Arbeit nicht gedanken- und interessenlos vorübergehen. Man sollte ihr Anerkennung zollen auch ohne äußeren Zwang. Denn diese Arbeiter der Menschlichkeit werden niemals das Streikrecht in Anspruch nehmen, schon aus Mitgefühl für ihre leidenden Pfléglinge. Sollen sie deshalb schlechter gestellt sein wie andere? Was hilft alle Phrasendrescherei von dem Dank des Vaterlandes, der Gleichheit und dem ewigen Vorgehen aller derer, die im Dienste der Allgemeinheit stehen, wenn man sieht, wie wenig für diese Kategorie von Menschen getan wird, die sich und ihre Gesundheit in den Dienst wahren Menschentums stellen. Es ist nur gut für die leidende Menschheit, dass es immer noch Menschen gibt, die gerne auf den Lohn der Welt verzichten und in ihrer Arbeit selbst einen hinreichenden Lohn erblicken, sonst wäre es um ihr Los schlecht bestellt. Denn der Gesunde, der im Überflusse lebt und sich alles leisten kann vergisst zu gerne seine kranken Mitmenschen und die, in deren Obhut sie gegeben sind. Ihr, die es angeht, die Ihr mitbestimmen habt, wenn es sich um bessere Existenzmöglichkeiten des Krankenpersonals dreht, nur wenige von Euch lesen diese Zeilen; aber die sie lesen und sich mit ihnen einverstanden erklären können, sollen dafür sorgen, dass das Sanitätswesen, das hier angeschnitten wird, Früchte tragen möge zum Wohle des ganzen Landes.

Ihr, die Ihr im Dienste der leidenden Menschheit steht, lasst Euch durch nichts entmutigen, auch für Euch wird die Stunde schlagen, in der Ihr die Eure Arbeit gebührende Würdigung erfahrt. Bis dahin heißt es ausharren und sich durch äußere Umstände nicht abkehren lassen in der Verfolgung des gesteckten hohen Zieles. Dem das Bewusstsein im Dienste der Allgemeinheit zu stehen, ohne Rücksicht auf Arm und Reich, ohne durch die Grenzen der Weltanschauung, des Bekenntnisses, der Nationalität, der gesellschaftlichen Stellung und wie sie alle heißen, die die Menschheit in verschiedene Schubfächer einteilen, kurz, im Dienste der Allgemeinheit zu stehen, ist in sich schon reicher Lohn, der den Schmerz

aufwiegen vermag, der durch alltäglichen Undank wohl manchmal trotz allem Ankämpfen erzeugt wird. In diesem Sinne sind die folgenden Verse zu deuten:

Die Werke Ihr der Nächstenliebe
Zu Eurem Lebenszweck erkoren,
Als Trösterinnen seid geboren
Den Armen, die das Dasein trübe
Und freudlos sehen, ob der Leiden
Die schmerzend sie darniederbeugen;
Vor Euch muss jeder sich bescheiden
In Achtung und in Demut neigen.

Was tut heildessen nun die Welt
Die stets den Undank beut zum Lohne?
Sie reicht just Denen ihre Krone,
Die Eigennutz voran gestellt. –
Euch bleibt der Abfall alles dessen,
Womit man reichlich sie versehen.
Was Ihr getan ist rasch vergessen,
Wenn ausgenützt, dann könnt Ihr gehen.

Der Alltag schaut auf Euch herunter,
Doch sieht man weinend Euch die Hände,
Wenn man mit seiner Kraft zu Ende
Und man erheischt von Euch Wunder.
Doch kann man wieder auf sich richten,
Sieht man mit Augen Euch von gestern. –
Auf jeden Erdendank verzichten
Das ist das Los der Krankenschwestern.

Kapitel 64 – Samstag, den 6. Mai 1922

Die globale Kulturgeschichte des Tabaks: Vom rituellen Kraut der Ureinwohner zum weltweiten Genuss- und Suchtmittel

Als Christoph Kolumbus am 12. Oktober 1492 auf der Insel Guanahani landete und die Eingeborenen dieser Insel beobachten konnte, wie sie Rollen eines trockenen Krautes, als deren äußere Hülle ein Maisblatt diente, in Brand setzten und dann den Rauch einzogen, da hätte er sicherlich nicht geglaubt, daß sich dieser, ihm unverständliche Vorgang später einmal zu einer allgemeinen Sitte, nicht nur in seiner Heimat, sondern in der ganzen alten Welt auswachsen würde. Und doch kam es so. Die Samen der von den Eingeborenen zum „Rauchen“ benutzten Pflanze wurden 1519 zum erstenmale durch Gonzalo Hernando de Oviedo nach Spanien gebracht; das daraus hervorgegangene Gewächs, zunächst noch ausschließlich zu Zier- oder medizin. Zwecken benutzt wurde, aber schon etwa 50 Jahre später zu Rauchzwecken verwandt. Man nannte es allgemein Tabak, eine Bezeichnung, die übrigens nicht die ursprüngliche Benennung der Pflanze selbst, sondern nur die Bezeichnung

darstellt, mit der die Eingeborenen die Art des Rauchens belegten. Sie nannten nämlich die Rollen, die sie glimmend im Munde führten, Tabaco, woraus der uns geläufige Name „Tabak“ entstanden ist. Die Pflanze selbst hieß Cohobba. Der Ursprung des Raucherzeugens war zweifellos die Absicht, durch den Rauch lästige Insekten zu verscheuchen. Erst mit der Zeit gewann man dem Rauchgeruche Geschmack ab. Der von einem Pater auf der zweiten Reise des Kolumbus beobachtete weitere Abart des Rauchens, die darin bestand, daß die Blätter auf glühende Kohlen gelegt und der so erzeugte Rauch durch ein oben gabelförmig auslaufendes Rohr mit der Nase eingesogen wurde. Bald mag man die Erfahrung gemacht haben, daß durch das Einziehen des Rauches das Gefühl des Hungers zurückgedämmt und das der Ermüdung und Erschlaffung abgeschwächt wird. Auch die beruhigende Wirkung bei Gemütsaufregungen mag man schon frühzeitig erkannt haben. Der symbolische Gebrauch der Friedenspfeife findet darin seine Erklärung. Daß man die grünen Blätter der Cohobbapflanze als Wundkraut benutzte und den im Tabaktaumel entstandenen Träumen prophetische Bedeutung beimaß, ist bei der niedrigen Kulturstufe, auf der die Eingeborenen standen, um so weniger zu verwundern, als selbst bei den hochgebildeten europäischen Völker des klassischen Altertums der Rauch eine gewisse Rolle im Kultus spielte. So orakelte die Pythia unter dem Einflusse betäubender Dämpfe. Das Schicksal, beziehungsweise der Weg, der sich für die Tabakpflanze zu einem Siegeszuge durch die ganze Welt auswuchs, war eigenartig. Nicht von Amerika aus, der eigentlichen Heimat des Tabaks, nahm dieser Weg seinen Ursprung, sondern von Europa verbreitete sich das Tabakrauchen über die ganze Welt, trotzdem sofort eine beispiellose Bekämpfung von behödl. Seite gegen den Tabakgenuß einsetzte. In der Schweiz wurde das Rauchen mit derselben Strafe wie der Ehebruch belegt; in der Türkei stand die Todesstrafe darauf. Aus Portugal wurde der Tabak durch Jean Nicot 1560 nach Frankreich gebracht. Ursprünglich wohl als Heilmittel gegen Krebskrankheit. Man nannte ihn herbe Nicotiane. In Form von Schnupftabak wurde er gar bald als Heilmittel gegen Kopfweg benutzt. Von Frankreich aus hielt er seinen Einzug in die Schweiz, Deutschland und Italien. England wurde mit dem Tabakrauchen durch Kolonisten aus Virginia beglückt, von England aus kam er nach Holland und Belgien. Englische Matrosen brachten ihn nach Schweden und Norwegen, von da aus hielt er in Rußland seinen Einzug. Trotzdem dort auf das Tabakrauchen Knute und Verbannung standen, wurde gar bald von den Russen dem Tabak ebensoehr gehuldigt wie in Deutschland, wo er durch das Tabakkollegium Fr. Wilh. I. sogar hoffähig wurde. Der erste Versuch in Deutschland, Tabak anzubauen, wurde im Jahre 1620 in Straßburg gemacht. 1650 schon folgte Baden, die Bergstraße, die Pfalz und die Schweiz. Die ersten Tabakspfeifen wurden in Gouda (Holland) hergestellt. Bekannt waren später die sogenannten Kölner Pfeifen und die im Hessischen fabrizierten. Es gab Zeiten und Länder, in denen man großes Gewicht auf die äußere Gestaltung der Pfeifen verwandte. Man fand darunter geradezu Prunkstücke, die mit Gold und Edelsteinen besetzt waren. Im ganzen Oriente raucht man noch heute den Tschibuk, ein langes Rohr mit rotem Tonkopfe; das Rohr ist meist reich verziert. In Persien ist neben dem Tschibuk die Wasserpfeife in Mode. Interessant ist, daß das Rauchen der Frauen nicht etwa eine Errungenschaft der Neuzeit darstellt, sondern daß es gerade ehemals, kurz nach der Einführung des Tabakgenusses Allgemeingut der Frauenwelt war. Auf den Philippinen beispielsweise rauchten die Frauen Zigarren von etwa 1 Fuß Länge, die sogenannten Frauenzigarren, die sich von denen der Männer wesentlich durch ihre Länge unterschieden. 1642 wird vom Rheine berichtet, daß die Frauen aller Stände ihre Pfeife rauchten, ebenso von Baden und den Orten der Bergstraße.

Aus alledem kann man einsehen, wie der Tabakgenuß, der besonders während des Weltkrieges – solange man noch echten Tabak zur Verfügung hatte – sich zu einem ungeahnten Umfange entwickelte, in verhältnismäßig kurzer Zeit die ganze Welt unter sein Zepter brachte; alle Hindernisse wurden mit Leichtigkeit überwunden und gleich einem großen Gedanken setzte er sich durch, trotz allen gegnerischen Einwendungen und äußeren Bekämpfungsmitteln. Als gegen Ende des Weltkrieges echter Tabak ausging, da wurde selbst von den verwöhntesten ehemaligen Feinschmeckern aller mögliche Ersatz geraucht. Nur wenige brachten es über sich, während dieser Zeit das Rauchen ganz aufzugeben. Man sieht daraus, wie leicht der Mensch, selbst wenn er sich zu den Gebildeten zählt, Sklave der Gewohnheit und der Leidenschaft wird. Der Tabak kann ihm in diesem Sinne nicht nur zu einem Genußmittel, sondern auch zu einem getreuen Spiegel seines eigenen Ichs werden, da er ihm seine Schwächen ungeschminkt vor Augen führt und ihm Perspektiven eröffnet, vor denen es ihm schwindeln müßte, wenn die Selbsterkenntnis als selbstverständliche Voraussetzung angesprochen werden könnte.

Kapitel 65 – Samstag, den 20. Mai 1922

Die universelle Sprache des Stiftes: Warum das Zeichnen mehr als nur ein Schulfach ist

Eines der Fächer, denen zeitweise im Schulunterricht viel zu wenig Beachtung geschenkt wurde, ist das Linear- und Freihandzeichnen. Es hat eine Zeit gegeben, und sie liegt noch gar nicht so weit hinter uns, in der letzteres wenigstens geradezu als unnötiger Ballast im Unterrichtswesen hingestellt wurde; und so kam es, daß es gegenüber der übrigen Disziplinen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Ganz mit Unrecht. Freilich mag zugerufen werden, daß neben dem Mangel an Verständnis, die veraltete, aber damals immer noch in Geltung stehende Lehrmethode an der Abneigung von Schüler und Lehrer und der daraus entspringenden Vernachlässigung die Schuld trug. Es ist um so erfreulicher, daß in unseren Tagen immer mehr die Erkenntnis dafür reift, welches Lehrmittel im Zeichenunterricht zur Ertüchtigung des heranwachsenden Geschlechtes dem Lehrer an die Hand gegeben ist. So kommt es, daß moderne Schulmänner dem Zeichenunterricht wieder den Platz in der Jugenderziehung einräumen, der ihm gebührt.

Die heutigen Ausführungen, die sich mit dem schulmäßigen Zeichnen befassen, sollen auch weiteren, nicht im Schulleben stehenden Kreisen die Augen öffnen gegenüber dem inneren Wert des so lange Zeit verkannten Lehrfaches. Es sei dabei von vorn herein bemerkt, daß hierbei die höhere Zeichenkunst unberücksichtigt gelassen werden soll.

Beim Zeichnen verhält es sich in soweit ähnlich wie bei der Musik, als beide bis zu einem gewissen Grade jedermann erlernen kann, wenn er nur das nötige Interesse und Lust und Liebe zu dem Fache mitbringt. Zur Betätigung in der Musik genügt oft nur der Wunsch, einen flotten Walzer, den neuesten Schlager oder ein paar Kommers- oder Volkslieder bei

festlichen Anlässen oder im engen Familienkreise spielen zu können. Beim Zeichnen ist der Wunsch zur Betätigung geradezu ein Naturbetrieb. Es gibt wohl kein Kind, das nicht aus sich heraus den Drang verspürt hätte, durch Striche oder bei vorgerückterem Alter gar durch Figuren dem, was im Momente sein Inneres bewegt, Ausdruck zu verleihen. Mit welcher erstaunlicher Geschicklichkeit und künstlerischer Beobachtungsgabe oft solche Kinderzeichnungen hingeworfen sind, dafür bot die seinerzeit in Mannheim gezeigte Ausstellung: „Das Kind in der Kunst“ reiche Beispiele. Dieser natürliche Hang bzw. Drang zum Zeichnen wird nur gar zu häufig von den Eltern mit Absicht unterdrückt, weil sie eine Ablenkung von anderen, ihnen wichtiger erscheinenden Lehrfächern fürchten. Erst wenn das Kind soweit herangereift ist, daß es sich einem bestimmten Berufe widmen will, worin allenfalls Zeichnen verlangt wird, sieht man mit einem Male ein, daß es doch besser gewesen wäre, wenn man dieser natürlichen Veranlagung rechtzeitig nachgegeben hätte. Indem man nun glaubt, jetzt müsse mit aller Gewalt das Versäumte eingeholt werden, setzt man sich nur zu oft Enttäuschungen aus. Denn nicht mit einem Male kann das Interesse geweckt werden für ein Fach, das man von jeher mit einem gewissen Bannfluche belegt hatte. Es bedarf dazu schon die ganze Kunst eines zeichnerisch durchgebildeten Lehrers, um die Lücke einigermaßen auszufüllen, die in dem Aufbau der begonnenen Erziehung freventlich offen gelassen worden war. Wenn nicht die Mitarbeit von Schüler und Eltern hinzukommt, dann ist es oft fast nicht mehr möglich, die vorhandene Lücke in einem immerhin knapp bemessenen Zeitraum zu schließen.

Des Schülers einzige Rettung ist dann die Befähigung des Lehrers, wahres Verständnis für die Notwendigkeit des zu Erlernenden und damit reges Interesse zu erwecken und zu erhalten. Damit ist allerdings auch viel getan; denn das, was wir so für gewöhnlich mit dem Worte „Talent“ bezeichnen, ist im Wesen meist nichts weiter, als geförderte Lust und Liebe, Ausdauer und eiserner Fleiß!

Das Zeichnen bildet nicht nur im handwerklichen und technischen Berufe die unentbehrlichste Fundamentalkenntnis, sondern man kann getrost sagen, daß in jedem Berufe, wie er auch heißen möge, Mangel an Fertigkeit im Zeichnen, wenn auch nur gelegentlich, äußerst unangenehm empfunden wird. Wie peinlich ist es, wenn man einen sonst geistig Hochstehenden in die Lage versetzt sieht, dem was er uns sagen möchte zeichnerischen Ausdruck zu verleihen; sein Beginnen gleicht in seinen mißglückten stümperhaften Strichen dem Stammeln eines unbeholfenen Kindes. Mit diesem Beispiel wird aber der tiefere Wert, der im Zeichnen und in seiner Pflege liegt, mit einem Schlage auch dem Verständnis derer näher gebracht, die sich noch nicht die Mühe gaben, in dieser Beziehung tieferen Erwägungen nachzugehen. Das Zeichnen ist nämlich nichts mehr und nichts weniger, als ein Ausdrucksmittel dessen, was wir nicht in Worte kleiden wollen oder nicht ohne erheblichen Aufwand erschöpfend ausdrücken können. Zeichnen lernen heißt eine neue Sprache erlernen, und ich möchte gleich hinzufügen, eine internationale, von allen die Bewohner des Erdballs gleich gut verstanden wird. Das Zeichnen ist aber nicht nur eine Weltsprache, gegenüber der die geplante Einführung des „Volapük“ und des „Esperanto“ stets ein Stümperwerk bleiben wird, sondern auch die verständlichste Kurzsprache die es überhaupt gibt. Bis in die kleinsten Details, die in Worten darzulegen fast ans Unmögliche

grenzte, vermag man in der Zeichnung alle Gedanken klar und klar festzustellen, sodaß, die Richtigkeit der Zeichnung vorausgesetzt, Irrtümer fast als ausgeschlossen gelten können. Dabei ist alles Gesagte mit einem Blicke sofort zu übersehen und für alle Zukunft dem Auge sichtbar festgelegt. Ich will es dem Leser selbst überlassen, die zuletzt angedeuteten Gedanken weiter auszuspinnen, möchte an dieser Stelle nur sein Augenmerk darauf richten, daß er selbst schon des öfteren, vielleicht ganz unbewußt, den engen Zusammenhang von Zeichnung und Sprache praktisch erprobt hat, nämlich beim Lösen eines Bilderrätsels. Auch die sprachlichen Ausdrucksmittel aller Naturvölker und die der Urvölker stützen sich, ähnlich wie die Hieroglyphen der Ägypter, auf die Zeichnung.

Aber auch in ethischer Beziehung ist der Wert des Zeichnens nicht zu verkennen; es übt Hand und Auge. Die Hand wird gelenkiger und gefühlvoller; das Augenmaß, jener natürliche Notbehelf für etwa mangelnde Werkzeuge, kann vorzugsweise durch die Uebung im Zeichnen zu oft erstaunenswerten Leistungen ausgebildet werden. Mit dem Sinne für Abmessungen und deren richtigem Erfassen bildet sich aber auch der Schönheitssinn und das Verständnis edler Proportionierung. Mit einem Worte, das Zeichnen fördert die Gabe des Sehens; des Sehens auf allen Gebieten. Wie viele Menschen gibt es, die an den sie umgebenden Schönheiten, die Natur oder Menschenhand geschaffen haben, wie Blinde vorbeilaufen. Wären sie durch zeichnerische Wiedergabe dieser oder ähnlicher Gebilde einmal in die Lage versetzt gewesen, mit Mühe und Aufmerksamkeit das Schaustück zu betrachten, sie würden Pflanzen und Tiere, Architekturen und Landschaften, Möbel und ornamentale Verzierungen mit anderen Augen ansehen und verstehen. So ist es begreiflich, daß der Maler Naturausschnitte sieht, die dem Laien ewig verborgen bleiben, der Architekt Schattenwirkungen und Tiefen, die dem nicht zeichnerisch Gebildeten stets flache unscheinbare Wandflächen bleiben werden, der Ornamentiker und Kunstgewerbler reizvolle Gebilde, in denen der Unausgebildete nur wertloses, für die Kehrrihtabfuhr bestimmtes welkes Laub erblickt.

Zeichnen soll aber nie die Brücke bilden zu angehendem Größenwahn, der sich nur zu oft in hohen Kragen und breitrandigen Schlapphüten bei den Jüngern der höheren Zeichenkunst nach Außen hin kundgibt. Der Begriff des Zeichnens ist ein gar weiter, und selbst diejenigen, die es schon weit in der Zeichenkunst gebracht haben, sind noch lange nicht berechtigt, sich deshalb auch Künstler im wahren Sinne des Wortes zu nennen. Auf dem Wege vom Kopfe durch den Arm und den Zeichenstift auf das Papier geht oft mehr verloren, als die raffinierteste Technik ersetzen kann. Ganz und alles darstellen können, was und wie es beabsichtigt war, ist nur das Alleingut weniger von der Natur Bevorzugter. Diese Fähigkeit ist aber nicht mehr Talent, sondern grenzt an Genie. Und selbst diese Wenigen verdanken ihre Wirkungen oft mehr Zufälligkeiten, als für gewöhnlich angenommen wird. Darin gleichen sie dem gottbegnadeten Dichter. Auch diesem fließt oft, weil er eben ein wahrer Dichter ist, eine Wendung in die Feder, die in unbewußtem Schaffen einem tiefen Gedanken Ausdruck verleiht. Erst die Schriftdeuter und Sprachgelehrten zerrupfen und zerpfücken diese Worte in unzählige Weisheitspartikelchen und blasen ihren aufmerksam lauschenden Schülern den feinen Blütenstaub in die Augen, sodaß sie blind werden gegenüber dem großen erhabenen Kunstwerke und nur noch die Raffinesse des Autors bewundern.